

Biogr. *

1240

hoo

Biogr.
1240 h.o.a

(Werder)
Witkowski

ANST. CH. 18.

Bayerische Staatsbibliothek



<36646888160019

bst. 4/vi 87

DIEDERICH VON DEM WERDER.

EIN BEITRAG
ZUR DEUTSCHEN LITTERATURGESCHICHTE
DES SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

VON

DR. GEORG WITKOWSKI.



LEIPZIG,
VERLAG VON VEIT & COMP.

1887.

1772

= Gesch. p. 1229

Ignorant Direktor Dr. Laubmann

in dieser Angelegenheit und dankbarheit

1.8.37

der Hauptstadt.

heutig, am 20. Mai 1887.

DIEDERICH VON DEM WERDER.

BEREICH VON DEN WÄNDEN

C
DIEDERICH VON DEM WERDER.

EIN BEITRAG
ZUR DEUTSCHEN LITTERATURGESCHICHTE
DES SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

VON

DR. GEORG WITKOWSKI.



LEIPZIG,
VERLAG VON VEIT & COMP.

1887.

DIEDERICH VON DEM WERDER.

IM KRIEGE

SEIN DUTSCHER KRIEGS-LEBENS-GEICHTE

DES NACHMANNEN KRIEGS-LEBENS



LEIPZIG

VERLAG VON METZGER & WITTIG

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

MICHAEL BERNAYS

GEWIDMET.

MICHAEL BERRY

1811

Inhalt.

	Seite
I. Einleitung	1
II. Tobias Hübner	3
III. Biographie	22
IV. Bibliographie	37
V. Werder und die Fruchtbringende Gesellschaft	46
VI. Werder und Opitz	59
VII. Werders Übersetzungen	68
VIII. Werders eigene Werke	114
IX. Schluß	137

Inhalt

I. Einleitung	1
II. Die Naturgeschichte	1
III. Die Geographie	22
IV. Die Historie	27
V. Die Wissenschaft der Erziehung	40
VI. Die Wissenschaft der Erziehung und Erzieher	52
VII. Die Wissenschaft der Erziehung und Erzieher	68
VIII. Die Wissenschaft der Erziehung und Erzieher	111
IX. Die Wissenschaft der Erziehung und Erzieher	137

I. Einleitung.

Am spätesten von allen Kulturvölkern Europas erhielt das deutsche eine geregelte Form seiner Kunstdichtung. Das Jahr 1624, in welchem Opitzens „Buch von der deutschen Poeterey“ erschien, bezeichnet diesen Wendepunkt unserer Litteraturgeschichte. Allerdings war schon fünfzig Jahre zuvor die Wichtigkeit und Notwendigkeit eines bestimmt durchgeführten metrischen Prinzips anerkannt worden;¹ aber es fehlte lange Zeit an einem Manne, der neben der richtigen Erkenntnis dessen, was noththat, hinreichenden persönlichen Einfluß besessen hätte, um eine Reformation auf poetischem Gebiete erfolgreich durchzuführen.

Auch Opitz wäre es bei seiner im Verhältniß zu der gestellten Aufgabe geringen Begabung als Gesetzgeber wie als Dichter nicht gelungen, feste Prinzipien aufzustellen und denselben allgemeine Geltung zu verschaffen, wäre er nicht durch eine Anzahl von äußeren Umständen unterstützt worden, welche gerade in dem Augenblick, da er auftrat, glücklich zusammentrafen.

Drei Momente sind in dieser Hinsicht besonders hervorzuheben. Vor allem konnte Opitz sich auf die ausgebildete Poetik zweier Nachbarvölker, der Franzosen und der Holländer, stützen, und entlehnte von ihnen die wichtigsten seiner Grundsätze.² Ferner begann gerade in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrzehnts des siebzehnten Jahrhunderts wieder an verschiedenen Punkten Deutschlands das Stre-

¹ Siehe die Darstellung der ganzen Bewegung bis zum Jahre 1612 bei HÖPFNER, „Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts.“ Berlin, 1866.

² BORINSKI, Die Kunstlehre der Renaissance in Opitz' Buch von der deutschen Poeterey. München, 1883. BERNHARDT MUTH, Über das Verhältniß von Martin Opitz zu Daniel Heinsius. Leipzig, 1872. Erwähnt sei, daß Opitzens Reform vor allem an dem Mangel krankte, daß sie das neue Betonungsprinzip nicht weit genug durchführte. Das moderne Metrum dient im Gegensatz zu dem antiken, welches den Reiz der sinnlichen Empfindung bezweckt, dem Gedanken. Diesen Unterschied erkannte Opitz nur so weit, daß er das Zusammenfallen der Arsis mit der betonten Silbe für nötig hielt; den folgenden wichtigeren Schritt, durch die Stellung im Verse den Wert der Worte im Satze zu unterscheiden, that er nicht.

ben nach einer Kunstdichtung sich energischer zu regen; denn eine Reihe von Talenten tauchte auf, welche von der feineren Renaissancebildung Frankreichs durchdrungen und nicht gewillt waren, ihre Schöpfungen in die rohe Form der gesunkenen volkstümlichen Poesie zu kleiden. Einzelne Dichter hatten das Richtige schon erkannt und praktisch anzuwenden gesucht, und als nun Opitz in klaren Worten das als Gesetz proklamierte, was den Kern ihrer Bestrebungen ausmachte, da folgten sie alle willig seinen Fahnen und schlugen bald die Kämpfer für das Alte aus dem Felde oder verlockten sie zum Übergang.

Die Schnelligkeit dieses Sieges hatte Opitz der energischen Hülfe zu verdanken, welche ihm die Fruchtbringende Gesellschaft zu Teil werden ließ. Sie war 1617 gegründet worden und binnen kurzer Zeit zu grossem Ansehen gelangt. Durch ihre Führer ward sie zum Mittelpunkt aller Bestrebungen für deutsche Sprache und Litteratur erhoben; denn sie vereinigte in sich den gebildeten Teil des Adels und die bedeutendsten unter den Dichtern und Gelehrten. Ihnen allen galt als gemeinsames Ziel die Hebung und Reinigung der Litteratur.

Das Interesse an der Dichtkunst wurde dadurch, daß ihre Pflege so den oberen Ständen gleichsam als Ehrenpflicht anvertraut war, wieder besonders in den adeligen Kreisen rege, und zum ersten Male seit dem Ausgang des Mittelalters tauchte wieder eine Reihe von fürstlichen und ritterlichen Dichtern auf. Freilich übertraf der gute Wille derselben bei weitem ihre poetische Begabung, und ihre Leistungen beschränkten sich daher, mit wenigen Ausnahmen, auf Übersetzungen aus fremden Sprachen.

Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen war von Anfang an der eifrigste Förderer der Fruchtbringenden Gesellschaft, und an seinem und dem benachbarten dessauischen Hofe erstanden die beiden Dichter, welche vor allen anderen sich im Dienste der Gesellschaft auszeichneten: Tobias Hübner und Diederich von dem Werder.

Auch sie waren keine eigentlich schöpferischen Naturen und ihre Bedeutung ruht fast ausschließlich in ihren Übersetzungen; aber sie zeichneten sich durch die Wahl ihrer Stoffe und deren formelle Behandlung vor den übrigen Genossen der Fruchtbringenden Gesellschaft aus, und traten in die unmittelbarste Verbindung mit den Führern der litterarischen Bewegung.

Sie standen in ihrer reformatorischen Thätigkeit anfangs vollkommen selbständig neben Opitz, ja Hübner eilte diesem um mehrere Jahre in wichtigen Fortschritten voran. Er bahnte, besonders in Mittel- und Norddeutschland, durch ein großes Übersetzungswerk,

in welchem er jene Neuerungen zuerst praktisch anwandte, Opitz den Weg zum Erfolge.

Was Hüebner begonnen hatte, setzte Werder mit größerem poetischen Talent und formellen Geschick fort.¹ Er stand auf der Höhe seiner dichterischen Leistungskraft, als Opitzens Regelbuch erschien, und es ist lehrreich zu beobachten, in welcher Weise Werder dadurch in seinen Dichtungen beeinflußt wurde.

Aber auch an und für sich erregen Werders Übersetzungen und Dichterwerke Interesse durch die Wahl der Stoffe und deren verschiedenartige Behandlung; denn er griff als der Einzige unter seinen Zeitgenossen auf die großen Meister der klassischen epischen Poesie Italiens zurück und verdeutschte dieselben in einer Weise, die Ariosts und Tassos nicht unwürdig war.

So nimmt er seinen bescheidenen Platz in der Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts ein, und verdient wohl eine eingehendere Würdigung, als er bisher gefunden hat; denn in den größeren Litteraturgeschichten wird er meist nur mit wenigen Worten charakterisiert, und auch BARTHOLD giebt in seiner „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft“, entsprechend der Tendenz des Werkes, fast nur historische und biographische Nachrichten. Wertvolle Notizen zur Lebensgeschichte Werders bietet ferner KRAUSE; aber seine Kenntniss der Werke Werders ist zu gering, als daß er eine genügende Darstellung der schriftstellerischen Leistungen des Dichters zu geben vermöchte.

II. Tobias Hüebner.

Die Geschichte der Naturwissenschaften nennt eine Reihe von Männern, welche dieses Andenken nicht sichtbaren Erfolgen ihres Schaffens zu verdanken haben, sondern deren historische Bedeutung ausschließlich darin beruht, daß Ideen, die später Gestalt gewannen, von ihnen angeregt wurden, daß sie auf neue Bahnen hinwiesen, ohne

¹ Da es bisher an einer Darlegung der poetischen Verdienste Hüebners fehlt (HÖPFNER erwähnt nur die ersten Versuche desselben in alexandrinischen Versen), so muß er kurz charakterisiert werden, um Werders Leistungen in das richtige Licht zu stellen. Im Abschnitt II ist versucht worden, die wichtigsten Punkte zur Beurteilung Hüebners zusammenzustellen.

daß sie selbst die Kraft oder die Mittel besaßen, Schranken, welche das Betreten dieser Wege verhinderten, zu beseitigen. In der Geschichte der Litteratur sind Erscheinungen dieser Art selten. Die Fortschritte und Neuerungen auf diesem Gebiete pflegen von denen auszugehen, die in sich den Drang und die Befähigung zur poetischen Bethätigung fühlen, und deshalb werden hier die theoretischen Bestrebungen in der Regel in dichterischen Werken niedergelegt, die meist auch einen gewissen künstlerischen Wert besitzen. Wo aber dieser fehlt, bleibt nur, wie bei jenen Naturforschern, ein rein theoretisches Verdienst übrig, und unser Urteil muß dann diesem gerecht zu werden suchen, ohne sich durch den Mangel ästhetischer Vorzüge beirren zu lassen.

Tobias Hüebner gehört zu jenen lediglich historisch zu betrachtenden Persönlichkeiten. Wo fänden wir bei ihm eine Spur dichterischen Gefühls, wo zeigte sich irgend ein freierer geistiger Aufschwung? Seine Dichtwerke und Übersetzungen sind gereimte Prosa voll dunkler und unklarer Stellen, baar aller eigenen höheren Gedanken. Und doch galt dieser Mann den Zeitgenossen als zweiter Virgilius und Ovidius, in seiner Grabschrift wurde er „*Literatorum Honos, Poëtarum Gloria*“ genannt, und Fleming feierte Hüebner in begeisterten deutschen und lateinischen Versen, als er an der Wolga dessen Tod erfuhr.¹ Opitz verkehrte mit ihm als einem dichterisch Gleichbedeutenden, und Diederich von dem Werder erklärte sich für seinen Nachahmer.²

Wie ist diese vielseitige Anerkennung mit den poetischen Leistungen Hüebners in Einklang zu bringen? Nur indem wir die theoretische Bedeutung seines Wirkens darlegen. Dieselbe ist nicht gering zu schätzen; denn Hüebner wandte zuerst in einem großen Werke die wichtigsten jener metrischen Prinzipien an, die bald durch Opitz allgemeine Geltung erlangten, er begründete die Herrschaft des Alexandriners in unserer Poesie, und er war der erste, welcher eine epische Dichtung nach Form und Inhalt getreu in deutscher Sprache nachzubilden suchte, während alle Früheren sich mit der stofflichen Aneignung begnügt hatten.

¹ Paul Flemings deutsche Gedichte herausgegeben von LAPPENBERG. Stuttgart 1865. I. S. 456. Paul Flemings lateinische Gedichte herausgegeben von LAPPENBERG. Stuttgart 1863. S. 366.

² „Wenn ich seh Bartam Teutsch, abkühlend ich mich stärke,
Es reizt mich solcher an zu einem schweren Wercke.“

Aus dem Reimgesetz Diederichs von dem Werder im Stammbuch der Fruchtbringenden Gesellschaft.

Die äußeren Lebensumstände Tobias Hübners sind ziemlich einfach.¹ Er stammte aus einer alten adeligen² Beamtenfamilie Anhalts. Geboren am 5. April 1578 erhielt er auf Schule und Universität eine treffliche Vorbildung, reiste nach Frankreich und eignete sich gründliche Kenntniss in der italienischen, spanischen und besonders der französischen Sprache an. Auf Empfehlung des Burggrafen von Dohna wählte ihn im Jahre 1608 Fürst Joachim Georg I. von Anhalt zum Reisebegleiter seines älteren Sohnes Joachim Ernst. Nach anderthalb Jahren, die sie theils in Genf und Saumur, theils in Paris verbrachten, kehrten Hübner und sein Zögling nach Deutschland zurück, um an der Belagerung Jülichs, welche die Blüte des protestantischen Adels vereinigte, teilzunehmen. Hübner wurde vor der Festung verwundet. Dann hielt er sich bis 1613 am Hofe von Ansbach auf, „bei welchem er sich insonderheit auch wegen der Wissenschaft in Ritter-Spielen berühmt machte.“ In der That scheint seine Erfindungsgabe auf diesem Gebiete ihm einen großen Ruf verschafft zu haben; denn er trat als Leiter und Teilnehmer derartiger Spiele bei mannigfachen Gelegenheiten an verschiedenen deutschen Fürstenhöfen hervor; so bei der in Onoltzbach (Ansbach) gefeierten Hochzeit des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg mit der Gräfin Sophie von Solms,³ bei der Vermählung der Prinzessin Sophie Elisabeth von Anhalt mit dem Herzog Georg Rudolf von Liegnitz und Brieg, 1614, und vor allem bei jenen Festlichkeiten, welche bei der Heimführung Elisabeths von England durch Friedrich V. von der Pfalz in Heidelberg gefeiert wurden und durch ihren Glanz alle früheren überstrahlten. Die Beschreibung der phantastischen Erfindungen, welche Hübner bei diesem Anlaß ersann,⁴ zeigt eine geschickte Verwendung der antiken Mythologie; vor allem ist aber bemerkenswert, daß sich unter den dazu gedichteten Gesängen die ersten deutschen, regelmäßig gebauten

¹ Nach BECKMANN, Historie des Fürstenthums Anhalt. Zerbst 1710. VII, 229 ff.

² BECKMANN zählt die Hübner unter den adeligen Häusern auf; außerdem beweist die Teilnahme Hübners an zahlreichen ritterlichen Spielen, von denen Bürgerliche stets ausgeschlossen waren, dessen vornehme Abkunft. Dadurch wird der Zusatz, der sich fast überall, wo Hübner erwähnt wird, bei seinem Namen findet, „der erste Bürgerliche in der Fruchtbringenden Gesellschaft“ unhaltbar.

³ Cartel zum Ringelrennen. Gedruckt zu Onoltzbach durch Paulum Böhem, Fürstl. Brandenburgischen Buchdrucker, Anno 1612.

⁴ Beschreibung der Reiß: Empfahung deß Ritterlichen Ordens: Vollbringung deß Heyraths und glücklicher Heimführung etc. . . . des . . . Herrn Friedrich des Fünften, Pfalzgraven bey Rhein . . . Mit der Princessin Elisabethen In Gotthardt Vögelins Verlag. Anno 1613.

Alexandriner finden. HÖPFNER¹ hat auf die Bedeutung dieser 320 Verse hingewiesen, wie stolz ihr Verfasser auf sie war, wird später gezeigt werden. Hübner bildete sich auch auf seine Inventionen und Siege im Turnier viel ein. Noch 1625 ließ er Opitz eine derartige Erfindung durch Buchner mitteilen,² die fast schneller aus seiner Feder als aus seinem Geiste hervorgegangen sei, und rühmte sich, daß er im Kampfe zwischen phönicischen, äthiopischen und amerikanischen Rittern in neun Rennen siebenmal gesiegt und den ersten Preis davon getragen habe. Stolz fügte er hinzu: „*Quod propterea solummodo te nescire nolui, ne cum vulgo crederes, literis cum ocreis minus convenire. Quin imo si Pegasi alis meis equis uti licuisset, absolutiorem adhuc victoriam sperassem.*“

Seit 1613 weilte Hübner als Geheimer Rath und Prinzen-Hofmeister in Bernburg und wurde daneben zu Gesandtschaften gebraucht, von denen nur die nach Liegnitz, 1619, wo er vielleicht Opitz kennen lernte, erwähnt sei.

Im Jahre 1619 wurde Hübner auch in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Er war das 25. Mitglied und erhielt als Sinnbild den Rübsamen, den Namen der Nutzbare, und das Wort „in Vielfältigkeit“. Sein Reimgesetz in dem Gesellschaftsbuche von 1646 lautet:

Vielfältig nutzbar ist der gute Rübesamen,
An Korn und Oele, drumb führ ich mir diesen Namen,
Wie Nutzbar ich nun sey, mein Bartas noch bewehrt,
Den ich zu reden rein in Reime Deutsch gelehrt
Ohn einig frembd gemeng, das die von frembden Orten
Sich wundern ob der art, so klar in allen worten
Und Zeugnis geben selbst, das in gebundner red'
Ich erst den Weg gezeigt, und Deutsch in Maß geredt.³

T. H.

1619.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde Hübner vom Podagra und Chiragra sehr geplagt, er starb am 5. Mai 1636 in Dessau.

BECKMANN schließt seine Charakteristik Hübners mit folgenden Worten: „In der deutschen Poësie aber wird ihm nachgerühmet, daß Er der Erste Erfinder gewesen, welcher derselben in seiner Muttersprache die rechte Ahrt gegeben, die Bahn zuerst gebrochen, und den vornehmsten Stein zu solcher Zierlichkeit und Aufnehmen gelegt, daher

¹ Reformbestrebungen. S. 43 ff.

² Cl. Viri Augusti Buchneri Epistolarum Partes tres. opera Joh. Jac. Stübelii 1720. Hübner an Buchner 9 Jan. (Juni?) 1625. Epist. III. 9.

³ Bei KRAUSE, Fürst Ludwig III, 32 sind die Verse nach dem Stammbuch von 1629 mitgeteilt und zeigen einige formelle Verschiedenheiten.

Er auch von Vielen der deutsche Virgilius und Ovidius genannt worden, wie er sich dann auch selbst damit sehr ergetzet und unterschiedene Bücher von Alexandrinischen Versen mit ihren rechten Cæsuren, Endungen und andern zugehörigen Elegantien von Geist- und Weltlichen Sachen, so viel er sich seiner vielfältigen und gehäuften wichtigen Geschäften abmüßigen können, verfertigt, deren theils auch durch den Druck ans Licht gekommen.“

Auf der linken Seite von Hübners Sarge steht ein Gedicht, welches von Diederich von dem Werder verfaßt ist und nach allen Seiten hin die Verdienste des Verstorbenen rühmend hervorhebt.

Der Briefwechsel zwischen Hübner und August Buchner in Wittenberg, dem thätigen Anhänger Opitzens, giebt uns ein richtigeres Bild des Bartas-Übersetzers, als jene mehr freundschaftlichen, als wahren Lobpreisungen.¹ Die Briefe Hübners, welche uns erhalten sind, zeigen seine Eitelkeit, seine kleinliche Ruhmbegier. Er vergleicht die Poesien Buchners mit den höchsten Leistungen der klassischen Dichtkunst, um von diesem gleiche übertriebene Lobeserhebungen für seine dichterischen Erzeugnisse zu vernehmen. Und so angenehm waren ihm diese unwahren Schmeicheleien, daß er fast jedem seiner Briefe neue Verse beifügte, in denen er alle irgendwie bemerkenswerten Ereignisse an den anhaltinischen Höfen besang.² Offen und versteckt wandte er sich gegen Opitz, erkannte nur widerwillig dessen Leistungen an und suchte sich selbst und Werder ihm zur Seite, wenn nicht über ihn zu stellen.

So schrieb er bereits am 10. Jan. 1625 an Buchner:³

„Quamquam in isto poemate, quemadmodum in prima secundae Bartasii septimanae edita versione multa cum tempore corrigenda animadverti. Jam enim versum Germanicum, nisi, (excepto primo et quarto pede in duodecim aut tredecim syllabarum, aut sex pedum, item primo et tertio pede in decem et undecim syllabarum aut quinque pedum versibus) in reliquis ex puris jambis constet, fastidire incipio et propterea in accentu et tono (ex quibus productio vel correptio syllabarum Germanicarum, perinde ut Gallicarum sumenda omnino et judicanda est), Gallos ipsos aut ad imitationem invitari, aut superari posse expertus

¹ Der Briefwechsel beginnt Ende des Jahres 1624, wahrscheinlich durch Kitsch in Cöthen vermittelt. (Wilhelm Buchner, August Buchner, Hannover 1863. S. 21.) Der letzte Brief ist vom 31. Juli 1635 datiert.

² Nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Hofrat Dr. HOSAEUS, Direktor der Herzoglichen Bibliothek in Dessau, ist von diesen kleineren Dichtungen Hübners dort nichts mehr vorhanden.

³ Buchneri Epist. III, 10.

sum hactenus; quod ipsum quidem ingeniosissimus Poëta Opitius, qui se Germanicorum hujusmodi, in certa metra redactorum versuum primum inventorem, sed ante biennium saltem, jactitare incepit, in tersissimis aliqui et lepidissimis suis rhythmis Germanicis, quantum quidem eorum mihi hactenus videre licuit, nondum animadvertit: Animadvertit autem et observavit egregie in Octostichis suis solertissimis Nobilissimus Tassi, Hierosolymae liberatae auctoris Italici, interpretes, qui hanc in notiores linguam transtulit. Cujus opus jam sub praelo est, et prodibit propediem. Pro poemate tuo Sonnet vocato, ultra illud, quod in supra dicta concione funebri leges, accipies hisce juncta sex alia ex multis aliis meis transscripta, quorum tria priora duodecim et tredecim syllabarum aut sex pedum sunt, posteriora decem et undecim syllabarum aut quinque pedum. Et illa quidem caesuram in sexta syllaba aut tertio pede, haec in quarta syllaba aut secundo pede patiuntur. Utraque autem in prioribus octo versibus quater terminationibus conveniunt, et convenire debent; quod paullo exactius a dicto mihi Opitio in poematis suis hactenus observatum deprehendi.“

Am meisten kränkte es Hübner, daß Opitz im Aristarchus sich das Verdienst zuschrieb, die ersten deutschen Alexandriner verfertigt zu haben,¹ er behauptete entschieden die Priorität seiner Alexandriner: „*Sed ab illo (Opitz) quidem, nisi ante annos quindecim et amplius Germanicos versus in certa metra redactos scribere calluerit et scripserit, eorum primum, uti prae se ferre videtur, inventorem esse, vix est, ut mihi persuaderi patiat. Decennium sane elapsum erat, antequam ejus nomen meas aures contingeret, quo semper in ejusmodi me jamtum αὐτοδίδακτος exercui, ut videbis ex nonnullis lusibus junctis, et ante XI et XII fere annos impressis.*“²

Man sieht aus den, trotz aller äußeren Höflichkeit, zornig erregten Worten, wie viel dem eitlen Manne an dem Ruhme lag, die „Heldenart“ (wie der Alexandriner von der Fruchtbringenden Gesellschaft genannt wurde) in Deutschland eingeführt zu haben. Daß vor ihm schon Melissus und Winnenberg Alexandriner, wenn auch nach den Gesetzen der deutschen Verskunst des 16. Jahrhunderts, gebaut hatten,³ wußte er nicht.

¹ MARTINI OPICII TEUTSCHE PÖEMATA VND ARISTARCHUS . . . Straßburg 1624, S. 112: „*Juvit diligentiam natura et facilitas provocavit audaciam. Primum itaque illud versuum genus tentavi, quod Alexandrinum (ab autore Italo, ut ferunt, ejus nominis) Gallis dicitur, et loco Hexametrorum Latinorum ab iis habetur.*“ Richtig gelesen bedeutet diese Stelle gar nicht das, was Hübner in ihr sieht; denn dann hätte Opitz schreiben müssen „*Primus.*“

² Hübner an Buchner 23. Febr. 1625. Epist. III, 11.

³ Der Beweis hierfür u. a. in GOEDEKES Einleitung zu G. R. Weckherlins Gedichten, Leipzig 1873. S. XX f.

Hübners Stimmung gegen Opitz wurde durch das Erscheinen des Buches von der deutschen Poeterey noch unfreundlicher, da die Regeln ihm unnötig eng gefaßt und äußerst lästig erschienen. Am 13. April 1625 schrieb er an Buchner über einige Gedichte, welche dieser nach Dessau gesandt hatte: „*Errores in iis Opitius ipse lynceis suis oculis vix agnoscet*“ und fügte dem Schreiben Gedichte Fürst Ludwigs und Werders für Opitz bei mit der spöttischen Bemerkung „*ne nesciat, etiam Principes Viros huic studio ante ipsius Poeticam, ne dicam nomen cognitum, deditos fuisse.*“¹ *Ap. M. 12.*

Seit dem Sommer 1625 gestalteten sich die Beziehungen zwischen den Anhaltinern und Opitz freundlicher; ein Besuch, den letzterer in Cöthen um diese Zeit abgestattet haben soll, ist nicht sicher verbürgt; aber jedenfalls hat irgend eine engere geistige oder persönliche Berührung stattgefunden; denn von diesem Zeitpunkt an geht die Fruchtbringende Gesellschaft mit Opitz Hand in Hand und erkennt ihn als Ersten unter den lebenden Dichtern an.

Auch Hübner beharrte nicht auf seinem Widerstande, sondern näherte sich dem „Fürsten und Adler deutscher Poeten“ (wie er in der Vorrede zu seiner „ersten Woche“ sagt). Opitz widmete ihm dafür seine Oden mit einem lateinischen Gedichte von 17 Distichen,² in welchem sich die Worte finden:

„*Tu mecum instauras charae genetricis honores*
Et nostro tandem nos facis ore loqui.“

An dieser Anerkennung konnte sich Hübner genügen lassen, denn sie zeigte ihn neben dem Reformator als ebenbürtigen Förderer und Erneuerer deutscher Sprache und Dichtkunst.

Das Werk, durch welches Hübner seinen Anspruch auf poetischen Ruhm begründete, war die Übersetzung der sämtlichen religiösen und historischen, epischen Werke des französischen Calvinisten Guillaume Salluste, Seigneur du Bartas, die in ihrem Vaterlande binnen wenigen Jahren in dreißig Auflagen verbreitet waren und von der Mitwelt als Erzeugnisse voll hoher poetischer Kraft und Würde gefeiert wurden. Es ist hier nicht der Ort, den ästhetischen Wert der Schöpfungen des Bartas zu erörtern, es sei nur auf das Urteil verwiesen, welches

¹ Auch von Seiten der Fruchtbringenden Gesellschaft wurde lange Zeit die Priorität Hübners aufrecht erhalten. Noch im Jahre 1626 betonte Werder in der Vorrede zu seinem „erlöseten Jerusalem“, daß „Tobias Hübners wohlgestellte Alexandrinische Teutsche Verse unter allen andern die ersten, so ihm zu lesen fürgekommen“ seien.

² MARTINI OPITII Acht Bücher Deutscher Poematum. Breßlaw 1625. S. 174 f.

Goethe (in den Anmerkungen zu „Rameaus Neffe“ unter dem Artikel „Geschmack“) im Gegensatz zu den meisten Franzosen¹ über Bartas fällt.

Schon früher hatte ein Deutscher, Joh. Val. Andreä, eine Übersetzung der „*Semaines*“ Bartas' versucht, doch war dieselbe nicht vollendet worden;² in französischer und lateinischer Sprache war die Dichtung wiederholt in Deutschland erschienen.³ Das ganze umfangreiche Werk gab Hübner in getreuer Nachbildung 1619—1631 heraus. Es erschien 1619—1622 die zweite Woche, zuerst in einzelnen Teilen, dann vollständig, 1625 die kleineren Dichtungen Bartas', 1631 die erste Woche, 1640 beide Wochen zusammen. Auch die neuesten Verzeichnisse dieser Ausgaben (z. B. in der Allgemeinen Deutschen Biographie, XIII. Bd., Leipzig 1881, S. 273, und bei GOEDEKE, Grundriß, 2. Aufl., Dresden 1886. III, 33) sind unvollständig und verwirrt; es dürfte daher nicht unangemessen sein, als Beilage zu diesem Abschnitt eine Bibliographie der verschiedenen Drucke der beiden Wochen zu geben.

Hochwichtige Aktenstücke zur Geschichte unserer Dichtung sind die Vorreden zu den beiden Wochen.⁴

Aus der Vorrede von 1622⁵ seien hier die zwei bemerkenswertesten Stellen wiedergegeben. Erstens der Anfang: „Unter denjenigen, so bißher sich in Teutschen Reimen geübt, haben die einen nur auff die hinterste und letzte Sylbe, ob sich dieselbe wol mit der

¹ Man vergleiche damit z. B. die Beurteilungen Bartas in Biographie Universelle. Nouv. édit. Vol. III. Paris 1854. S. 174 f. BRUNET, Manuel du libraire. Paris 1863. V, 1. Sp. 97 ff. GEORGES PELLISSIER, La vie et les oeuvres de Du Bartas. Paris 1882. LOUIS RACINE, Oeuvres. Paris 1808. 3, LIV. SAINTE-BEUVE, Tableaux de la Poésie française au XVI. siècle. Févr. 1842.

² HÖPFNER, Reformbestrebungen. S. 29.

³ Mir liegt vor: Domini Guilelmi Salustii Bartasii, Poëtarum nostri seculi facile principis Hebdomas à Gabriele Lermea . . . Latinitate donatum Recens et repurgata Editio. Lipsiae s. a. Die zweite Woche übersetzt von SAMUEL BENEDICTUS. 2. Ausg. Lips. 1616. Vor der ersten Woche findet sich ein Gedicht von JOH. SEUSSIUS, „*Ad Poëtas Germanos in Galliam peregrinantes*“, worin er die Dichter ermahnt, den ganzen Bartas recht bald ins Lateinische zu übersetzen. DRAUDIUS, Bibliotheca classica. Francof. 1611. S. 1120, nennt eine französische Ausgabe des Bartas, Heidelberg 1591.

⁴ Sie erschienen 1622 und 1631; doch war die letztere schon 1625 verfaßt. Hübner hielt die erste Woche noch lange nach der Vollendung vom Drucke zurück. Bereits mit dem Briefe vom 13. April 1625 sandte er die Vorrede an Buchner, indem er als Grund dafür, daß er das Werk noch nicht herausgegeben, angab: „*vereor subtilibus Opitii regulis, quas nondum videre licuit, non in omnibus convenientem.*“

⁵ Abgedruckt (mit kleinen Ungenauigkeiten) bei KRAUSE, Fürst Ludwig. VII. 55—57.

vorhergehenden gleichlautend reime, nicht aber, ob der gantze Verß oder Reim seine gewisse und den andern vorhergehenden unnd nachfolgenden gleiche Mas habe, gesehen, Und dieselben seynd unzweifellich in der Reimdichterey die schlechtesten gewesen: die anderen, so etwas geschickter, und der sachen näher kommen, haben zwart nicht allein auff die Reim, sondern auch auff die Mas und anzahl der Sylben (deren sie gemeiniglich achte, nach art und weise, wie im Lateinischen die Jambici Dimetri gemachet werden, zu halten sich beflissen) achtung gegeben, aber dabey weder der Abschnitte oder theilungen, zu Latein Cæsuren genannt, noch der endungen, ob nemlich der Accent in *ultima* oder *penultima syllaba*, wornach doch alle endungen so wohl in Teutschen als Frantzösischen Versen oder Reymen geurtheilet werden müssen, wargenommen. Dahero biß auff diese Stunde wenig, ja vielleicht gar keine, auch unter den gelehrten Teutschen Poeten selbst, gefunden werden, die hierunter nicht in etwas, zum wenigsten in *contractione verborum*, verstoßen, gestalt es denn auch dem Lobwasser (der ohn zweiffel biß Dato sonst die in allerhand *Metris* bestgesetzte Teutsche Reim gemachet) zum theil also ergangen.“ (Merkwürdig ist, daß Hüebner Weckherlins gar nicht erwähnt. Bekannt mußte ihm derselbe sein; denn beide hatten an der Hochzeit Friedrichs V. in Heidelberg teilgenommen und Weckherlin hatte dieselbe ebenfalls poetisch gefeiert).

Weil aber die deutsche Sprache sich ebenso wie die französische in allerhand Reime, mit männlichen und weiblichen Endungen bequehmen lasse, worin sie sogar die zarte Welsche (italienische) Sprache, die nur weibliche Reime zulasse, überträfe, — so sei es für gut befunden worden, „des Herrn von Bartas anderen Teil, vor die Hand zu nehmen, und so viel es die art und eigenschafft unserer Sprache immer leiden können und wollen, fast von worte zu worten, zum wenigsten in nicht minder oder mehr Reim, wie aus dem gegenübergesetzten Frantzösischen Text allenthalben zu sehen, ja auch nicht minder oder mehr Sylben, Teutsch, ohne entlehnung frembder, zu ende Teutsch gefügter wörter (wie man bißhero fast allenthalben, durch ein lang hergebrachten Mißbrauch, zu thun gewohnet) außer was *nomina propria, regionum, technica*, oder dergleichen seyn, daß sie durch Teutsche verdolmetschung von eim jedwedern also bald nicht hetten begriffen, zuweilen auch nicht wol und füglich *ratione metri* in den Verß oder Reim gebracht werden können, zu versetzen.“

Nun folgen die Regeln für die Versbildung. Hüebner fordert, daß Arsis und betonte Silbe unmittelbar vor der Cäsur und am Ende des Verses zusammenfallen. Aus dem oben angeführten Briefe vom

16. Jan. 1625 geht hervor, daß er später im Alexandriner überall Jamben verlangte, ausgenommen den ersten und vierten Fuß, für die er sich Freiheit vorbehielt.

Hübner war, indem er eine Vermittelung zwischen dem deutschen und dem französischen Betonungsprinzip suchte, auf dem besten Wege, zu einem Verse zu gelangen, der mit einer feststehenden Silbenanzahl einen angenehm wechselnden Rythmus verband, ähnlich dem fünf-füßigen Jambus in unserer späteren dramatischen Poesie. Opitzens Forderung einer strengen Regelmäßigkeit unterdrückte Hübners freiere Grundsätze, noch ehe dieselben einer genaueren Prüfung durch weitere Anwendung unterzogen werden konnten. Als Hübner seine Vorrede 1622 schrieb, lagen noch keine Muster Opitzens für eine reine Versbildung vor; denn die Alexandriner, welche sich im Aristarchus finden, sind zum Teil um Nichts besser, als die frühesten Hübners; z. B.:

„Ist ér gar wóhl zufried': er hált es für rümlich . . .“
 „Daß ér allés vnglück, so vns offtmáhl's zustéht . . .“
 „Was ín der Wélt die Sónn', ín dér Sonn' íst das Líecht,
 In dém Liecht' íst der glántz, ín dém glantz' íst die hitze.“

Hübners Versregeln lauten:

„Dabei allein dieses zuberichten vor nötig ermessen worden, daß
 1) Allezeit die sechste Sylbe in jedem Verß oder Reim den Abschnitt oder Cæsur macht und helt, derwegen allein *Masculinae terminationis*, das ist, entweder ein einsylbig Wort seyn, oder den Accent in der letzten Sylbe haben muß. (Diese Regel hat Opitz wörtlich in die Poeterey Cap. VII. G. 3^a, (BRAUNES Neudruck S. 42) aufgenommen mit dem Zusatz: „Wie auch ein vornehmer Mann, der des Herrn von Bartas Wochen in vnsere sprache vbersetzt hat, erinnert.“)

2) „Diejenigen Reim, so *Fæmininae terminationis* seyn, das ist, die den Accent, wie obgemeldt, in der letzten Sylbe ohn eine des ausgehenden wortes haben, und derwegen kein einsylbig wort zu ende zulassen, von dreyzehn Sylben, die andern *Masculinae terminationis* aber von zwölf Sylben seyn, und also stets in ordnung auffeinander folgen, wiewol 3) bißweilen dem Authori zwei Disticha auff einander entwischet, so *Fæmininae terminationis* seyn, welches zwar von uns in acht genommen, aber nicht geendert, sondern im Teutschen auch also gehalten worden, wie es dann auch nicht anders seyn können, man hette dann das gantze Werck verendern wollen.“

Der letzte Satz beweist, daß in der Übersetzung von 1622 noch die Nachahmung des Originals über das Ziel hinausging, da Hübner nicht ein bestimmtes Versmaaß durchzuführen, sondern lediglich die gleiche Silbenzahl, wie sein Vorbild, zu beobachten strebte, eine That-

sache, die dem Übersetzer viel von dem Ruhme selbständigen Vorgehens auf metrischem Gebiete nimmt, wenn sie auch den Charakter seiner Dichtung nicht wesentlich ändert.

In der Vorrede von 1631 betonte Hübner sein Verdienst, die übrigen deutschen Dichter, besonders Fürst Ludwig, Diederich von dem Werder und Opitz durch seine „andere Woche“ zur Nachfolge veranlaßt zu haben, und sagte, daß er etwas genauer auf das Maaß, daß sich nemlich der Accent in der zweiten Silbe jedes Fußes befinde, geachtet habe, was in seinen früheren Dichtungen nicht überall geschehen sei, („dieweil es weder vom Bartas selbst, noch einigen andern Französischen Poeten jemals bißhero bedacht worden“); aber der Fehler sei bei einer zweiten Drucklegung leicht zu verbessern.

Diese folgende Auflage hat der Nutzbare auch noch vorbereitet; doch er starb vor ihrer Herausgabe. Da aber die Nachfrage nach dem Werke fort dauerte,¹ so stellte Fürst Ludwig am 8. Juni 1638² seinem Gesellschaftsgenossen Diederich von dem Werder den Antrag, gemeinsam das Werk durchzusehen. Am folgenden Tage sandte Werder seine zustimmende Antwort und schlug vor, die Vergleichung mündlich vorzunehmen. Er wäre stündlich bereit, nach Cöthen zu kommen. Aber die Arbeit schritt trotzdem nicht schnell vorwärts und wurde erst im Dezember 1639 durch Werder vollendet. Die Kosten des Verlags trugen die beiden Herausgeber,³ jeder mit 15 Thaler.

Am 19. Juni 1640 war der Druck beider Wochen vollendet, und Fürst Ludwig teilte dies Werder mit, indem er ihn zugleich aufforderte, den Rest der auf ihn fallenden Verlagssumme zu zahlen.⁴

Die Herausgeber sagen in der Vorrede, daß sie wenig zu verbessern gefunden und besonders darauf geachtet hätten, „dieweil etliche an den namen der heydenischen Götzen, die Herr Bartas nach art der Poeten viel gebrauchet, sich gestossen,⁵ daß man dieselben, soviel der Inhalt leiden wollen, herausgethan.“

¹ Im Weinmonat 1637 (KRAUSE, Ertzschein, S. 71) schreibt Christian II., (der „Unveränderliche“ in der Fruchtbringenden Gesellschaft) an Fürst Ludwig: „Ob des Nutzbahren S. sein Bartas noch zu bekommen, möchte der Vnverenderliche gern wissen.“

² KRAUSE, Ertzschein. S. 157.

³ Diederich v. d. Werder an Fürst Ludwig, 23. Dez. 1639. Ertzschein, S. 163.

⁴ LEMCKE, Von Opitz bis Klopstock, Leipzig 1873, p. 180, behauptet, daß Friedrich Greiff sich bemüßt fand, die Bartas-Übersetzung Hübners dem neuen Geschmack anzubequemen und zu verbessern. Ich habe für diese Behauptung keinen Beweis finden können.

⁵ Derselbe Vorwurf findet sich bei HARSDÖRFFER, Frauenzimmer-Gesprächspiele, Nürnberg 1644. I, 248: „Lieber, was ist Bartas? Er ist ein Fürst unter

Die Vergleichung der früheren Ausgaben mit der von 1640 zeigt in der That, daß die Herausgeber, abgesehen von der ziemlich zweifelhaften Verbesserung, deren sie sich selbst rühmen, sehr wenig für das Werk ihres verstorbenen Genossen gethan haben.

Nicht nur liessen sie Unklarheiten, die aus dem allzugenaueu Anschluß Hübners an sein Original hervorgingen, unverändert, z. B.:

I, 1, 292 et nage sur son liure,

31 u. 40 und auff (auf) dem Buche schwimmt.

I, 1. 451 f. Si l'oublieux manteau des nuicts plus eternelles

Eust aux yeux des humains emblé choses si belles.

31 u. 40: Wenn das vergeßne tuch der nacht, hett' unverrücket
Der Menschen augen stets so schön ding entzückt
(entzogen).

— sie verbesserten sogar starke Betonungsfehler, die sich sehr häufig fanden, nur in wenigen Fällen.

Drei kleine Proben sollen die Entwicklung der Verskunst Hübners von seinen ersten Anfängen im Jahre 1619 bis zur letzten Ausgabe, 1640, andeuten, da es hier nicht möglich ist, genauer auf diesen Punkt einzugehen:

Der Beruf 1619.

In Ordnung schon die Heer, hochmütig
ziehen her,
Zwischen beyden das Feld, nimbt ab
je mehr vnd mehr,
In einstäubigen Rauch, alle beyd auff
der Erden
Vnd in der Lufft jetzund, gleich jetzund
treffen werden.
DerKampff ist lustig noch, Schwert vnd
Schild mann noch sicht
Hell schimmern: Das Blut besprützt
das Golt noch nicht
Der Rüstungen polirt: Der Kopff im
Helm noch steckt
Der Mann sitzt noch zu Pferd,
Der Wagn wird noch getreckt.

Der Beruf 1640.

In Ordnung schon die Heer hoch-
mutig ziehen her,
240 Das Feld in ihrer mitt' abnimt
je mehr und mehr.
Im Staube, Dampf und Rauch
ietzt beyd' Heer auff der Erden
Und in der Lufft ietzund zusam-
men treffen werden,
Der Kampf ist lustig noch, man
Schild und Schwert noch sicht
Hell schimmern vor, daß blut be-
sprützt das Gold noch nicht
245 An Waffen, so polirt: Den Kopff
der Helm noch decket,
Der Mann sitzt noch zu Pferd,
der Karn wird noch getreckt.

den Poeten, und hat den Purpurröck Teutscher Sprache mit unwandelbarem Lobe angezogen, auch denselben ihme so recht und rühmlich befunden, daß mit Verwunderung nicht genugsam außzusagen. Aber wie ist selber mit dem Thand der Heydnischen Poeterey beschmitzet, bald sagt er von dem Neptun, von den Sonnen Pferden, von dem Windsgott, von der Themis, und dergleichen, da doch gewiß die einfältige Reden der H. Schrift alle unsere Beredsamkeit weit übertreffen.“

Die Altväter 1622.

Groß gnad ists, wenn mann wird, von
 eltern fromb gezeuget
 Vnd bald vnter der ruth, mit lindem
 ernst gebeuget
 Von eim Lehrmeister klug: vnd vor
 allen gestillt,
 In schwancker wieg, von milch, mit
 Gottesfurcht erfüllt,
 Isac hat zwar diß glück: Doch, sein
 eigen bemühen
 Vbertrifft sein natur, vnd gantzes auff-
 erziehen:
 Sein Kunst, Glaub vnd Verstand, sein
 vortrefflicher sinn,
 Seynd vber seine jahr, vnd verälten
 sein kinn:
 In seiner kindheit zart, erweist er Gott
 schon ehre,
 Vnd giebt seins Vaters stimm, durchaus
 fleissig gehöre
 Nach seim tritt vnd geberd, er die sei-
 nen anstellt.
 Vor ein Erinnerung, sein Augenwincken
 helt.

Die Altväter 1640.

- 1 Groß Glück' hat der, dem Gott
 fromm' Eltern hat gegeben,
 Den mit gelinder Ruht' ein Meister,
 wol zuleben,
 Recht angewiesen hat, der sonder-
 lich gestillt
 Ist in der Wieg' in Milch mit Gottes-
 furcht erfüllt,
- 5 Diß Glück zwar Isac hat: Jedoch
 sein selbst bemühen
 Geht der Natur schon vor und
 gantzem auffziehen,
 Sein Glaube, Kunst, Verstand, sein
 Geist und guter Sinn
 Seind über seine Jahr, alt machen
 seinen Kinn;
 In seiner Kindheit er erweist Gott
 schon ehre,
- 10 Gibt seines Vaters stimm' in allem
 stets gehöre
 Nach seinem thun und tritt die sei-
 nen er anstellt
 Vor ein' erinnerung sein augen-
 wincken helt.

Der Vierdte Tag der Ersten Woche

1631.

Mars, der in seiner brust drinn
 zorn und grimm sich nehret,
 Nichts mehr, als Krieg und blut, 360
 fewr, brand uñ mord, begeret,
 Anhewet tag und nacht sein all
 zeit tolle pferd,
 Auff daß schnell er vollbring, im
 Himmel, seine fehrt:
 Von stahle doch sein rad, so
 manchen paß oft findet,
 Der krum, sich seinen lauff zu
 hemmen, unterwindet.
 Das *Bacchus* auch von wein und 365
 frewden, auffgeschwellt
 Die trauben drey mahl wohl mit
 der ferß hat zerknellt,
 Vnd *Ceres* auch dreymal gezehlt
 der Erndten hauffen,
 Eh er die gantze Welt, nur ein-
 mahl kan durchlauffen.

1640.

feur
 Anheuet

pferd'
 vollbring'

Der Rebenstock von wein

fers
 Und das getreid dreymahl

Die ersten Verse der zweiten Woche des Bartas sind auch von Opitz in seiner Poetik¹ übersetzt worden, vielleicht mit der unausgesprochenen Absicht, die Mängel der Dichtweise Hübners durch dieses Beispiel nachzuweisen. In der That ist Nichts so geeignet, uns die geringe poetische Bedeutung Hübners klar zu machen, als die Gegenüberstellung dieser wenigen Verse. Opitz war auch kein dichterisches Genie; aber er besaß Geschmack, und hatte sich an guten antiken und modernen Mustern gebildet; Hübner fehlte diese Gewandtheit und deshalb gelang es ihm weit weniger, den Mangel an Talent zu verbergen.

Hübner übersetzt 1622:

Gott, der du mir der welt geburt hast thun anzeigen,
Entdeck mir ihre wieg, thu mir ihr kindheit zeigen.
In den gängen voll blüth, führ meinen Geist herumb,
Der Gärten rieche-wol, do der lauff schweiffet umb
Von vier flüssen zugleich: Sag mir, aus was ursachen
Adam, und sein geschlecht, sich aus Eden must machen.

Opitz übersetzt 1624:

Gott, der du mich der welt geburt hast sehen lassen,
Laß mich nun jhre wieg' vnd kindheit jetzt auch fassen
Vnd meinen Geist vnd sinn sich in dem kreiß' ergehn
Der gärten vol geruchs, hier wo vier flüsse schön'
Hinrauschen mitten durch: erzehl vmb was für sachen
Sich Adam vnd sein sam' auß Eden muste machen.

Trotz aller Steifheit und Unverständlichkeit hielt sich die Übersetzung Hübners lange lebendig. Zwar ist nicht anzunehmen, daß das Exemplar der ersten Woche, welches die Jahreszahl MDCLXI trägt, wirklich zu einer neuen Auflage, die in diesem Jahre veranstaltet wäre, gehört;² aber zahlreiche Zeugnisse bestätigen, daß das Werk bis gegen das letzte Viertel des Jahrhunderts gelesen und unter die bedeutendsten deutschen Dichtungen gezählt wurde. Daß beide Lobredner der Fruchtbringenden Gesellschaft³ Hübner als „neuen Orpheus“ preisen, beweist nicht viel; doch auch HARSDÖRFFERS Urteil (s.S.13. Anm.5)

¹ D. 1^a. BRAUNES Neudruck. S. 21.

² Die Gründe dafür sind weiter unten, in der Beilage zu diesem Abschnitt, auseinandergesetzt.

³ (C. G. v. HILLE). Der Teutsche Palmbaum: das ist Lobschrift von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Nürnberg, 1647. S. 197 f.; (G. NEUMARK) Neusprossender deutscher Palmbaum 1668 (?). S. 418. Neumark wiederholt hier, wie meistens da, wo es sich um ältere Gesellschaftsmitglieder handelt, wörtlich Hilles Angaben.

ist sehr günstig, und selbst SCHOTTEL¹ beurteilt ihn noch im Ganzen anerkennend und nimmt einen Teil der von ihm angeführten Beispiele für die Behandlung des Reims aus dem verdeutschten *Bartas*. Auch NEUMEISTER² nennt Hübner „*Vates alioquin ingeniosus, gravis, argutus, et qui, si præsentem in ætatem iniecisset, vel summum in Parnasso locum obtineret*,“ während MORHOF in seinem trefflichen „Unterricht von der deutschen Sprache“³ nur zu sagen weiß: „Hübner schreibt nichts, das mit Opitzen kann verglichen werden.“ Wie lange Hübner den Ruhm eines Begründers der deutschen Poesie behauptete, zeigt das Urteil, welches sich noch in JÖCHERS Gelehrten-Lexikon⁴ über ihn findet: „Er war ein gelehrter Mann und vortrefflicher Poete, welcher der deutschen Poesie zuerst die rechte Art gegeben.“

Hübners poetische Thätigkeit verdient vor allem Anerkennung wegen der Energie, mit welcher er die so tief gesunkene deutsche Dichtkunst auf eine höhere Stufe nach Form wie Inhalt zu heben suchte. Allerdings bleibt dabei zu berücksichtigen, daß er nicht von einem bewußt anerkannten, logisch durchgeführten künstlerischen Prinzip, sondern von dem Streben nach genauer Nachahmung seiner Vorlage ausging, und daß die Beseitigung der alten Regellosigkeit längst von allen Einsichtigen gefordert und angebahnt worden war. Um so kleiner erscheint nach diesen Erwägungen das Verdienst Opitzens; denn wir überzeugen uns, daß wir in ihm nicht einen poetischen Reformator mit selbständig entdeckten neuen Gesetzen zu erkennen haben, sondern nur einen geschickten Theoretiker, der das, was gleichsam auf aller Lippen schwebte, in praktische Formeln zu bringen verstand.

Alle Zeitgenossen haben Hübners Hauptprinzipien unmittelbar oder durch Vermittlung Opitzens angenommen, am unmittelbarsten jedenfalls Diederich von dem Werder. Seit langen Jahren kannte der eine den andern, sie standen in ununterbrochenem amtlichen und gesellschaftlichen Verkehr, und Hübner war der Stolz und die Zierde der Fruchtbringenden Gesellschaft. Als daher im Jahre 1622 Werder sein erstes Uebersetzungswerk begann, folgte er in allem der Spur Hübners, und wenn er die Stanze Tassos beibehielt, so geschah dies, weil er nach dem Beispiel, welches Hübner in der deutschen Dichtung zuerst gegeben hatte, nach dem engsten Anschluss an das Ori-

¹ Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache. Braunschweig 1663. S. 1183.

² *Specimen Dissertationis Historico-Criticæ de Poëtis Germanicis hujus sæculi præcipuis*. (2. Aufl.) 1708. S. 57.

³ 1718. S. 385.

⁴ II. Teil. 1750. Sept. 1752.

ginal strebte. So wurde Werders Erstlingswerk hinsichtlich der Form eine Nachahmung der „andern Woche“. Aber während Hübner fast völlig vergessen ist, wird das „erlösete Jerusalem“ und sein Uebersetzer noch heute genannt, weil dieser seinen Namen mit dem Torquato Tassos verband und zugleich die Regeln seines Vorgängers mit weit größerem Geschick zu verwerten wusste.

B e i l a g e.

Wir besitzen von den Einzeldrucken, in welchen Teile der andern Woche zuerst erschienen, noch zwei.

I. *La Vocation* / Oder / Der Beruff / Wilhelms von *Saluste* / Herrn von *Bartas* / Frantzösisch Reymen Gedicht / Aus derselben Sprache vnd dem gegenüber gedruckten Text, mit eben so viel Zeylen, / Sylben, vnd gleichmäßigen endun- / gen, in Deutsche Reymen / versetzt. / Zu Cöthen, / Im Fürstenthumb Anhalt. / M.DC.XIX.“ 4^o. 91 S. Frühester Druck. Vielfach verschieden in der Orthographie von dem späteren; doch Seiten- und Zeilenzahl übereinstimmend. Die am Ende verzeichneten Druckfehler sind im folgenden Druck verbessert. Sachliche Unterschiede zwischen beiden Drucken bestehen nicht. Bemerkenswert ist, daß die Majuskeln im ersten Druck sehr sparsam, im zweiten für alle Substantiva angewendet sind. Exemplar der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

II. Wilhelms von *Saluste* / Herrn / Von *Bartas* / Reimen-Gedichte / genand / Die / Alt-Väter / Aus dem / Frantzösischen gegen vber gedruckten Text, / mit eben so viel Zeylen, Sylben vnd gleichmes- / sigen Endungen, in Teutsche Rey- / men versetzt / Zu Cöthen / Im Fürstenthumb Anhalt, / Im Jahr 1619.“ 8^o. 25 S. Exemplar der Königlichen Bibliothek in Berlin. Im Gegensatz zum „Beruf“ weist hier der Einzeldruck weit mehr Majuskeln auf, als der in der Gesamtausgabe befindliche. Die Druckfehler stimmen in beiden Ausgaben überein.

GERVINUS (Geschichte der deutschen Dichtung 3,⁴ 183) sagt: „Er (Hübner) gab damals acht einzelne abgesonderte Stücke aus Bartas' zweiter Woche.“ In der That scheint die Anordnung des Druckes der zweiten Woche diese Annahme zu rechtfertigen; aber die Vergleichung mit den beiden vorhandenen, besonders erschienenen Stücken zeigt, daß wir es hier mit einem vollständigen Neudruck zu thun haben.

III.¹ *La Seconde / Sepmaine / De Guillaume de Sa- / luste Seigneur du / Bartas. / Die Andere Woche / Wilhelms von Saluste Herrn zu / Bartas, / Aus dem Frantzösischen gegen übergesatzten in Teut- / sche Reime, mit ebenmässigen und gleichlautenden endungen / auch nicht mehr, oder weniger Sylben, gebracht, und so viel jimmer möglich, und / nach art Teutscher Sprach zuläßlich, fast von wort zu Worten / rein Teutsch gegeben. / MDCXXII. / Gedruckt zu Cöthen, im Fürsten- / thumb Anhalt.* 4^o. Folgt „Vorrede an den günstigen Leser“, 6 unnummerirte Seiten. Dann S. 1. Zwei lateinische Lobgedichte: 1) von Theodorus Beza, 2) von Paulus Melissus. S. 2 u. 3 Französische und deutsche Inhaltsangabe mit Zählung der Verse jedes Teils (im Ganzen 14096). S. 4 beginnt Eden oder der Erste Teil des Ersten Tages. Hinter jedem Tage folgen die „Truck-Fehler“ desselben und sodann eine neue Titelseite.

S. 201: *L'Arche / Oder / Wilhelms von Saluste, / Herrn / von Bartas, / Reimen-Gedichte / genand / Die Arche / Aus dem / Frantzösischen gegen vber gedruckten Text, mit / eben so viel Zeylen, Sylben und gleichmässigen / Endungen, in reine Deutsche Reymen / versetzt.* Der zweite Tag schließt auf S. 393. Dann folgt ein leeres Blatt und es beginnt eine neue Seitenzählung.

S. 1: *La Vocation / Oder / Wilhelms von Saluste, / Herrn von Bartas, / Reimen - Gedichte / genand / Der Beruff, / Aus dem / Frantzösischen gegen vber gedruckten Text, mit / eben so viel Zeylen, Sylben vnd gleichmässigen / Endungen, in Deutsche Reymen / versetzt. / Zu Cöthen / Im Fürstenthumb Anhalt / MDCXIX.*

Dann folgen *Les Peres / Oder / Wilhelms von Saluste / Herrn, / von Bartas / Reim Gedichte / genand / Die / Alt Väter / aus dem / u. s. w. wie zum „Beruf“, aber ohne Jahreszahl.*

Bemerkenswerth ist, daß hier wieder eine neue Seitenzählung beginnt, die Nummerierung der Bogen aber fortgeht. Außerdem ist zu beachten, daß „der Beruf“ und „die Altväter“ die Bezeichnung haben „in Deutsche Reymen versetzt“, während auf den übrigen Titelblättern steht „in reine Deutsche Reymen versetzt“, woraus zu folgern ist, dass diese beiden Teile zuerst erschienen sind. Der 3. u. 4. Teil des dritten Tages *La Loy* und *Les Capitaines* haben fortlaufende Seitenzählung, wieder von 1 beginnend, auch haben *Les Capitaines* kein besonderes Titelblatt. Der 4. und letzte Tag ist wieder

¹ Die von GOEDEKE (Grundriß, 2. Aufl. Dresden 1886. III, 33) unter Nr. 2 und 3 aufgeführten beiden Teile bilden diese Ausgabe. Die Jahreszahl 1619 (zu Nr. 2) hat GOEDEKE wohl, da dem göttinger Exemplar das Titelblatt fehlt, aus Nr. 3 entnommen.

genau wie der erste und zweite eingerichtet, und die Seitenzählung geht von *La Loy* bis zu Ende durch.

IV. *La Vocation* oder Beruff Wilhelms von Saluste, Herrn von Bartas. Frantzösisch Reimen Gedicht übersetzt. Leipzig, Thom. Schürers Erben. 1624.“ 4^o. (Nach WELLER, Annalen der Poet. Nationalit. der Deutschen im XVI. u. XVII. Jahrh. Freiburg, 1862. I, 388.) Diesen Druck habe ich nicht gesehen.

V. „Wilhelms von Sa- / lüste, Herrn zu / BARTAS / des vor-
nemsten sinn: und geistreichst: auch / unsträfflichsten Frantzösischen
Poeten, vor, / zu und nach seiner zeit / Erste Woche, / Von Er-
schaffung der Welt und aller / Geschöpffe. / In sieben Tage aus-
getheilet, / Vnd / Aus den Frantzösischen, gegen über gesetzten
Ver- / sen, in teutsche gemessene Reime mit ebenmässigen, und gleich
ausgehen- / den endungen, auch nicht minder oder mehr Sylben,
gebracht, und so / viel immer möglich, auch nach art und eigen-
schafft deutscher Sprache / und der *materi* beschaffenheit, zuläßlich
gewesen, fast von wort zu / wort, rein teutsch gegeben und über-
setzet / Sampt einer Vorrede an die Hochlöbliche / Fruchtbringende
Gesellschafft. / Allen denen, die, ihre, von andern, ihres beruffs /
geschäfften, noch übrige zeit, lieber, in der betrachtung, der hohen /
wunderthaten unsers grossen Gottes, und seiner herrlichen Geschöpffe, /
als sonst, mit icht was anderes, zubringen wollen, sehr anmu- / tig
und erbawlich, der Frantzösischen, und reinen teutschen / Sprache
begierigen aber auch sehr nutzbarlich / zu lesen. / Gedruckt zu
Cöthen bey Johann Röhnern, / In verlegung *Matthiae* Götzen, Buch-
händler in Leipzig. / im Jahr *Christi* MDCXXXI.“ 8^o. 8 Bl. Titel,
Vorrede und Widmungsgedichte, 351 S., 3. Bl. Druckfehler.

V.^a Wilhelms von Salu- / ste, Herrn zu / BARTAS. / Erste
Woche Aus den beystehenden Frantzösischen, so viel immer
möglich Gedruckt zu Cöten / In verlegung *Thomae* Schürers
Seel. Erben und *Matthiae* Götzens, Buchhändlern in Leipzig, Im Jahr
Christi M.DC.LXI.“ Statt „Sampt einer Vorrede an die Hochlöb-
liche Fruchtbringende Gesellschafft“ steht „Durch Ein Mitglied der
Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschafft.“

Es folgt auf Bl. 2. „*La Sepmaine / De Guillaume / de Saluste
Seigneur du Bartas.* / Wilhelms von Saluste, Herrn zu Bartas /
Sieben- / Tages-Zeit / Von Erschaffung der Welt und aller Ge-
schöpffe.“

Verschiedenheiten gegen V zeigt nur der erste Bogen, der Titel
auf Bl. 2 ist wahrscheinlich hinzugekommen, weil durch den engeren
Druck ein Bl. leer blieb. Es finden sich in der Vorrede nur ganz

wenige orthographische Veränderungen, die aber von einer mangelhaften Correctur herzurühren scheinen. S. 1 bis 351 sind Bogen des Druckes von 1631, nur das Druckfehlerverzeichnis fehlt. Exemplar der Königl. Bibliothek in Berlin. Ist es schon an und für sich unwahrscheinlich, daß ein Buchhändler nach 1661 es gewagt haben sollte, ein veraltetes Werk, wie Hübners Bartas, von neuem herauszugeben, zumal nachdem 1640 ein verbesserter Neudruck erschienen war, so ist es auch sehr fraglich, ob noch so viel Exemplare vorhanden gewesen sind, daß eine zweite Titelaufgabe möglich gewesen wäre. Zudem ist der abweichende Bogen in dem einzigen bekannten Exemplar (auf der Königl. Bibliothek in Berlin) vollkommen verdruckt, und wir dürfen daher wohl annehmen, daß hier ein noch nicht korrigierter Bogen (auf dem in Folge dessen statt MDCXXXI gedruckt war MDCLXI), aus Versehen vor ein Exemplar gebunden worden ist. Daß auf dem Titel von V ein Verleger weniger steht, als auf V^a, ist nicht wesentlich, da derselbe leicht während des Druckes zurückgetreten sein kann. BARTHOLD hat nur diese Ausgabe gesehen und sich von ihr gänzlich irre führen lassen, so daß seine Angaben (Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft, S. 124, Anm.) durchaus verfehlt sind.

VI. Die Erste und An- / dere Woche / Wilhelms von Saluste, / Herrn zu Bartas Vor Jahren / aus dem Frantzösischen in wolgemessene Deutsche Reime, mit / ebenmessigen endungen, auch nicht mehr oder weniger Silben / durch ein Mittglied der fruchtbringenden Gesellschaft / gebracht und ausgangen / An ietzo aber / Eines theils durch den Übersetzer selbst bey seinem / leben, als nach seinem tödtlichen abgange durch andere / beyder Sprachen kündige, übersehen, verbessert / und mit den Inhalten iedes Stückes, auch / sonderbahren anmerkungen und erklä- / rungen auf dem Rande gezieret, ver- / mehret und von Neuen an den / Tag gegeben. / Gedruckt zu Cöthen im Fürstenthume Anhalt, / Im Jahre 1640.“ 4^o.

Auf die Vorrede (S. 3—6) folgt ein „Kurtzer Inhalt Und außtheilung der zwey Wochen Wilhelm von Saluste Herren zu Bartas“ (S. 7—8). Darin ist der Inhalt angedeutet mit Beziehung auf die Symbolik des heil. Augustinus von den sieben Tagen. S. 9—12 fehlt in dem Exemplare der Leipziger Stadtbibliothek. In dem Exemplare der Königlichen Bibliothek in Berlin stehen an ihrer Stelle zwei der merianischen Stiche aus dem Gesellschaftsbuch, das Titelblatt und das Sinnbild des „Nutzbaren“. S. 13—14 „Lob über des Herrn zu Bartas zweyen Wochen“ von Hübner. S. 16—22 Widmungsgedichte. S. 23—24 Inhalt des Ersten Tages der Ersten Woche.

Sodann mit neuer Zählung. S. 3—200 die erste Woche. S. 201—668 die andere Woche, beide nur deutsch. Am Schluß ein sehr ausführliches „Verzeichnüß Der vornehmsten Sachen, unbekannter Namen, und örter in diesen buchern enthalten.“ 20 ungez. Bl. 2 S. Druckfehler.

III. Biographie.¹

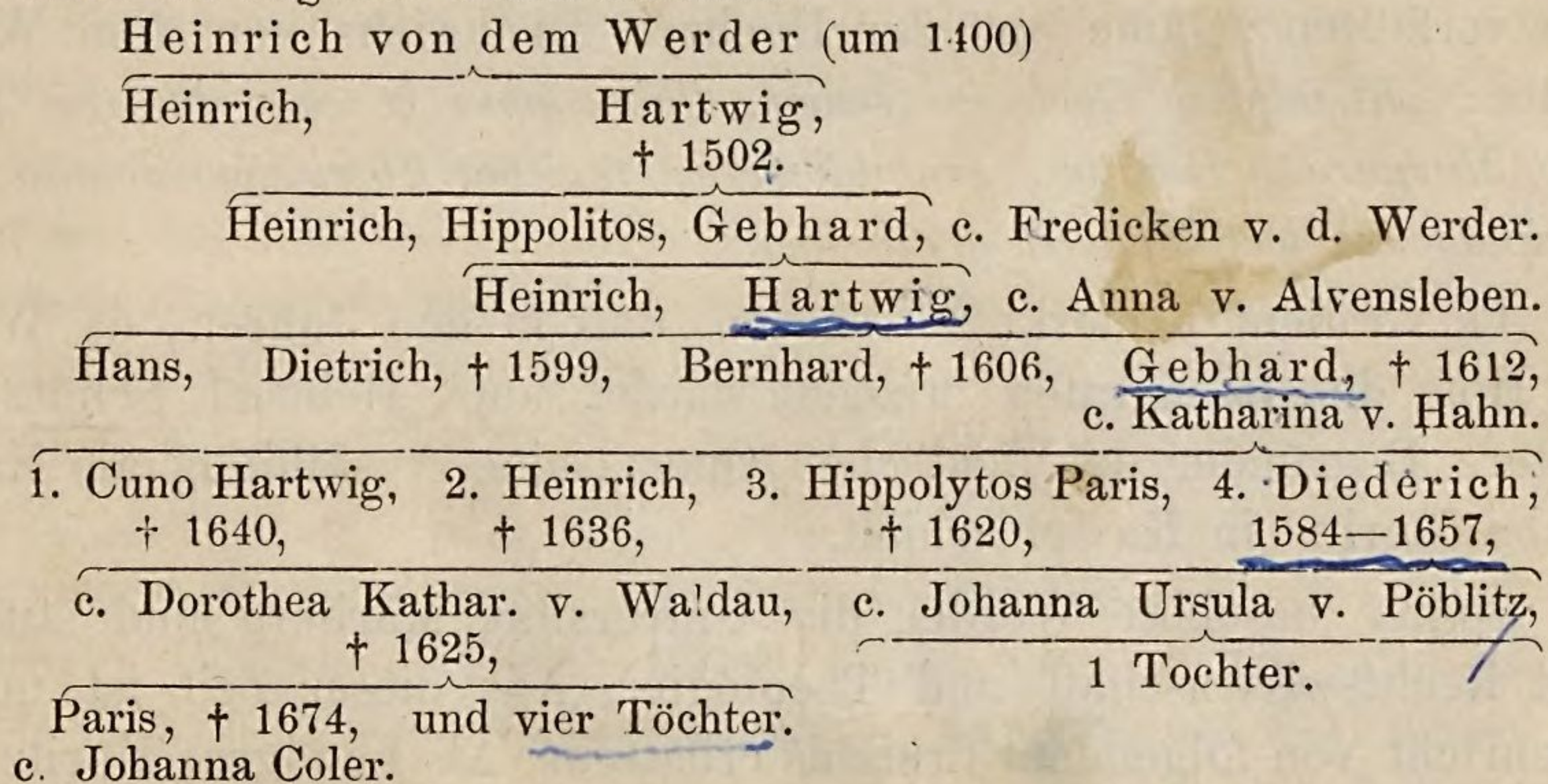
Diederich² von dem Werder stammt aus einem uralten adeligen Geschlecht Anhalts, dessen schon im 11. und 12. Jahrhundert gedacht

¹ Die ausführlichsten Nachrichten über Werders Leben enthalten BECKMANN, Historie von Anhalt, Zerbst 1710, VII, S. 285—289 und KÖNIG, Sächsische Adelshistorie, Leipzig 1727, I, 1026 ff. Wichtige Angaben finden sich ferner bei STRIEDER, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Herausgegeben von Dr. LUDW. WACHLER, 16. Band, Marburg 1812, S. 534 ff. und ROMMEL, Neuere Geschichte von Hessen, Kassel 1835 ff., II. bis VI. Band, besonders VI, 468 f.; KRAUSE, der älteste Ertzschrein der fruchtbringenden Gesellschaft, Leipzig 1855. Derselbe, Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der Anhaltischen Lande und ihrer Fürsten . . . 5 Bde. Leipzig 1861—66; Derselbe, Ludwig, Fürst zu Anhalt-Köthen und sein Land, vor und während des dreißigjährigen Krieges, 3 Bde. Neusalz, 1877—79. Was diese Quellen bieten, ward benutzt von ZEDLER, Universal-Lexikon, Bd. 55, Leipzig und Halle 1748, Sp. 331—334. JÖCHER, Gelehrten-Lexikon, Leipzig 1751, Bd. IV, Sp. 1895 f. WETZEL, Hymnopoeographia oder histor. Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter, Herrnsstadt, 1724, III, S. 408. KÜTTNER, Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781, I, 129 ff. BOUTERWEK, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Göttingen 1817, X, S. 256 ff. und von den späteren Litterarhistorikern. Die Notizen, welche die citirten Schriften KRAUSE's über Werder enthalten, sind gut zusammengestellt in „Mittheilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Alterthumskunde“, IV. Bd., 1. Heft, Dessau 1884, S. 30—54. GEIGER (Mittheilungen aus Handschriften, Heft 1, Leipzig 1876, S. 19) nennt NEUMARK's Palmbaum S. 452 f. „die Quelle für alle späteren Berichte über Werder“, aber Neumark's spärliche Nachrichten sind fast wörtlich der Lobschrift HILLE's „der Teutsche Palmbaum“, Nürnberg 1647, S. 195 f. entnommen und enthalten durchaus keine genauen Angaben.

² In den Mittheilungen des Vereins für Anhalt. Gesch. IV, 1, S. 31 ist bemerkt, daß Werder seinen Namen stets „Diederich“ schrieb; auch in allen seinen Schriften, soweit dieselben bei seinen Lebzeiten gedruckt sind, findet sich nur diese Form.

wird. Diederich's Großvater, Hartwig von dem Werder,¹ war Hauptmann zu Wolmirstädt, und kaufte 1566 das Gut Gröbzigk und das Dorf Gerbißdorf mit dem Vorwerk „die Sorge“; den beiden letzteren gab er den Namen „Werdershausen“ und richtete sie zu einem Adelsitz ein. Er starb 1567 und hinterließ vier Söhne: Gebhard († 1612), Hans, Dietrich († 1599) und Bernhard († 1606). Wir wissen über Gebhard weiter nichts, als daß er mit Katharina von Hahn vermählt war und vier Söhne hinterließ: Cuno Hartwig † 1640, Heinrich † 1636, Hyppolitus Paris † 1620 und Diederich. Der erste und der dritte Sohn wählten die militärische Laufbahn; jeder stieg bis zum Rittmeister auf, beide starben unvermählt, Hyppolitus Paris auf dem Felde der Ehre bei Prag. Der zweite Bruder, Heinrich, besaß einen Sohn, Gebhard Paris, der nach dem Tode Diederichs von dem Werder in Anhalt diesem in seinen Aemtern folgte. Diederich wurde zu Werdershausen am 17. Januar 1584² geboren. Da in Kassel am Hofe des Landgrafen Moritz ein naher Anverwandter,³ Hans von Bodenhausen,⁴ als Hofmeister der Prinzen und Vorsteher der Fürstlichen Hofschule weilte, so wurde Werder in früher Jugend⁵ diesem zur Erziehung übergeben; denn Kassel war in jener Zeit ein Hauptsitz

¹ Siehe die folgende Geschlechtstafel:



Johann Georg Leberecht (starb vor dem Vater) u. 6 Töchter.

² BARTHOLD, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin 1848. S. 47 und KURZ, Geschichte der deutschen Litteratur, 7. Aufl. II, 375, geben als Geburtsjahr unrichtig 1587 an.

³ Der Grad der Verwandtschaft läßt sich nicht genau feststellen.

⁴ Er wurde später Rath der Fürstl. Kanzley, 1606 Landvogt des Oberfürstentums an der Eder, endlich Präsident der Kanzley in Marburg und Landvogt des ganzen Oberfürstentums Kassel'schen Anteils. Er starb am 30. Sept. 1612. STRIEDER, a. a. O.

⁵ Aber nicht vor 1597, da Bodenhausen erst seit diesem Jahre am Hofe in Kassel lebte. STRIEDER, a. a. O. S. 535.

der Renaissancebildung in Deutschland. Landgraf Moritz war von einer begeisterten Liebe für Wissenschaften und Künste beseelt.¹ Erinnert sei nur an die treffliche Fürsorge, mit welcher er das höhere Schulwesen seines Landes pflegte; er errichtete 1599 das Collegium Mauritianum, welches 1618 als Collegium Adelphicum Mauritianum zu einer Ritterschule für ganz Deutschland umgewandelt wurde. Lebhaft betrieb er seine Sprachstudien, und er war der erste Fürst, der einen Lehrer der neueren Sprachen an eine Universität berief.² Gedacht sei auch seiner ritterlichen Schauspiele, für welche die romantischen Dichtungen des Torquato Tasso und Ariosto den Stoff hergaben, seiner Bestrebungen für deutsche Dichtkunst und Sprachlehre, endlich seiner Vorliebe für die Musik.³

Landgraf Moritz nahm Werder zum Kammerpagen an und es ist wohl begreiflich, daß unter den Augen jenes Fürsten alle Geistes- und Körperkräfte des Jünglings aufs reichste ausgebildet wurden.

Unter den Lehrern Werders ist hervorzuheben der berühmte Rudolph Goclenius der Ältere, Erfinder des Soreites Gocleianus, welcher zuerst (1575—1581) als Rektor des Pädagogiums in Kassel, dann seit 1581 in Marburg als Professor der Physik, später auch der Logik, Mathematik und Ethik wirkte.⁴ Die Unterschrift eines von ihm verfaßten „Gamelion“ zur Hochzeit Diederichs von dem Werder lautet: „*Rodolphus Goclenius senior, Philosophus et nunc Illustris Academiae Marburg. Legatus, gratulabundus faciebat Clarissimo sponso, olim discipulo suo lectissimo et gratissimo.*“

Es verdient bemerkt zu werden, daß in den Jahren, da Werder am Hofe des Landgrafen erzogen wurde, auch Heinrich Schütz, der spätere Begründer der deutschen Oper, seine Ausbildung als Kapellknabe Moritz' in Kassel erhielt.

Später besuchte Werder die Universität Marburg und studierte dort Rechtswissenschaft und Theologie. Aus dieser Zeit ist uns die Nachricht von folgendem Ereignis erhalten. Als Landgraf Moritz 1605 in seinem Lande eine protestantische Union herzustellen suchte, entließ er in Marburg die lutherischen Geistlichen und setzte an ihrer Stelle Reformierte ein. Das Volk griff diese in der Kirche thätlich an, sie gerieten in die höchste Gefahr und dankten die Erhaltung ihres

¹ Vgl. ROMMEL, Geschichte von Hessen. Bd. VI.

² Vgl. ROMMEL, a. a. O. VI, 545 f.

³ Vgl. ROMMEL, a. a. O. VI, 422 f.

⁴ STRIEDER, a. a. O. IV, 428—487. Allgemeine deutsche Biographie IX, 308—312.

Lebens nur dem Edelmut und der Geistesgegenwart einiger Studenten, unter denen sich Diederich von dem Werder befand.¹

Nach beendigten Universitätsstudien unternahm Werder eine Reise durch Frankreich und Italien, wie sie zu jener Zeit zur vollkommenen Ausbildung jedes Adelligen erforderlich war. Er mag auf derselben die Werke Petrarca's, Ariosto's und Tasso's kennen gelernt und jene umfassenden Sprachkenntnisse erworben haben, die ihn später zu seinen Übersetzungen befähigten. Ob er, wie Fürst Ludwig von Anhalt, Verkehr mit den italienischen Sprachgesellschaften gepflegt hat, ist nicht zu bestimmen, höchstens ließe sich vermuten, daß er mit den Gliedern der *Academia della crusca* nicht in Berührung gekommen ist, da ein Verkehr mit diesen ihn leicht gegen Tasso eingenommen hätte.

Nach seiner Rückkehr wurde Werder zum Stallmeister und Kammerjunker ernannt, und that dann unter dem Kommando Fürst Christians von Anhalt bei der Belagerung der Festung Jülich (1610) Kriegsdienste, wobei er mit den Anhaltischen Fürsten und Tobias Hübner zusammentraf.

Er stieg bald zum Ober-Hofmarschall und Geheimen Rat auf und wurde Ephorus des Collegium Mauritianum und Erzieher der landgräflichen Kinder. Zwischen 1616 und 1618 verfaßte Prinzessin Elisabeth, die Tochter Moritz', jedenfalls unter Werders Leitung, 216 italienische Madrigale in der ängstlich beibehaltenen Form Petrarcas und übersetzte ausserdem „*la fida Ninfa*“ von Contarini in reiner deutscher Sprache, die nirgends mit französischen oder italienischen Worten vermischt war.²

Auch in ritterlichen Übungen aller Art zeichnete sich Werder aus. So gewann er 1612, als er den Landgrafen Moritz zur Krönung des Kaisers Matthias nach Frankfurt begleitete, bei den dort abgehaltenen Ritterspielen den vierten Preis, „so ein gar sehr großer Becher in Form einer Weinkrausen, so ein Rieß auf der Achsel getragen, gewesen.“ (Sleidanus redivivus durch G. A. Dantiscanus. Frankf. 1618, S. 1246). Ebenso war er bei der Hochzeit des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg mit Sophie Gräfin zu Solms, die am 4. Oktober 1612 in Onoltzbach stattfand, im Gefolge des Landgrafen anwesend, wie aus dem „Furierzettel, Aller vnd jeder

¹ ROMMEL, a. a. O. VI, 565.

² ROMMEL, a. a. O. VI, 351. Die Proben der italienischen von Elisabeth verfaßten Gedichte, welche ROMMEL (VI. 379—381) anführt, zeigen sprachliche und formelle Gewandtheit.

anwesenden Churfürsten Bey deß . . Herrn Joachim Ernsten Fürstl. Beylager Gedruckt zu Onoltzbach durch Paulum Böhem“ hervorgeht. In der „Beschreibung, der Reiß“ u. s. w. (s. S. 5, Anm. 4) steht S. 161 unter den Rittern, welche im Turnier mitritten, auch „Dieterich Werder.“ Einen „Dank“ hat er aber hier nicht erhalten. Weiter unten (die Seite ist mit 163 bezeichnet, ist aber die 184.) ist bemerkt, daß Werder von Johann, dem Administrator der Pfalz, im Cartell besiegt wurde. Werder stellte den Midas vor, „mit einer güldenen kron (darinnen eine rot spitze kappen auf dem haupt, darunter die Eselsohren verborgen waren vnd herfür guckten) außwendig in einem bloen Mantel, vnd darunter in Golt gekleidet.“

Am 21. Juni 1618 vermählte sich Werder mit Dorothea Katharina von Waldau, der Tochter des anhaltischen Marschalls Wolfgang von Waldau. Die Hochzeit fand auf dem Schlosse zu Kassel statt, Kaiser und Landgraf beschenkten den Bräutigam reich, ein Beweis seiner angesehenen Stellung. Die Universität Marburg widmete zu diesem Feste eine Sammlung „*Carmina votiva scripta a professoribus et studiosis Marpurgensibus.*“ Es sind 9 Gedichte in lateinischer Sprache, verfaßt von Caspar Sturmius, Henricus Petraeus, Johannes Combachius, Georgius a Lettow, Wernerus Steuberus, Mauritius Gadenus, Theodorus Strackius und Georgius Riese. Sie enthalten fast nichts Thatsächliches. Sturmius rühmt Werders Meisterschaft im Reiten, er erwähnt, daß der Kaiser und der Landgraf ihm zur Hochzeit Geschenke gesandt; die übrigen liefern fast nur allgemeine Schmeicheleien und Glückwünsche. Erwähnung litterarischer Verdienste findet sich nicht; höchstens könnte man die folgenden Glykoneen des Petraeus darauf deuten:

*Et virtus et amor Boni
Ardens Principis et Fides
Insedere fideliter
Linguas litteratasque.*

Und ferner:

*Arte et Marte simul, stylo
Et pilo omnibus anteis
Cunctas unus habes sacrae
Junctas Palladis artes.*

Jedenfalls läßt sich aus diesem Schweigen der Lobdichter, die sich doch gewiß kein erwähnenswertes Verdienst ihres Helden entgegen lassen, mit Sicherheit folgern, daß Werder bis dahin noch nichts irgendwie Bedeutsames auf poetischem Gebiete geleistet hatte.

Das bereits erwähnte „Gamelion“ des Goclenius führt den Titel: *Theodori à Werder | Nobilissimi viri, hæreditarii in | Gröbztzig et Werdenhausen, | Illustrissi- | mi Principis Ac Do- | mini, Domini Mauriti, Landgravii Hassiæ etc. à Secretio- | ribus Consiliis et aulæ ejus | Mareschalli | Pugnæ | Sericæ et Ludricæ, | Carmine Heroico informata, cum, cum | deo et Hassiaco Apolline benevolentibus, festivita- | tem nuptialem celebraret in Principali | arce Casselana, | cum | Nobili Dorothea Catharina | à Waldow è Schwanewalt oriunda 20. Junii Anno 1618. Excudebat Wilhelmus Wesselius, Typogr. Princ.* In 76 glatten Hexametern wird die Schönheit Werders erwähnt, sodann seine Geschicklichkeit im Reiten gerühmt, die er besonders bei der Darstellung der Schlacht von Troja in einem „Kartell“, bei welchem er den ersten Preis gewann, gezeigt habe. „*Præterea ad linguas etiam formatus et artes*“, meint der Poet. Der Fürst habe Werder in seinen geheimen Rat berufen und ihn an die Spitze seines Hofes gestellt. Jetzt erwarte Werder ein neuer Kampf (welcher Art derselbe sei, wird im Stile der Zeit möglichst deutlich ausgeführt), und zum Schlusse wird die Süßigkeit des Sieges in diesem Kampfe geschildert. Noch ein kleines Gedicht (fünf Distichen) ist angehängt, welches bei Überreichung eines „*γαμήλιος* Krater“ von Goclenius im Namen der Academia Mauritia an Werder gerichtet wurde.

Werders Hochzeit fällt in die Periode, in welcher seine Thätigkeit sich am vielseitigsten äußerte. Denn neben den bereits erwähnten wissenschaftlichen und pädagogischen Diensten, welche er dem Landgrafen leistete, vermittelte er in jener Zeit auch zahlreiche diplomatische Aufträge. Landgraf Moritz hatte durch sein Vorgehen gegen die Evangelischen in den von ihm ererbten marburgischen Gebieten dem Kaiser eine Handhabe geboten, ihn, eins der eifrigsten Glieder der Union, zu züchtigen und mit Waffen gegen ihn einzuschreiten. Drohend zog sich das Ungewitter über den hessen-kasselischen Landen zusammen, und es galt, neben der Sache des Protestantismus das eigene Land vor der Rache des Kaisers und seiner katholischen Anhänger zu wahren. So mußte Werder unermüdlich hin- und herreisen, bald finden wir ihn in Dänemark, bald bei den Generalstaaten und Moritz von Oranien in Haag, bald in Braunschweig und am Hofe zu Berlin thätig wirkend für die Sache seines Herrn. Dass er auf diesen weiten Fahrten durch das deutsche Land öfters seine Güter in der Heimat besucht haben wird, dürfen wir wohl annehmen; ebenso wird er durch Ludwig von Anhalt-Köthen von dem Emporblühen der jungen Fruchtbringenden Gesellschaft Kenntniss erlangt haben. Ist es doch bezeichnend für jene harte und schwere Zeit, in der die verderben-

schwangeren Wolken des unabsehbaren Krieges sich zu entladen begannen, daß kriegerische und diplomatische Thätigkeit Hand in Hand gingen mit warm beieifertem Wirken für Hebung deutscher Sprache und Dichtkunst, gleich als hätte man erkannt, daß hier der letzte Notanker wäre, der das Schiff deutschen Volkstums vor dem Zerschellen an dem Felsen der Fremdherrschaft bewahren konnte, dem es die Wellen des Krieges scheinbar unwiderstehlich zutrieben.

Fürst Ludwig und Werder kannten sich schon lange Zeit. Ludwig hatte, ehe er die Regierung seines Ländchens antrat, oft am Hofe des geistesverwandten Landgrafen in Kassel gewohnt und dort Anregung zu ähnlich fruchtbarem Wirken gefunden;¹ freilich mit dem Unterschied, daß er bei all' seinem Thun das Hauptgewicht auf deutsche Art legte, das deutsche Wesen zu kräftigen suchte, während für Moritz, wie es scheint, dieser Gedanke nicht der leitende gewesen ist. Es läßt sich aus diesem Verhältnis der beiden Fürsten, die auf Werder bestimmenden Einfluß übten, zugleich ein Schluß auf dessen geistige Entwicklung ziehen. Wohl mag ihm der belebte geistige Verkehr in Moritzens Umgebung ästhetische und litterarische Anregungen in reichster Fülle geboten haben; aber auf deutsches Dichten und eigenes Schaffen zur Ehre und Erhebung der deutschen Sprache wird ihn erst Ludwig gelenkt haben, was dadurch bestätigt wird, daß er bis 1618 Nichts gedichtet hat. Auch die folgenden, wild bewegten Jahre werden Werder kaum Muße zu poetischer Thätigkeit gewährt, noch Anregung dazu geboten haben. Nur ein Ereignis fällt in die Zeit von 1618—1622, welches Werder in Verbindung mit den Bestrebungen zeigt, die auf den Gebieten der Sprache und Litteratur sich regten: seine Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft. Dieselbe erfolgte im Jahre 1620, wahrscheinlich auf dem Konvent zu Mühlhausen, wohin Werder gesandt worden war, um den Kurfürsten Johann Georg am Abfall von der Sache der Evangelischen zu hindern; Werder wurde aber, nachdem er äußerst eindringliche Worte an den Kurfürsten gerichtet hatte, in Ungnade entlassen, ohne dem Herkommen gemäß zur Tafel geladen zu sein.² Den Verlauf dieser Gesandtschaft erzählte eine Schrift unter dem Titel: „Hrn Moritzen L. z. H. Erinnerung und Ermahnung an I. C. Gn. zu Sachsen durch Dietrich von dem Werder — (vom Kriege zum Frieden) — samt wiederantwortlicher heroischen Erklärung I. C. Gnaden 1620.“³

¹ KRAUSE, Fürst Ludwig, I, 73. ² ROMMEL, a. a. O., VII, 380 ff.

³ Der Titel nach STRIEDER XVI, 534 f. Die Schrift selbst war leider nicht aufzufinden.

Alle Vorsichtsmaßregeln des Landgrafen konnten das Unheil der kaiserlichen Exekution nicht von Hessen fern halten. Im Jahre 1622 rückte Tilly an die Grenzen des unglücklichen Landes; vergeblich sandte Moritz seinen Vertrauten Werder an die Höfe von Kursachsen, Kurbrandenburg, Eisenach, Coburg, Altenburg und Weimar, es erschien keine Hülfe. Der Landgraf suchte sein Land, so weit es möglich war, in Verteidigungszustand zu setzen, und Werder stand ihm hierbei wieder treulich zur Seite. Doch es zeigte sich die Wandelbarkeit der Fürstengunst. Er fiel in Ungnade „in einer die Stadt Volkmarsen und die Landes-Defension betreffenden Sache“ (wie der sonst so genaue Rommel sich ziemlich dunkel ausdrückt), zusammen mit Philipp von Scholley und Joh. Episkopus und resignirte am 21. Juli 1622 auf seine Stelle. Jedenfalls hatte der autokratische und eigenwillige Sinn des Landgrafen, der schon früher, z. B. bei jener marburgischen Religionsänderung, hervorgetreten war und ihn in dauernden Konflikt mit seinen Ständen brachte, jenes Zerwürfnis verursacht; aber Werder hat nicht deshalb den Dienst quittiert, „weil die Kriegstroubles allerhand Veränderungen nach sich gezogen“¹ oder „um seine Erbgüter zu retten.“²

Werders ganzes Leben zeigt, daß er nicht der Mann war, seinen Fürsten, dem er so lange und so treu gedient hatte, in der höchsten Not zu verlassen; daß der Landgraf selbst ihm das Bleiben unmöglich machte, beweist der gleichzeitige Abgang der zwei andern erprobten Räte.

Werder wandte sich in seine Heimat. Er begab sich auf sein Gut Reinsdorf bei Köthen, „der Meinung daselbst hinkünftig sein Leben in Ruhe zuzubringen,“³ und begann bald mit der Übersetzung der „Gerusalemme liberata.“

„Darumb sobaldt ich nur von Hoff nahm meinen Zug,
Vnd eine zeitlang auch kein Kriegeswaaffen trug,
Nam ich den Tassum für in vnser Sprach zu bringen,
Vnd auff ein schwere art in Reimgesetz zu zwingen.“

In Anhalt nahm man Werder in jener Zeit, da ein entschlossener und erfahrener Mann so viel wog, freudig auf. Auch hier drohten dieselben Gefahren wie in Hessen. Die Truppen beider Parteien rückten übermächtig heran, Hilfe von außen war kaum zu erwarten,

¹ BECKMANN, a. a. O. V, 287.

² A. G. SCHMIDT, Anhalt'sches Schriftsteller-Lexikon. Bernburg 1830. S. 450.

³ JÖCHER, Gelehrten-Lexikon, Bd. IV, Leipzig 1751, Sp. 1895 f. und nach ihm viele Andere.

und so beschlossen die anhaltischen Fürsten einmütig, so weit es in ihren Kräften stand, ihre Länder widerstandsfähig zu machen.

Im Frühjahr 1623 wurde die Landesverteidigung neu organisirt, und Diederich von dem Werder die Leitung der einen von den beiden Kompagnien Fußvolk übertragen, während sein ältester Bruder Cuno Hartwig als Rittmeister an die Spitze der Reiterei trat.¹

Allein die Unbequemlichkeiten, welche die geworbene Mannschaft dem Lande bereitete, waren fühlbarer, als der Schutz, den die kleine Schar gewähren konnte, es entstand Meuterei unter den Truppen,² und im September 1623 wurde die Organisation wieder aufgelöst.

Nun ergossen sich lange Jahre hindurch alle Schrecken des Krieges über die unglücklichen anhaltischen Lande. Kontributionen, Einquartierungen, Durchzüge in immerwährender Folge beraubten Bürger und Bauern ihrer Habe, und immer unerträglicher lastete der Druck. Werder wurde noch dazu von häuslichem Kummer schwer bedrückt. Am 22. Febr. 1625 verschied seine inniggeliebte Gattin zugleich mit einer drei Tage zuvor geborenen Tochter in seiner Abwesenheit. Er dichtete auf ihren Tod „Selbsteigene Gottselige Thränen Dietrichs von dem Werder, die Er der weyland Wohl Edlen vnd Tugentreichen Frawen Dorotheen Catharinen geb. von Waldau zu Ihrem Lob von Herten nachgesandt hat“ (Halle 1625), seine erste im Drucke erschienene poetische Arbeit. Werder befand sich bei dem Tode der Gattin auf einer Gesandtschaftsreise zum Kurfürsten von Brandenburg; er erblickte auch die Tochter erst als Leiche. Der Sarg und das Grab wurden mit Versen Tobias Hübners geschmückt.³

Mehrfach unternahm Werder in den folgenden Jahren Reisen an fremde Höfe im Auftrage der anhaltinischen Fürsten. Am 21. Juli 1626 wurde er als Gesandter an den Kreisobersten, den Kurfürsten von Sachsen, gesandt, um wegen unrechtmäßiger Einquartierung der kaiserlichen Truppen zu reklamieren, erhielt aber eine dilatorische Antwort.⁴ Da wandten sich die Anhaltiner direkt an den Kaiser und schickten im Dezember 1626 Fürst Ernst, den Sohn Fürst Christians von Anhalt, in Begleitung Werders nach Wien. Die Gesandten berührten Dresden und Werder verhandelte dort noch einmal ohne Erfolg mit dem Kurfürsten. Im Beginn des Jahres 1627 erreichten sie Wien und wurden am 19. Januar vom Kaiser in feierlicher

¹ KRAUSE, Fürst Ludwig, I, 303.

² Werders Bericht darüber d. d. 18. Junii. KRAUSE, Fürst Ludwig, I, 325 f.

³ HÜEBNER an BUCHNER 23. Febr. 1625.

⁴ KRAUSE, Fürst Ludwig, II, 27.

Audienz empfangen. Er versprach ihnen möglichste Berücksichtigung ihrer Bitten; aber erst nachdem sie noch ein „schriftliches bewegliches memorial“ übergeben und zum dritten Male schriftliche Erinnerung gethan hatten, erhielt Werder endlich günstigen Bescheid. Fürst Ernst war schon einige Tage zuvor abgereist. Am 5. März schrieb der Kaiser im Interesse Anhalts an Wallenstein und ersuchte ihn um Schonung des Landes; aber bereits im November begannen wieder die Durchmärsche kaiserlicher Truppen, so daß die äußerst kostspielige und mühsame Gesandtschaft für Anhalt fast ganz ohne Erfolg blieb.

Unserm Werder brachte sie aber die Anerkennung seiner poetischen Bestrebungen durch das Reichsoberhaupt: Der Kaiser ersuchte ihn mündlich um die im vorhergehenden Jahre erschienene Übersetzung der *Gerusalemme liberata*, las dieselbe noch während Werders Anwesenheit in Wien durch und gab ihr eine ansehnliche Stelle unter seinen Kammerbüchern.¹ Die Anerkennung des Kaisers drückte das Siegel auf das allgemeine Urteil über Werders Erstlingswerk. Gewiß hätte er sich nach solchem Erfolge gern gänzlich der Dichtkunst gewidmet und in seiner neu begründeten Häuslichkeit gewelt, in welche er im Jahre 1629 als zweite Gemahlin Juliane Ursula, verwittwete von Krosigk, geb. v. Pöblitz, eingeführt hatte. Aber die folgenden Jahre rissen ihn mitten in die Bewegung der Zeit hinein. Im April und Mai 1630 wirkte er bei Wallenstein in Böhmen mit Erfolg für die Verringerung des Kriegsdruckes, der auf Anhalt durch die kaiserlichen Truppen ausgeübt wurde, und 1631 brachte er seinem Vaterlande das Opfer, sich an die Spitze eines schwedischen Regiments zu stellen, und die Stille seines Landlebens mit der Ruhelosigkeit eines Söldnerführers jener Zeit zu vertauschen. KRAUSE² hat dargelegt, wie geringfügig die Ehre der Verleihung jenes Regiments (welche Beckmann und alle früheren so sehr hervorheben) sich darstellt im Vergleich zu den Mühen und Kosten, welche die Anwerbung und Unterhaltung desselben Werder und den Anhaltischen Landen verursachten. Es geht aus den erhaltenen Berichten nicht hervor, ob dieses Regiment in die grossen Kämpfe der Zeit eingegriffen habe; freilich bezeugt uns ein Brief Opitzens, daß Werder im Jahre 1634 mit Banér nach Böhmen gezogen war. Jedenfalls fand Werder in der Zeit, da er es kommandierte, Muße zu zahlreichen wichtigen Gesandtschaften und sogar zur Übersetzung eines

¹ Vorrede zur zweiten Auflage des „erlöseten Jerusalem“.

² Fürst Ludwig, II, 168.

umfangreichen poetischen Werkes, der ersten 31 Gesänge des „Orlando Furioso.“

Der Eintritt Werders in die schwedischen Dienste erfolgte Ende 1631; denn am 3. Januar 1632 berichtete General Banér an Fürst Augustus von Anhalt, daß Werder ein Werbepatent ausgestellt worden sei, und schlug vor, daß Anhalt zur Unterhaltung seines Regiments ihm 8200 Thaler nach und nach zahlen sollte.¹ Denselben Vorschlag macht am 12. Januar der Kanzler Stallmann, da es dem Kreise ganz unmöglich sei, die erforderlichen Mittel zur Anwerbung aufzubringen. „Aber, weil der Herr Oberste Dietrich von dem Werder verhoffentlich noch, wie kurz vor diesem, vast viel vnd das meiste für allen andern beim Herrn Generaln (Banér) vermag: So habe ich des Herrn Königlichen Statthalters etc., Meines gnedigen Fürsten vnd Herrn Räthen zu Cöthen vorgeschlagen, daß sie die notturft beim Herrn Generaln durch ermelten Herrn Obersten suchen möchten,“ schreibt Stallmann,² und beweist dadurch, in welcher außergewöhnlichen Gunst Werder bei dem schwedischen Feldherrn stand. Aber auch bei andern kriegführenden Mächten erfreute sich Werder besonderer Beliebtheit; dies zeigt seine Sendung an den Kurfürsten von Sachsen im Jan. 1634.

Werder selbst mußte neben Einbuße an Geld in Folge seines schwedischen Kommandos Unannehmlichkeiten ertragen. Als am 5. Oktober 1634 Banér dem Fürsten Augustus meldete, daß Werders Regiment auf einige Zeit in dessen Fürstentum gelegt werden müsse, wollten die anhaltinischen Fürsten Verwahrung dagegen einlegen, und nur durch persönliche Unterhandlung erreichte er endlich die Erlaubnis zur Einquartierung seiner Truppen und die Bezahlung seiner Unkosten, worauf er bis zum Dezember in Anhalt blieb. Wahrlich, es mußte für einen geistig höher stehenden, gemütvollen Mann, wie Werder, ein harter Gedanke sein, überall, wohin er kam, Leid und Furcht zu erwecken, und dem doch nicht abhelfen zu können! Daher mag er, ebenso wie Fürst Ludwig, sein Landesherr, mit Freuden die Gelegenheit ergriffen haben, aus dem schwedischen Dienste zu scheiden, als im Jahre 1635 die kaiserlichen Avocatorien verkündet wurden. „Ist dennoch nichts destoweniger bey der Schwedischen Armée in großem Ansehen geblieben, auch dadurch die gänzliche Schwedische Contribution eine geraume Zeit von denen Anhaltischen Landen abgewandt.“³ Diese Angabe ist nicht genau, wie die bei KRAUSE, Fürst Ludwig, II, 269 — 282 abgedruckten Briefe und Dokumente

¹ KRAUSE, Fürst Ludwig, II, 168. ² KRAUSE, Fürst Ludwig, II, 170.

³ BECKMANN, a. a. O. KÖNIG, Sächs. Adelshistorie, Leipzig 1727, I, S. 1028.

ergeben. Vielmehr erlangte Werder, als er im Februar 1639 im Auftrage der anhaltinischen Fürsten im Hauptquartier Banérs weilte, nur, daß Anhalt gegen monatliche Zahlung von 600 Thalern von aller Einquartierung, Kontributionen an Gelde und Korn und allen Kriegsbeschwerden befreit sein sollte, und dieser Vertrag wurde von den Schweden nicht einmal eingehalten; denn im Juli 1640 war Werder schon wieder bei Banér, um sich wegen Mehrforderungen des schwedischen Commissars Gregerson zu beklagen. Der General verlängerte darauf die Dauer des Vertrages und bewies fortwährend seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen Anhalt. Noch wenige Tage vor Banérs Tode (10. Mai 1641) erlangte Werder von ihm einen Schutzbrief zu Gunsten seines Vaterlandes, der freilich bei der Verwirrung, die nach dem Absterben des Generals eintrat, wirkungslos blieb. Banér war als der „Haltende“ Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft und scheint nicht ohne Interesse für die Bestrebungen derselben gewesen zu sein. Ein Zeugnis hierfür ist folgender Brief, der zugleich als Beleg für die oben bezeichnete Verbindung kriegerischer und friedlicher Bestrebungen in jener Zeit dienen kann:

Fürst Ludwig an Johann Banér, 3. Sept. 1639:¹ „Dem Haltenden entbeut der Nehrende seinen gebührenden gruss freundschaft und dienste. Ersuchett ihn darneben es im besten zu vermercken, das ihme dieses gesellschaftbrieflein durch einen ihres mittels nemlich den Viellgekörnten zukommet, und sich der Nehrende des herkommens hierunter gebrauchett, dessen sich dan der Haltende ins künftige, wan es ihme gelegen und gefellig ebenmessig gebrauchen mag. Vorgemeldeter Vielgekörnter wird berichten in was stande man dieser Örter ist, und zugleich überreichn eine alte doch berühmte wahrhaftige geschichte, die neulich verdeutschett und in den Druck gegeben worden, auch vermuthlich nicht unangenehm zu lesen sein wird.“

Im Jahre 1644 wurde Anhalt allerdings auf ein Jahr von der schwedischen Kontribution gänzlich befreit; doch vermittelte dies nicht Werder, sondern Oberst-Lieutenant Knoche und der Amts- und Hofrat Kaspar Pfaw.

Als die Kaiserlichen in Mitteldeutschland die Oberhand gewannen, ließen sie die Verbündeten Schwedens schwer büßen. Die harten Bedrückungen veranlaßten die anhaltinischen Fürsten, Werder im Juni 1641 an Piccolomini und an den Grafen von der Wahl zu senden, dann begab sich Fürst Ludwig selbst mit Werder nach Quer-

¹ KRAUSE, Ertzschrein. S. 40.

furt, um eine Erleichterung der Kriegslast nachzusuchen. Aber erst der Sieg Torstensons bei Breitenfeld am 2. November 1642 befreite Anhalt von dem Drucke der Kaiserlichen, freilich nur, um es mit neuen Anforderungen der Schweden zu belasten. Werder vermittelte bei Torstenson mit vieler Mühe eine Herabsetzung der Kontribution und erlangte am 27. Dezember 1642 sogar einen Schutzbrief für ganz Anhalt.

Mit dieser günstig verlaufenen Gesandtschaft endigten die diplomatischen Dienste Werders auf längere Zeit, später war er nur noch einmal in einer freundlicheren Mission zwischen den Höfen von Hessen-Kassel und Brandenburg thätig: er vermittelte im Jahre 1646 die Heirat der Schwester des Landgrafen Wilhelm mit einem Sohn des Großen Kurfürsten. Letzterer ernannte ihn zu seinem Geheimen Rat und Kriegs-Obersten und später auch zum Amtshauptmann in Alt-Gadersleben und teilte dies dem Fürsten Ludwig in einem für Werder äußerst huldvollen Schreiben mit.¹

Mit wirklichen Ämtern waren diese brandenburgischen Titel wohl kaum verbunden; vielmehr geht aus Werders Briefen hervor, daß er seine anhaltische Stellung als Unterdirektor der gesamten Landschaft auch später noch inne hatte und bis zu seinem Tode auf seinem Gute Reinsdorf lebte. Daß auch jetzt die friedlichen Arbeiten oft durch Kriegslärm unterbrochen wurden, beweisen die Mitteilungen der anhaltischen Historiker.

Besonders tiefen Eindruck scheint auf Werder eine Meuterei der schwedischen Soldaten gegen ihren Obersten Israel Isaaks-Sohn gemacht zu haben, welche BECKMANN² mit allen ihren Greueln erzählt. Noch 1710 sah man eine Abbildung des Vorganges in einer Gallerie des Schlosses zu Reinsdorf. Werder hatte das Bild malen lassen und die Aufschrift beigefügt, daß diese Exekution geschehen in den Werderischen Gerichten zu Dohndorf und Körmig.

Im Jahre 1650 starb Werders fürstlicher Freund Ludwig und bald darauf fing er selbst an zu kränkeln. Seine Kräfte ließen allmählich nach und er verschied am 18. Dezember 1657 an Marasmus senilis auf seinem Gute Reinsdorf, nachdem ihm seine zweite Gattin zwei Jahre zuvor durch den Tod entrissen worden. Schon lange Zeit hatte er sich mit Sterbegedanken getragen und eine große Anzahl von Andachten auf die Stunde des Todes verfasst, von denen tausend im Jahre 1671 im Drucke erschienen.

Vielfache, in der Jugend unermüdliche Bethätigung nach den verschiedensten Seiten hin, hohes geistiges Streben und die Gunst

¹ Abgedruckt bei BECKMANN, a. a. O.

² a. a. O. III, 423 f.

der Großen zeichnen Werder aus und lassen ihn über das Durchschnittsmaß der Menschen seiner Zeit emporragen. BECKMANN bewahrt uns die Äußerung auf, die ein Engländer über den jungen Werder gethan: er wäre lauter Geist, und fügt hinzu, daß Werder sich dessen noch kurz vor seinem Tode bei zunehmender Schwachheit erinnert und hinzugesetzt habe, daß er jetzt lauter Fleisch wäre, daß aber der Geist Gottes in seinem Herzen lebe.

Werkers Charakter erscheint als durchaus ehrenhaft und bieder; in seinem ganzen Leben findet sich keine Handlung, die von niederer und eigennütziger Gesinnung zeugte, wohl aber so manche That aufopfernder Vaterlands- und Fürstenliebe.

Von seiner Jugend an beseelte ihn eine aufrichtige Frömmigkeit, die sich in späteren Jahren bis zu einer sanften Schwärmerei steigerte. Aus den zahlreichen geistlichen Liedern, die er dichtete, leuchtet das Streben, in ein inniges persönliches Verhältnis zu seinem Heiland zu treten, hervor, und wir erkennen in diesen Dichtungen Anfänge des Pietismus, der unter den Leiden des Krieges entstand und wenige Jahrzehnte später die Seelen fast aller wahrhaft religiös Denkenden beherrschte.

Es wurde bereits erwähnt, daß Werder in ritterlichen Übungen sich auszeichnete, was auf große körperliche Gewandtheit und ansehnliche Gestalt schließen läßt. BECKMANN bestätigt dies, und das wahrscheinlich einzige uns erhaltene Bildnis Werders, welches ihn mit andern Gesellschaftern beim Mahle sitzend darstellt,¹ zeigt offene gerade Züge voll männlicher Festigkeit und geistiger Bedeutung.

Werkers Wahlspruch, den er im Jahre 1629 in das Stammbuch der Fruchtbringenden Gesellschaft eintrug, lautete: Las meinen Gang gewis sein in Deinem wort Undt las kein vnrecht über mich herschen (119. Psalm).

Werkers Geschlecht lebte nicht lange nach seinem Tode fort. Seine erste Gattin hatte ihm vier Töchter und einen Sohn, seine zweite eine Tochter geschenkt; aber alle starben vor ihm, bis auf den Sohn. Dieser, Paris von dem Werder, war am 12. Juni 1623 geboren, wurde am 24. Juli in der Pfarrkirche zu Dessau in Gegenwart von neun fürstlichen und sechzehn adeligen Personen getauft und erhielt unter der Leitung des bekannten Pädagogen Christian Gueintz eine vortreffliche Erziehung. Schon als fünfzehnjähriger Knabe zeichnete er sich durch den öffentlichen Vortrag einer von seinem Vater verfaßten Friedensrede aus, welche weiter unten ausführlicher zu besprechen

¹ BECKMANN, a. a. O. V, 482.

sein wird, und wurde in Anerkennung derselben im Jahre 1639 als der 339. in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, unter dem Namen „der Friedfertige“.

Paris von dem Werder übersetzte später aus dem Französischen: „Zwanzig Heroische / Hochdeutsche / Frauen-Reden sampt dero eigentlichen in Kupf- / fer gestochenen Abbildungen, / Aus dem Frantzösischen Deutsch übersetzt / Durch / Pariß von dem Werder, / In der Löblichen Fruchtbringenden Gesellschaft / benahmt / Der Friedfertige. / Naumburg, / In Verlegung Martin Müllers, Buchhändlers. In dem 1659sten Jahre.“ Über jeder Rede stehen einige Verse, die aber an die des Vaters nicht heranreichen, z. B. über der vierten Rede (welche des Darii Mutter dem Alexander hält):

„Trag Eisen, fühl' einst nicht, wie schwer sie seynd,
Küß' auch die Hand, so dich damit beschwehret;
Verlier' ein Reich, und liebe deinen Feind:
Also man nur den Alexander ehret.“

Über der dreizehnten Rede (Athenais zum Keyser Theodosio):

„Die weise Athenais, die ihrem Sterne glaubte,
Das sie einst kommen solt in allerhöchsten Stand:
Das ist erfüllt; Sie trägt die Krohn' auf ihrem Haupte
Und hält den Zepter in der Hand.
Sie denket; Kömmt sie um die Krohne;
Wie daß das Unglück keinen schone.“

Über der zwanzigsten Rede (Sapho zu der Erinna):

„Besieh in diesen schönen Dingen
Ein Wunderwerk der gantzen Welt;
Doch diese Red' ist nicht gestellt
So schön, wie ihre Versche klingen.“

Vermählt war Paris von dem Werder mit Rebekka Katharina Coler, der Kammerjungfer der Prinzessin Eva Katharina von Dessau; doch hinterließ er, als er 1674 starb, keine männlichen Nachkommen.

IV. Bibliographie.¹

Die Zeiten, in welchen Werder dichtete und schrieb, waren der Litteratur nicht günstig. In Folge des Krieges, der das Interesse an der Dichtkunst auf enge Kreise beschränkte, wurden sehr kleine Auflagen gedruckt, und von diesen ging in den fortwährenden Brandschatzungen und Verwüstungen das meiste zu Grunde. So müssen wir es einem Glücksfall zuschreiben, daß Werders Werke uns, wenn auch in wenigen Exemplaren, bis auf zwei oder drei kleinere erhalten sind; manche derselben waren schon im 17. Jahrhundert äußerst selten. Die vollständigsten Verzeichnisse der Werke geben BECKMANN² und STRIEDER.³ Angaben der Titel finden sich ferner bei HILLE,⁴ JOHANN RIST in seinem Lobgedicht hinter der zweiten Auflage des „Gottfried“, SCHOTTEL,⁵ NEUMARK⁶ und NEUMEISTER.⁷ Eine vollstän-

¹ Die in diesem Abschnitt enthaltenen Angaben verdanke ich zum größten Teil den gütigen Mitteilungen der Verwaltungen folgender Bibliotheken, denen ich hiermit den wärmsten Dank ausspreche: Berlin, Königl. Bibl. (Berlin), Univ.-Bibl.; Breslau, Univ.-Bibl. (Breslau); Kassel, Ständische Landes-Bibl. (Kassel); Dessau, Herzogl. Bibl. (Dessau); Dresden, Königl. öffentliche Bibl. (Dresden); Gotha, Herzogl. Bibl. (Gotha); Göttingen, Univ.-Bibl. (Göttingen); Halle, Univ.-Bibl.; Hamburg, Stadt-Bibl.; Heidelberg, Univ.-Bibl.; Leipzig, Stadt-Bibl. (Leipzig St.), Univ.-Bibl. (Leipzig U.); Marburg, Univ.-Bibl. (Marburg); Marburg, Königl. Preuß. Staatsarchiv; München, Königl. Hof- und Staats-Bibl. (München St.), Univ.-Bibl. (München U.); Weimar, Großherzogl. Bibl. (Weimar); Wolfenbüttel, Herzogl. Bibl. (Wolfenbüttel); Wernigerode, Gräfl. Stolbergsche Bibl. (Wernigerode). Zu besonderem Danke bin ich ferner verpflichtet Herrn Prof. Dr. M. BERNAYS, der mich aus den reichen Schätzen seiner Privatbibliothek, so wie durch Rat und That aufs freundlichste unterstützte, Herrn Hofrat G. KRAUSE in Naumburg, der mir wertvolle Hinweise zu teil werden ließ, und Herrn Dr. LAUBMANN, Direktor der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München, durch dessen gütige Vermittelung mir die Benutzung zahlreicher Werke von auswärtigen Sammlungen ermöglicht wurde. Bei jedem Werke habe ich die Stellen, wo Exemplare desselben vorhanden sind, angeführt. Die Fragezeichen deuten an, daß ich darüber, welche Ausgabe des Werkes sich auf der betr. Bibliothek befindet, keine Nachricht erlangen konnte.

² a. a. O. VII, 369.

³ Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Herausgeg. von Dr. LUDWIG WACHLER. 16. Bd. Marburg 1812. S. 538.

⁴ Der Teutsche Palmbaum. Nürnberg 1647. S. 195 f.

⁵ Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache. Braunschweig 1663. S. 1173 f.

⁶ Neusprossender Deutscher Palmbaum, 1668. S. 452 f.

⁷ *Specimen Dissertationis*. S. 111.

dige Aufzählung der Werke existiert bisher nirgends, auch bei GOEDEKE fehlt Einiges.¹

I. Umfangreichere Werke.

1 A. Selbst eigene Gottselige Thränen Dietrichs von dem Werder, die Er der weyland Wohl Edlen vnd Tugentreichen Frawen Dorotheen Catharinen geb. v. Waldau zu Ihrem Lob von Hertzen nachgesandt hat. Halle, 1625.“ 8 Bl. 4^o. (GOEDEKE, a. a. O.).

Einen Abdruck dieses Gedichtes habe ich trotz aller Bemühungen nicht auffinden können. HOFFMANN VON FALLERSLEBEN² und BECKMANN³ führen einige Stellen daraus an. HOFFMANN druckt 36 Verse ab:

Was that Ihr doch so viel der Müh und Fleiß ablegen
bis: Wort, die ich tausendmal aus Eurem Mund gehört.
Und: In Summa, Niemand kann die Treu lan recht erschallen
bis: Orpheus fehlte hier in seiner Melodei.

BECKMANN hat die letzten 12 Verse:

„Wann der dann bricht herein mit Donner, Schrecken, Krachen“ u. s. w.

1 B. Ein zweiter Druck erfolgte, wie ein Brief Hübners⁴ beweist, kurz nach dem ersten in Leipzig: „*Jis addidi duo exemplaria rhythmorum Germanicorum ab ipso Illustrissimo principe Ludovico Anhaltino nuperrime conscriptorum, quorum alterum si eidem Opitio una cum Werderi lacrymis, quas Lipsiae denuo, sed omissis quatuor versibus, quos adjeci, impressas in eum finem, hisce junctas, accipies, transmittere libet, licebit*“

2 A. Gottfried von Bulljon, / Oder / das Erlöse- / te Jerusale- / m. / Erst von dem Hochberühmbten / Poeten Torquato Tasso in Wel- / scher Sprache beschrieben: / Vnd nun in Deutsche Heroische Poe- / sie Gesetzweise, als vormals nie mehr / gesehen, vberbracht. / Getruckt zu Franckfurt am Mayn, / In Verlegung Daniels vnd Davids / Aubrij vnd Clemens Schleichen. / Anno M.DC.XXVI.“ 4^o. Stichtitel, Haupttitel, auf dessen Rückseite ein Portrait des „Gotfridus Bolionus“, Kurtze Summarische Erzählung deß Jerusalemischen Krieges, u. s. w. 30 gez. Seiten. Sodann der Kupfer zum Ersten Gesang. Der erste bis zwanzigste Gesang auf 258 gez. Bl. mit 23 Kupfern. Bl. 259 ein

¹ Grundriß, II. Aufl. III, 57 f.

² Weimarisches Jahrbuch II, 211. Findlinge, Nr. 1.

³ a. a. O. III, 289: „Selbeigene Gottselige Thränen Dietrichs v. d. Werder, die er seiner Ersten Ehe-Liebsten zum Lobe nachgesandt hat.“

⁴ an Buchner 13. April 1625, Epist. III, 12.

Gedicht an den Übersetzer, unterzeichnet CK. (Christoph von Krosigk?), Bl. 260 Druckfehler. Berlin, Breslau, Kassel, Dessau, Dresden?, Gotha, Göttingen?, Marburg, München St., München U., Wolfenbüttel.

2 B. Gottfried / Oder / Erlösetes Je- / rusalem. / Deutsch. / Verbessert. / Zum zweyten mahl gedruckt. / Franckfurt am Mayn, / Gedruckt bey Caspar Röteln, / In Verlegung / Johann Pressen. / Anno M.DC.LI.“ 4^o. Stichtitel. Kein Haupttitel. Folgt Portrait Ferdinands III. 2 ungez. Bl. Widmung „Dem Römischen Kayser.“ Ein Bl. Portrait Gotfrieds (dasselbe wie in A). 4 ungez. Bl. „Summarische Erzählung deß Jerusalemischen Kriegs“ etc. Auf der Rückseite des vierten Bl. „Denen Lesenden“. 1 Bl. Kupfer zum Ersten Gesang. S. 1—520 1.—20. Gesang. Angehängt sind fünf Lobgedichte (vom Freyherrn von Stubenberg, Martin Milagius, Harsdörffer, Buchner und Rist), die in den meisten Exemplaren fehlen; 6 ungez. Bl. Die Kupfer mit A übereinstimmend. Berlin, Breslau, Kassel, Cöthen, Dessau, Dresden?, Göttingen?, Leipzig St. (3 Ex.), Leipzig U., München St., München U.

3 A. Krieg vnd Sieg / Christi / Gesungen / In 100 Sonnetten / Da in jedem vnd jeglichem Verse die bey- / den wörter KRIEG vnd SIEG auffs / wenigste einmahl, befindlich seyn. / Wittenberg, / Gedruckt bey Johann Röhnern, / Im Jahr 1631.“ 4^o. 4 Bl. Titel und Vorrede. 52 ungez. Bl. Sonnette. Gotha, Göttingen.

3 B. „Krieg vnd Sieg“ bis „befindlich seyn“ = A. Zum andern mahl Gedruckt, / Zu Hall in Sachsen, Bey Melchior Ölschle- / geln, Buchführern daselbst, / Im Jahr 1633.“ 4^o. Seiten- und Zeilen-getreuer Abdruck von A. mit ganz geringen Verschiedenheiten. Dresden, Göttingen.

4 A. „Drey Gesänge / Vom / Rasenden Rolandt, / Aus / Dem Italianischen *Poëten Ariosto* zur Prob / vnd Anfang vbergesetzt. / Leipzig, / In verlegung Eliæ Rehefelds Buchhändl. / Gedruckt bey Abraham Lamberg's seligen nach- / gelassenen Erben. / Anno M.DC.XXXII.“ 4^o. Ein Bl. Titel und Vorrede. 63 Seiten (S. 62 u. 63 irrtümlich 65 u. 66 bezeichnet). Breslau, Dresden, Gotha, Leipzig U.

4 B. Fernerer Verlauff / Der / History Vom / Rasenden Roland. / Leipzig, / In Verlegung Elias Rehefelds. / Im Jahr 1634.“ 4^o. 1 Bl. Titel. 176 gez. S. Auf dem letzten Bl.: Leipzig, Gedruckt bey Gregorio Ritzsch. Im Jahr 1634. Breslau, Dresden, Gotha, Leipzig U. Enthält den vierten bis zehnten Gesang.

4 C. Noch weiterer Verlauff / Der / History / Vom Rasenden Roland. / Leipzig, / In Verlegung Elias Rehefelds, / Im Jahr 1634.“

4^o. 1 Bl. Titel. 298 gez. S. Breslau, Gotha. Enthält den elften bis zwanzigsten Gesang.

4 D. Folge / Der History vom Rasenden / Roland. / Leipzig, / In Verlegung Eliae Rehefelds, / Im Jahr 1636.“ 4^o. 315 S. Breslau. Enthält den 21.—30. Gesang. Übersetzung von Ariosts 21.—31. Gesang, da Gesang 25 u. 26 bei Werder den 25. bilden.

4 E. Die Historia / Vom / Rasenden Roland, / Wie solche von dem hochberühmbten / Poeten *Ludovico Ariosto* in Welscher Sprache / sampt vielen vnd schier vnzehlich schönen Geschich- / ten, stattlich beschrieben, / In teutsche Poesie vbergesetzt. / Leipzig, / In Verlegung Eliae Rehefelds, / Gedruckt bey Henning Kölern, / Anno 1636.“ 4^o. 63 S. Seiten- und Zeilengetreuer Abdruck von 4 A, mit zahlreichen orthographischen Veränderungen und Druckfehlern. Zu einem Bande verbunden mit 4 B, C u. D. Berlin, Cöthen, Dessau, Dresden, Göttingen, München St., München U., Weimar.

Das Rätsel, welches BARTHOLD¹ in der zeitlichen Folge der einzelnen Abteilungen sah, und welches auch KRAUSE² nicht zu lösen vermochte, erklärt sich durch die Existenz von 4 A.

4 F.? HILLE³ macht in der Aufzählung der Werke Werders folgende Angabe: „Des Ludovico Ariosto rasenden Roland, durch gnädige Beförderung des Untadelichen (Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg) zum andern mal gedruckt zu Königsberg in Preussen.“ Von diesem Drucke findet sich sonst keine Erwähnung. Vielleicht äußerte der Kurfürst bei der Anwesenheit Werders in Berlin 1646 (Hilles Buch erschien 1647) eine derartige Absicht, die Hille sogleich in die That umsetzte; ausgeführt ist der Neudruck wohl sicher nicht.

5. Die Buß Psalmen, / in Poesie gesetzt. / Sampt angehengtem Trawer Lied vber die / klägliche Zerstörung der Löblichen vnd Vhr- / alten Stadt Magdeburg. / Leipzig, / In Verlegung Eliae Rehefelds, / Gedruckt bey Abraham Lamberg's seligen Erben, / Anno M.DC.XXXII.“ 4^o. 16 ungez. Bl. Enthält den 6., 38., 51., 102., 130., 143. Psalm, das Trauerlied,⁴ und als Anhang den 32. Psalm nebst der Übersetzung von drei Sonetten Petrarkas:

1. „Es müß auff deinen Kopff deß Himmelsflamme krachen.“

2. „Du geitzigs Babylon! hast deinen Sack so voll.“

3. „Ein Herberg' Hasses, Zorns, vnd aller Qualen Quelle.“

Dresden, Göttingen.

¹ a. a. O. S. 210, Anm.

² Fürst Ludwig, III, 173.

³ a. a. O. S. 196.

⁴ Das Trauerlied ist mit moderner Orthographie abgedruckt bei OPEL und COHN, Der dreißigjährige Krieg. Halle 1862. S. 220 ff.

6 A. Friedens-Rede, / In Gegenwart vieler Fürsten, Für- / stinnen vnd Fräwlein, auch grosser Anzahl Hochade- / licher gelehrter vnd anderer vornehmen Manns- Frawen- / vnd Jungfräwlichen Personen: / Mit recht abgewechselter Stimme vnd Außrede, wie / auch tapffern schön bequembten Bewegungen vnd zier- / lichsten Gebärden aller Leibes- gliedmassen; / Sehr behertzt vnd nachtrucklich mit sonderbarer / Geschicklichkeit fürgebracht vnd abgelegt / durch / *Paris von dem Werder*, / Einen wolgestalten Fünffzehnjährigen / Edlen Knaben. / Wo / diese werden schweigen, so werden die Steine schreyen. Luc. 19. / Hamburg, bey Tobias Gundermann. Im Jahr 1639.“ 4^o. 1 Bl. Titel und 43 gez. Seiten. Auf S. 42 u. 43 Beschreibung der Handlung. — Berlin.

6 B. Friedens-Rede / in gegenwarth / Vieler Fürsten, Für- stinnen / vnd Fräwlein / Auch / Grosser Anzahl Hochadelicher ge- lehrter vnd an- / derer vornehmen Mannes- Frawen vnd Jungfräw- / lichen Persohnen, / Mit recht abgewechselter Stimme vnd Außrede / Wie auch tapffern schön bequehmtten Bewegun- / gen vnd zierlichsten Geberden aller Leibesgliedmassen / Sehr behertzt vnd nachtrucklich mit sonderbahrer / Geschickligkeit fürgebracht vnd abgelegt / Durch / *Paris von dem Werder*, / Einen wohlgestalten funffzehen Jährigen / Edlen Knaben. / Luc. 19. / Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreyen. / Gedruckt zu Friedland, bei Johan Jacob Friedlieb, / Im Jahr, des grossen Friede Fürsten JESU CHristi / M.DC.XL.“ 4^o. 31 ungez. S. S. 1: Titel. S. 2: Beschreibung der der Handlung. Im Allgemeinen mit A übereinstimmend, bis auf orthographische Verschiedenheiten und kleine Zusätze. Typen und Verzierungen stimmen mit denen des gleichzeitigen cöthener Druckes von Hübners Bartas überein, weshalb Cöthen als Druckort anzusehen ist. Breslau.

7 A. DIANEIA / Oder / Rähtselgedicht, / in welchem, / Vnter vielen anmuhtigen Fügnessen, / Hochwichtige Staatsachen, / Denklöbliche Geschichte, und / klugsinnige Rahtschläge, / ver- mittelst der Majestätischen Deutschen Sprache, / Kunstzierlich / verborgen. / [Sinnbild: Eine Purpurnuschel mit der Überschrift: „Voll Königlicher Farb’.“] Nürnberg, / In Verlegung Wolfgang Endters, / M.DC.XXXIV.“ 8^o. Vor dem Titel ein Kupfer, in dessen Mitte ein Baum mit Früchten, die den Granatäpfeln auf Werders Sinnbild sehr ähnlich sind. Nach dem Titel auf dem folgenden unnummerierten Blatt: Widmung und „Klingreimen, erklärende des Titels Sinnbild, mit der Purpurnuschel.“ 562 S. Zum Schluß 16 unnummerierte S. Register. Berlin, Göttingen, Weimar?, Wolfenbüttel?

7 B. Derselbe Titel, nur „in“ vor „welchem“ ausgelassen, „Teutschen“ statt „Deutschen“, und die Verlagsbemerkung geändert: „Nürnberg, / In Verlegung Christoph Endters Buchhändl. / MDCLXXI.“ 8°. Zeilen- und seitengetreuer Abdruck von A, mit wenigen Verschiedenheiten (wohl Druckfehlern). Berlin, Marburg, Weimar? Wolfenbüttel?

8. Lob und Ehrengedächtnis Fr. Johannetten Elisabeth, Fürst Friedrichs v. Anhalt erster Gemahlin 1647. Titel nach STRIEDER und BECKMANN; das Gedicht scheint verloren zu sein.

9 A. Vier und zwanzig / Freuden-reiche Trost-Lieder, / oder / Trost-reiche / Freuden-Gesänge, / Auff die Stunde des Todes, oder tödt- / licher Schmertzen, / Vermittelst gewisser Sprüche Göttlicher Schrifft, / nach schönen und sehr beweglichen Melodeyen bequemet / und eingerichtet. / Nur mit einer Stimme, / Jedoch von einem gar stil- / lautendem Saitenspiel / begleitet, / ein- und vorzusingen. / Ruffe, oder singe mich an in der Zeit der Noth, / so wil Ich dich erretten, und so solst du / mich preisen, 50. Ps. / Leipzig, / In Verlegung Tobiae Riesens / Im Jahr 1653.“ 4°. 40 ungez. Bl. Bl. 1 Titel. Bl. 2—5^a Widmung an die Churfürstin Elisabeth Charlotte von Brandenburg; Erinnerung in gemein; Verzeichniß derer Göttlichen Sprüche, darauff diese vier und zwanzig Lieder gestellet seyn.“ Bl. 5^b—39: 25 Lieder (das 25. Zugabe.) Auf dem letzten Blatt Sonnet von Joh. Georg Schoch. Darunter „Leipzig Gedruckt bey Timotheo Ritzschen. In Verlegung Tob. Riesens. 1653.“ Im achten Liede eine Strophe und im dreiundzwanzigsten Liede zwei Strophen überklebt, „weil sie Doctor Johann Hülseman, in Leipzig, zu drucken nicht verstatten wollen, sondern hatte sie geändert.“ Das 19. Lied „Gott lob, daß ich in allen tritten“ ist in anderer Strophenform abgedruckt bei KRAUSE, Ertzschrein, S. 150 f. Das 10. Lied findet sich, nach STRIEDER, in Uhlichs Pretscher Gesangbuch, S. 635. Kassel, Weimar, Wolfenbüttel.

9 B. BECKMANN und STRIEDER verzeichnen eine Ausgabe Brieg 4°; ersterer macht die Anmerkung: „Selbige sein auch zuvor zu Leipzig gedruckt, und daselbst etwas verändert worden, weßwegen er sie zu Brieg wieder und nach seinem eigenen Aufsatz drucken lassen.“ Dies bezieht sich offenbar auf die Änderungen des Doctor Hülseman.

10. Tausendt, / Seufftzende / Andachten, / Auff die Stunde des / Todes, oder Tödlicher Schmertzen, / eingerichtet nach dem Fürbilde / Der / Gesunden Wortte / von Diederich von dem Werder, / Churf. Durchl. zu Brandenburg Ge- / heimbttem Rath und Obristen, des Löbl. / Anhaltischen Landschafft-Wercks gewesenem / Unter-*Directoris*, auff Reinsdorff und Werdershausen. / Franckf. an der Oder, / Gedruckt bey

Andreas Beckmann, / im Jahr 1671.“ 4^o. 38 ungez. Bl. Vorrede. 964 S. Andachten. 55 ungez. Bl. Register.

Die Jahreszahl 1679, welche GOEDEKE in der ersten Auflage des Grundrisses anführte,¹ stammt wohl aus dem wolfenbütteler Exemplare, in dem die Druckziffer 1671 mit Bleistift in 1679 verändert ist. Es findet sich auf dem Titel dieses Exemplars eine eigenhändige Eintragung von „Ferdinand Albrecht, Hertzog zu Braunschweig vnd Lüneburg“ mit der Zahl 1671. BECKMANN giebt als Druckjahr 1664 an, was aber zu früh ist; denn die Vorrede (verfaßt von Godofredus Colerus) ist unterzeichnet: „Lipstadt, am 20. Juli 1667.“ Wolfenbüttel.

Die eigenhändige Handschrift Werders befindet sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin (ms. germ. Fol. 517). Auf dem Titel steht: „Dritter Theil / Erstes Hundert Ängstelicher (durchstrichen) Seufftzender Andachten Auf die Stunde des Todes Oder Tödlicher schmertzen.“ Auf dem 2. Blatte: „Anfangen im namen Gottes 1. Octob. 1654.“

II. Zerstreute Gedichte.

11. Grabschrift an der linken Seite von Tobias Hübners Sarg. 1636. Abgedruckt bei BECKMANN, a. a. O. III, 231. 16 Alexandriner.

12. Reimscherz auf Cöthen. 1637. „Cöthen bleibt Cöthen“. 30 Reime auf Cöthen. Abgedruckt bei KRAUSE, Ertzschein. S. 144, Anmerkung.

13. Scherzhaftes Gebet um Regen. 1638. „Den Zorrensdegen Samt seinen Schlägen“. 13 Reime auf -egen. KRAUSE, Ertzschein. S. 155.

14. Sonett auf „die Unterweisung Eines Christlichen Fürsten“, verdeutscht durch den „Unveränderlichen“ (Christian II. von Anhalt). 1638. „An den Leser, Wegen verdeutschung des Christlichen Fürstens.“ „Der Mensch, der Edle Mensch, trit hohes Haupts herein.“ Unterzeichnet „Der Vielgekörnte.“ Abgedruckt bei KRAUSE, Fürst Ludwig. III, 75.

15. Sonett „Dem Nehrenden, wegen Verdeutschung der Geschichten Tamerlans.“ 1638. „Der weis' Araber bracht einst mit wohlredenheit.“ Abgedruckt bei KRAUSE, Ertzschein. S. 156.

16. „Beglorwürdigung der Gesprächspiele.“ 74 Alexandriner. „Es ist ja leider wahr, daß Kunst und Wissenschaft“ in Frauenzimmer-Gesprächspiele (von HARSDÖRFFER), IV. Teil, Nürnberg 1644. S. 433.

17. Hochzeitsgedicht für Herrn Alexander Eske. 1648. „Freue dich mein Vaterland.“ 5 Strophen. Abgedruckt bei KRAUSE, Ertzschein. S. 180 ff.

¹ S. 448. In der zweiten Auflage sind die „Seufftzenden Andachten“ gar nicht erwähnt.

18. Sonett auf Opitz „Dich hat mit einer Kron,“ verfaßt nach dessen Tode. Abgedruckt bei HILLE, a. a. O. S. 198, NEUMARK, a. a. O. S. 460, SCHOTTEL, a. a. O. S. 1174, GEIGER, Mitteilungen, 1. Heft. S. 20. In etwas anderer, ursprünglicherer Form die ersten vier Zeilen bei KRAUSE, Fürst Ludwig III, 129.

III. Ungedrucktes und nicht mehr Vorhandenes.

19. „37 Gebehter über das große Geheimniß des Selbtrugs, deren jedes aus dem Kapittel, darüber es gestellet, mit seinem vornehmsten Inhalt gezogen: Welches jedoch nicht gedruckt worden, sondern nur geschrieben vorhanden ist.“ BECKMANN, a. a. O. VII, 369.

20. „Gedicht von der Herrlichkeit Christi.“ Der Anfang (236 Verse) ist in der Vorrede zur ersten Auflage des „erlöseten Jerusalem“ (1626) gedruckt. S. 19—27. „Dieß ist, sagen wir der Anfang der herrlichkeit Christi, die wir jetzt eben zu beschreiben beginnen.“

„Cum Werthero etiam cœnavi, qui mihi legendum dedit opusculum suum de persona Christi, brevi, ut spero edendum. Est vero egregium scriptum et tanto dignum ingenio, si inventionem spectes. Nam de orationis genere aliquanto aliter statuo. Et nosti ipsemet multa hic Anhaltinis deesse.“ (Buchner an Opitz, 3. Juli 1631). Das Gedicht scheint ebenfalls nicht gedruckt zu sein, wenigstens wird es nirgends, weder in den Briefen, noch sonst irgendwo erwähnt.

21. „Der Ursprung des Weihrauchbaums und der Sonnenblume.“ Fehlt bei Beckmann und Strieder, angeführt von HILLE, RIST, SCHOTTEL, NEUMARK. Diederich von dem Werder an Fürst Ludwig 10. Nov. 1637 (KRAUSE, Ertzschein, S. 145): „Dem Nehrenden wirdt es wegen auflegung des Weyrauchbaums vndt Sonnenblum anheimbgestellt, weil man aber die darbey befundene errinnerung in bedencken zu ziehen hatt, so wirdt umb ein paar tage frist gebeten, wann der *Piramus* vndt *Thisbe*¹ zugleich könnte mit gedruckt werden, were wohl schier am besten.“

Möglicherweise ist der Weihrauchbaum gar nicht erschienen und die Notiz hat sich nur von Hille auf jene drei, die ihn auch sonst als Quelle benutzen, fortgeerbt. Andererseits scheint die Drucklegung des Werkes durch die Verse Rists in seinem Lobgedicht auf die zweite Auflage des „erlöseten Jerusalem“ bestätigt zu werden:

¹ Dies scheint ein anderes Werk Werders zu sein, vielleicht eine Übersetzung der „Amori infelici“ des Loredano (Opere, Venetia 1653—55, II, 266 ff.), worin die Geschichte von Pyramus und Thisbe behandelt ist. An keiner andern Stelle ist diese Arbeit Werders erwähnt.

„Du hast den Weirauchsbaum, wie solcher erst entsprungen,
Auch wie die Sonnenblum' anfangs herfür gedrunge
Gegeben an den Tag mit solcher Zierlichkeit
Das Deutschland von Dir rühmt: Du seist ein Licht der Zeit.“

22. Zwei Sonnette auf des Menschen Leben in Adam und in Christo mit 100 Vergleichungsnamen. 1640. Werder an Fürst Ludwig, 11. März 1640 (Ertzschrein, S. 163), 20. März 1640 (S. 164), 2. Mai 1640 (S. 165), Fürst Ludwig an Werder, 6. Mai 1640 (S. 165), Werder an Fürst Ludwig 9. Mai 1640 (S. 166).

23. Übersetzung des niederländischen Büchleins „von der Beharrlichkeit der Auserwählten.“ Ludwig an Werder 19. Juni 1640 (KRAUSE, Ertzschrein, S. 167): „Viertens verlangt der Nehrende zu wissen, wie dem Vielgekörnten das Niederländische Büchlein von der Auserwehlten beharrlichkeit gefallen hat, und was für hoffnung zu dessen verdeutschung sey.“ Werder an Ludwig 20. Juni 1640 (a. a. O. S. 168): „Drittens, mit dem Niederländischen buche habe ich einen anfang gemacht, habe aber bisher nicht drinnen fortfahren können, weis auch nichts gewisses darvon zu sagen, ob ich mir getraue darmit fort zu kommen oder nicht, in kurtzem soll hierüber endtliche erklärang fallen.“ Werder an Ludwig 25. Oct. 1640 (a. a. O. S. 169): „Wegen des büchleins von der beharrlichkeit kann itzo nichts gemeldet werden.“ Der „Unveränderliche“ (Christian II. von Anhalt-Bernburg) scheint die Übersetzung vollendet zu haben; er schreibt am 14. Dez. 1640 an Fürst Ludwig (Ertzschrein, S. 81): „Ich hatte E. G. Sechß bücher von der Beharrligkeit zgedacht, will hoffen, die Ern Sachsen werden sie dero-selben haben zukommen laßen.“ Der Unveränderliche an Fürst Ludwig 16. Dez. 1640. (Ertzschrein, S. 82). „Der Vielgekörnte ist ehrenwert, daß er sich so wol gelöset, vnd wird ihm zur Dancksagung ein buch der beharrlichkeit verehrt, so ihme der Nehrende vnbeschwehrt zufertigen laßen wolle.“

24. Ehrenschrift auf dem Sarge Fürst Ludwigs. 1650. KRAUSE, Fürst Ludwig, II, 334.

IV. Bearbeitung.

Werder übersah gemeinschaftlich mit Fürst Ludwig von Anhalt die Übersetzung der „beiden Wochen“ des Bartas von Hübner. Sie erschien 1640. Der vollständige Titel ist oben (S. 21) mitgeteilt in der Beilage zum zweiten Abschnitt.

V. Werder und die Fruchtbringende Gesellschaft.

Man ist jetzt, vor allem in Folge der urkundlichen Veröffentlichungen KRAUSES, so weit gekommen, bei der Beurteilung der Fruchtbringenden Gesellschaft den gesunden Kern ihrer Bestrebungen von dem Spiel in der äußeren Form zu scheiden; man hat erkannt, daß hier ein kräftiger Idealismus, eine schöne Begeisterung für deutsches Schrifttum und deutsche Sprache sich zeigten in dem Streben, die Unbilden der stürmereichsten Zeit unseres Volkes von den zarten Pflanzen deutscher Dichtung, die sich kaum ans Tageslicht hervorwagten, abzuhalten.

Wenn man trotzdem der Fruchtbringenden Gesellschaft einen Mangel an thatsächlichen, sichtbaren Wirkungen, die im Verhältnis zu den aufgewendeten Mitteln und dem prunkvollen Formenwesen stünden, vorwirft, so geschieht dies in Folge einer falschen Auffassung des Charakters der Gesellschaft. Die Fruchtbringende Gesellschaft war nicht ein Litteraturverein, wie man gewöhnlich meint, oder eine Vereinigung schriftstellernder Dilettanten, die sich zu produktiver litterarischer Thätigkeit gegenseitig aneifern wollten, — sie war, ihren ursprünglichen Absichten und Zielen nach, ein Verein zur Pflege des Deutschtums, und wollte die Litteratur nur als Mittel zu diesem Zwecke verwenden.

Das Gesellschaftsbuch¹ enthält einen „Kurtzen Bericht von der Fruchtbringenden Gesellschaft, Zweck und Vorhaben;“ aber darin ist keine Aufforderung zu irgend welcher schriftstellerischen Thätigkeit der Mitglieder enthalten, sondern nur verlangt, „das man die Hochdeutsche Sprache in ihrem rechten wesen und stande, ohne einmischung frembder ausländischer Wort, aufs möglichste und thunlichste erhalte, und sich sowol der besten aussprache im reden, als der reinsten art im schreiben und Reime-dichten befleißige.“ Dadurch wird auch der Vorwurf gegenstandlos, daß zu wenige in der Litteratur thätige Männer unter den Mitgliedern gewesen seien; schon daraus, daß unter den Gründern kein einziger früher auf poetischem Gebiete sich ausgezeichnet hatte, geht hervor, daß die Tendenzen der Gesellschaft mehr allgemein sprachliche, als litterarische waren. Später sahen die Leiter ein, daß

¹ Der Fruchtbringenden Gesellschaft Nahmen, Vorhaben, Gemähldte und Wörter: Nach jedes Einnahme ordentlich in Kupfer gestochen, und In achtzeilige Reimgesetze verfasset. Erstes bis Viertes Hundert. Frankfurt am Mayn, Bey Mattheo Merian 1646.

sie ohne selbständige Produktion nicht wirksam genug der Verwelschung der Sprache entgegentreten konnten, und suchten daher einerseits die Mitglieder zu poetischen Arbeiten zu veranlassen,¹ andererseits alle irgendwie bedeutenden Dichter und Schriftsteller in ihren Kreis zu ziehen und so ihren Bestrebungen dienstbar zu machen.

In den ersten Jahren ihres Bestehens wirkte die Gesellschaft in engerem Kreise, sie vermehrte sich langsam, und bei der Aufnahme wurde nur auf Gleichheit des Strebens (wo nicht fürstliche Höflichkeit im Spiele war), nicht auf litterarische Verdienste gesehen. Unter diesen Verhältnissen mußte ein Mann wie Werder als Mitglied hochwillkommen sein. Vielseitig gebildet, von echt deutscher Gesinnung, dabei in Beziehungen zu den verschiedensten einflußreichen Persönlichkeiten stehend, konnte er wohl geeignet erscheinen, die Gesellschaft als ein in ihrem Sinne wirklich thätiges Mitglied zu fördern. Im Jahre 1620² wurde er aufgenommen, vermutlich, wie schon bemerkt, auf dem Kurfürstentage zu Mühlhausen; wenigstens ist dies die einzige Gelegenheit, bei welcher Werder mit den Anhaltinern in jenem Jahre sicher zusammengetroffen ist. Er war das 31. Mitglied, erhielt als Bundeszeichen einen aufgeborstenen Granatapfel, den Gesellschaftsnamen „der Vielgekrönte“,³ und das Wort „Abkühlend stärket.“ Man darf in diesen Symbolen

¹ Es verbreitete sich in Folge dieses Bestrebens die Meinung, daß von jedem neu aufgenommenen Mitglied etwas verfaßt oder übersetzt werden mußte. Peter von Sebottendorf schreibt an Fürst Ludwig von Anhalt ^{24. Aug.} 1622. (KRAUSE, Ertzschrein. S. 27): „Demnach ich aber auch beynebenst vernohmen, das der Ihenige, so etwa in solche gesellschaft auff vnd angenohmen, zu mehrer erbauung der Löblichen Deuzschen Sprachen etwas in dieselbe, aus anderen zu übersetzen schuldig.“ Fürst Ludwig an Fürst Ernst Gottlieb zu Anhalt, 2. März 1638. (Ertzschrein, S. 31 f.): „Und weil bey der Fruchtbringenden gesellschaft woll hergebracht, das von ihren gliedern zu auffnehmung und erweiterung unserer Deutschen land- und Muttersprache, entweder etwas in derselben von neuen verfasst und geschrieben, oder aus andern sprachen vbergesetzt wirdt“

² Er war also nicht unter den Stiftern der Gesellschaft, wie man bis zum Erscheinen von BARTHOLDS Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft glaubte. Wie alt diese Meinung war, zeigt der Umstand, daß sie schon in dem Lobgedicht Herzog Wilhelms von Sachsen-Weimar auf Diederich von dem Werder, verfaßt nach dessen Tode, vorkommt: „Es sind fast Viertzig Jahr, da Ihr mit Uns habt helfen stifften den Orden Unsers Palms.“ (BECKMANN, a. a. O. V, 288). Ebenso heißt es in „Vollständige Deutsche Poesie, in drey Theilen Entworffen von M. Albrecht Christian Rotthen, des Gymnasii zu Halle in Sachsen ConRector, Leipzig 1688,“ Vorrede S. 37, daß Werder bei der Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft zugegen gewesen sei.

³ Oft findet man diesen Namen verändert in den verständlicheren „der Vielgekrönte“.

durchaus keinen Hinweis auf litterarische Thaten sehen.¹ Werder hat vor seiner Aufnahme Nichts gedichtet, was bekannt geworden wäre. Später suchte man das „vielgekörnt“ auf seine Dichtungen zu deuten. Werders Reimgesetz im Gesellschaftsbuche (verfaßt von Fürst Ludwig) lautet:²

„HIER zur Gesellschaftsfrucht die vielen körner seht, Nr 31
 Die ich erwehlet hab der Apffel aus Granaten.
 Drumb Vielgekörnet mir der Name zu recht steht,
 Das ich der Deutschen sprach' in vielem hab geraten:
 Wan ich deutsch Bartam seh' auch von der Faust mir geht,
 Ein schönere, schwerere werck, vergnüglich wol von staten,
 Jerusalem erlöst in Deutsch hab' überbracht,
 Und unsrer sprach' hierdurch ein Kern-neu lob gemacht.“

D. V. D. W.

1620.

Über dem Reimgesetz findet sich ein Kupferstich, darstellend einen Granatbaum mit aufgesprungener, körnerreicher Frucht, im Hintergrunde ein betürmtes Schloß mit Ziergarten.³ Über dem Baum steht „Abkühlend stercket“, darunter „der Vielgekörnte“.⁴

Werder wurde, im Verein mit Fürst Ludwig, das eifrigste Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft. Der Briefwechsel zeigt uns beide in dem thätigen Bestreben, die Zwecke der Gesellschaft zu fördern und dieselbe ihrem Ziele, der Hebung deutscher Sprache vermittelst der Litteratur, möglichst nahe zu führen. Dabei ist zu be-

¹ L. GEIGER, Mitteilungen aus Handschriften, I. Heft, Leipzig 1876, S. 19 sagt: „Diederich von dem Werder, „der Vielgekörnte“, wie er als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft genannt wurde, weil er die vielen Körner der deutschen Sprache aufgezeigt hat.“

² Bei NEUMARK, a. a. O. S. 159 ist es mit kleinen Verschiedenheiten wiedergegeben; bei KRAUSE, Ertzschrein, S. 141 steht die ältere Fassung von 1629:

Die vielen Körner seht der Äpfel auß Granaten,
 Ob zur Gesellschaft Frucht sie nicht seind wol gerahten,
 Den Vielgekörnten drumb ich mich mit fuge heiß,
 Weil das vermögen ich der Teutschen Sprach erweiß:
 Wenn ich seh *Bartam* Teutsch, abkühlend ich mich stärke,
 Es reizt mich solcher an zu einem schweren Werke,
 Gottfried von *Bullion* ich in Teutsch hab überbracht,
 Und unsrer Sprach hiedurch ein Kern-new Lob gemacht.

Auch HILLE, a. a. O. S. 183 giebt eine poetische Ausdeutung des Gemäldes, er übersetzt S. 147 den Namen der Vielgekörnte: *Le Tres-Grainé, Il Molto-Granoso, Multigranosus*.

³ BARTHOLD (a. a. O. S. 119 Anm.) und KRAUSE (Fürst Ludwig, III, 36) glauben, daß es ein Abbild von Reinsdorf sei.

⁴ In dem Exemplar der Leipziger Stadtbibliothek hat Ludwig Günther Graf zu Schwarzburg (Nr. 29) dasselbe Gemälde, in anderen Drucken hat er ein eigenes.

achten, daß sicher das meiste zwischen beiden mündlich verhandelt wurde; denn da Werders Gut Reinsdorf nur $1\frac{1}{4}$ Meile von Cöthen entfernt war, konnte eine Zusammenkunft bei jeder irgendwie wichtigen Angelegenheit stattfinden. So geschah es öfters, daß der „Nehrende“ (wie Fürst Ludwig in der Fruchtbringenden Gesellschaft genannt wurde) sich bei dem Vielgekörnten für den folgenden Tag anmelden ließ, um beispielsweise „aus hochwichtigen sehr nothwendigen gesellschafts- und *Opitii*-Sachen sich mit ihm zu unterreden,“¹ und daß der Vielgekörnte „mit seiner angelebten Gesellschafterin“ auf Einladung des Fürsten in Cöthen erschien. Es klingt fast rührend, wenn Werder dem Fürsten schreibt: „Wan mich die Hessen nicht übereilen wil ich mich einstellen.“² Man muß den starken und festen Sinn jener Generation bewundern, die unter den furchtbarsten Leiden, täglich in Gefahr, von einem Haufen zügelloser Soldateska überfallen zu werden, den Mut und die Kraft fand, für Ideale zu wirken, und trotz der geringen Erfolge ihrer Bestrebungen sich immer von neuem zur Arbeit für deutsche Sprache und Dichtkunst aufraffte. Männer, wie Fürst Ludwig und Diederich von dem Werder, können uns die höchste Achtung einflößen. Ihr Briefwechsel, so weit er uns vorliegt, enthält so viele Beweise gefaßter Männlichkeit, so klares festes Urteil über Menschen und Dinge, so viel warmes Interesse für Alles, was die Zwecke ihrer Gesellschaft fördern kann, daß wir sie beide lieb gewinnen müssen. Werder ist der geistig Überlegene, und dies bestimmt die Art ihres schriftlichen Verkehrs: Fürst Ludwig legt seine Arbeiten und die anderer zur Prüfung und Verbesserung vor, Werder giebt das maßgebende Urteil ab. Dabei ist von jenem starren Hofstil, wie er schon damals in Briefen an Regierende fast allgemein herrschte, nichts zu bemerken. Beide verkehren völlig ungezwungen mit einander. Werder, der die Feder gewandter zu führen versteht, zeigt fast immer einen milden Humor, der in kleinen Scherzen sich un- gemein anziehend äußert. So datiert er einen Brief:³ „Reinsdorff, 22. May, da der Vielgekörndte zuerst angefangen ein spitziges bärtgen zu tragen, aber von keinem in acht genommen wirdt, gleich wie man es ihm auch für 4 jahren nicht ansahe, da es ihm angebrant wardt.“ Oder er macht zu einem andern folgende Nachschrift:⁴ „P. S. Wenn die vermehrung vnserer Fruchtbringenden Gesellschaft dergestalt fortfähret, So wird in Kurtzem ein gantz Regiment ohne Werbegeld vnd Musterplatz aufgebracht, vnd darzu ohne Kosten vnd sonder beschwerung

¹ KRAUSE, Ertzschein. S. 153.² KRAUSE, Ertzschein. S. 171.³ KRAUSE, Ertzschein. S. 155.⁴ KRAUSE, Ertzschein. S. 178.

des armen Mannes vnterhalten.“ Der Nehrende sendet dem Vielgekörnten eine Arbeit zur Durchsicht, verlangt sie aber schon nach zwei Tagen zurück. Werder antwortete scheinbar zornig:¹ „Ey so empfahe dan der Nehrende sein mit lauter vngedult übersehenes 10te Stücke wieder, vndt wan man den Vielgekörndten so übereilen vndt nicht Zeit gönnen wil, das er seiner faulen Schlüngeley auch darbey etwas abwarten kan, so mag man es dan auch so überhuijet wiederkriegen, wie dan itzo auf der vierdten seiten der Erinnerungen nicht ein einiges drüber ist verzeichnet worden. Nun so gehets, wenn man ein Ding übereilen soll. Gutt Ding wil weile haben. Aber was frage ich viel darnach, es mag fleißig oder vnfleißig übersehen werden, ist es doch meine arbeit nicht, ich versichere ich wils künftig schnell vnd schlimm genug übersehen, So werden wir dan sehen, was wir mit vnserer vngestümen übereilung ausrichten. Den Sonnabent bekam ichs, am Montag sollte ich schon fertig sein. Wan hette ich dan sollen in die predigt gehen?“

So ließen sich noch manche Proben aus dem wenig umfangreichen Briefwechsel² anführen; doch bezeichnen schon die hier gegebenen deutlich die behagliche Heiterkeit, welche einen hervorstechenden Charakterzug Werders ausmacht. Daß ernstes Bestreben von beiden Seiten die Grundlage des schriftlichen und mündlichen Verkehrs bildete, ist schon betont worden, und dies Bestreben gab sich in vielfacher Weise kund.

Die Briefe, welche uns überliefert sind, fallen in die Jahre 1637—1649, die Zeit der höchsten Blüte der Fruchtbringenden Gesellschaft. 221 neue Mitglieder traten bei, und es entwickelte sich ein anregender geistiger Austausch, an dem sich die bedeutendsten Gesellschaftler lebhaft beteiligten. Als oberster Richter in allen Dingen, die das Interesse der Gesellschaft berührten, galt Fürst Ludwig, er entschied über die Aufnahme neuer Mitglieder, ihm wurden die poetischen und wissenschaftlichen Werke zur Durchsicht übersandt, sein Urteil wurde in schwierigen metrischen und orthographischen Fragen angerufen. Aber niemals sprach er eine Entscheidung aus, ohne daß er den Rat Werders gehört hätte, der dadurch das einflußreichste Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft wurde. Der Fürst unterwarf auch seine eigenen Dichtungen dem Urteile des Freundes und beugte sich der höheren poetischen Einsicht desselben. Werder verfaßte in der Zeit von 1637—1649 nur ein größeres Werk, die Über-

¹ 31. Oktober 1637. KRAUSE, Ertzschein. S. 143 f.

² 69 meist kurze Mitteilungen. KRAUSE, Ertzschein. S. 143—190.

setzung der „Dianeä“; doch enthält der Briefwechsel gerade über diese Arbeit nichts, da aus den Jahren 1643 und 1644, in welche dieselbe zu setzen ist, nur je ein Brief vorliegt.

Dagegen ist der vortrefflichen „Friedensrede“ (1639) im Briefwechsel öfters gedacht, ebenso zweier Sonnette auf des Menschen Leben in Adam und in Christo mit 100 Vergleichungsnamen, welche Werder im Jahre 1640 dichtete, die aber verloren gegangen sind. Ferner begann Werder eine Übersetzung des niederländischen Büchleins „von der Beharrlichkeit des Auserwählten“, welche später von Christian II. von Anhalt-Bernburg vollendet wurde, und verfaßte eine Anzahl von Widmungsgedichten zu Werken von Gesellschaftsmitgliedern.

Neben der Besprechung eigener und fremder Arbeiten beschäftigte die beiden Freunde die Sorge für die Reinheit und Korrektheit der Muttersprache. Sie selbst vermieden in ihren Gesellschaftsbriefen jedes Fremdwort aufs sorgfältigste. Als z. B. Ludwig einmal das Wort „*Scribent*“ angewendet hatte,¹ schrieb ihm Werder:² „Dieweil auch dem Nehrenden gefallen in seinem schreiben sich eines nach Latein nicht allein stark riechenden, sondern auch mit solchen buchstaben geschriebenen Wortes zugebrauchen, Als hat der Vielgekörnte nicht anders vermeint, es wehre das löbliche gesetz vnserer Fruchtbringenden gesellschaft vielleicht bey dem Nehrenden aufgehoben, vndt wolte also dessen sich hierdurch, wie es gemeint, vergewissern.“

Aber diese Gewissenhaftigkeit konnten auch die eifrigsten Förderer der Sprachreinheit im Verkehr außerhalb der Gesellschaft nicht aufrecht erhalten, und selbst Werder vermied in amtlichen Briefen die Fremdwörter durchaus nicht. So schreibt er in einem Bericht an die Fürsten von Anhalt:³ „Auf diesen Hauptpunct erklärten S. Excell., das sie sich nicht wohl würden bequehmen können 1) weil die *armée* zu nottürftig, 2) der itzige *status belli* es nicht zuließ, 3) sie solche freye gewalt nicht hetten, dergleichen einzugehen. Ich *replicirte* auf diese letzten *motive*, das der H. Feldt Marschalck Baner Sel. dergleichen gethan, Nun hetten S. Excell. eben solche gewalt vnd *plenipotenz*.“ Die häufige Anwendung fremder Wörter galt als unerläßliches Erfordernis eines eleganten prosaischen Stils, und so gering war die Kraft der Fruchtbringenden Gesellschaft, daß sie trotz aller Bemühungen ihrer Führer⁴ nicht einmal in diesem Punkte ihre Bestrebungen zur Geltung bringen konnte.

¹ an Werder 16. Nov. 1638. Ertzschrein S. 159.

² 24. Nov. 1638. Ertzschrein S. 160.

³ 14. Nov. 1642. KRAUSE, Fürst Ludwig, II, 292.

⁴ Eindringliche und noch jetzt beherzigenswerte Worte über das Unwesen

Was Wunder, daß sich schließlich der Eifer der begabtesten Mitglieder in kleinlichen Fragen der Formenlehre und der Rechtschreibung zu bethätigen suchte, die man mit um so größerer Wichtigkeit behandelte, da es das allgemeine Streben der Zeit war, für alles ein genau begrenztes Gesetz aufzustellen.

Für die Sprachlehre gab Schottel¹ bestimmte Vorschriften; doch stimmten die Häupter der Fruchtbringenden Gesellschaft in vielen Dingen nicht mit ihm überein. Fürst Ludwig, Werder, Harsdörffer und der Rektor Gueinz in Halle berieten die einzelnen Punkte gemeinschaftlich durch, und die so gewonnenen Regeln wurden von Gueinz in zwei² Werken niedergelegt. Schottel suchte, als er 1645 eine neue Auflage seiner „Teutschen Sprachkunst“ vorbereitete, eine Einigung herbeizuführen, und bediente sich dabei der Vermittelung Harsdörffers.³ Aber Fürst Ludwig forderte, daß Schottel Gueinzens Regeln annehme,⁴ und da jener sich hierzu nicht verstehen wollte, blieb dieser erste Versuch, eine einheitliche deutsche Rechtschreibung einzuführen, ebenso erfolglos, wie alle späteren bis auf den heutigen Tag. Werder nahm an den Beratungen eifrig teil und entschied in vielen Fragen mit scharfsinniger Begründung. Am 12. Mai 1645 versammelten sich in Cöthen viele Gesellschaftsmitglieder, um über die Rechtschreibung, wie sie Gueinz in Übereinstimmung mit Fürst Ludwig und Werder festgestellt hatte, zu beraten. Völlige Einigkeit wurde nicht erzielt, da die Ansichten in einzelnen Punkten zu sehr auseinandergingen. So war z. B. die Mehrzahl der Anwesenden der Meinung, daß in den Substantiven, welche mit dem Suffix -keit von Adjektiven auf -ig gebildet wären, das g vor dem k stehen bleiben müsse. Werder bestritt dies und führte für seine Meinung folgende Gründe an:⁵ „1) Wenn man vermeint etwas neues im schreiben eines vnd andern wortes einzuführen, im fall man dessen nur guten grund hatt, so mus die alte gewohnheit, vnd das es so hehrkommens sey, gantz nicht beobachtet werden, dieweil man in dieser sache auf wohlgegründete verbesserung, vnd nicht auf das alte hehrkommen vnd gewohnheiten allein zu sehen hatt: Gleich wie bey verenderung des Gottesdienstes auch geschehen mus.

der Fremdwörter schrieb Fürst Ludwig in der Vorrede zum „Weisen Alten“. Cöthen 1643. Abgedruckt bei KRAUSE, Fürst Ludwig, III, 171.

¹ Teutsche Sprachkunst. Braunschweig 1641.

² Deutscher Sprachlehre Entwurf, Cöthen 1641, und deutsche Rechtschreibung, Halle 1645 u. 1666.

³ Harsdörffer an Fürst Ludwig 17. Aug. 1645. Ertzschrein, S. 341.

⁴ Fürst Ludwig an Harsdörffer 19. Sept. 1645. Ertzschrein, S. 343.

⁵ Werder an Fürst Ludwig 20. April 1645. Ertzschrein, S. 174—176.

2) Sollen alle überflüssige buchstaben ausgelassen, vnd vermieden bleiben. Dahehr lässet der Spielende (Harsdörffer) das c in vielen wörtern aus als gedanken, wanken, der wankelbare, der Schlanke. So ich doch dahin stelle.

3) So wird das *substantivum* nicht eben von dem *adjectivo* oder *adverbio*, sondern vielmehr vom Stamwort, hehrgezogen, Als zum exempel: Schuld ist ein Stamwort für sich. Solches macht im *adjectivo* die endung auf ig ausgehen, als schuldig, im *substantivo* aber auf keit, als schuldikeit. Flucht, Flüchtig, Flüchtikeit Muht muhtig Muhtikeit. Wollte man mir aber diesen dritten Satz nicht gelten lassen, vnd vorgeben das die *substantiva* ihren ursprung von dem *adjectivo* oder *adverbio* hehrnehmen (welches doch gantz nichtig, dan es kömmt vom Stamwort hehr) So andworte ich zum

4) Das alsdan nottwendig der letzte buchstabe g dennoch getilgt oder ausgelassen oder verendert werden müsse, vnd diese *authoritet* neme ich aus der lateinischen Sprache, in derselben wird man kein einiges *substantivum* finden das den letzten buchstaben vom *nominativo adjectivi* behalte: Als zum exempel: *Fragilis fragilitas debilis debilitas Bonus bene bonitas, probus probe probitas, sanctus sancte sanctitas etc.* Im welschen vnd frantzösischen ist eben dergleichen.

5) Wann auch das g im *substantivo* nottwendig des wegen stehen solte, weil es im *adjectivo* der *final* buchstabe sey, wohehr schreiben dann diejenigen, die dieser meinung sein, etzliche andere wörter im *substantivo* mit dem g welche im *adverbio* keines in *fine* haben. Als verweslich verwesligkeit Sterblich Sterblichkeit gottlos gottlosigkeit müde müdigkeit. Dieses kan nirgend grund haben, man wolte es dan in der ausrede oder *pronuntation* suchen:

6) So halte ich Sechstens dafür, das diejenigen welche sich bemühen, solches g in der ausrede hören zu lassen, sich sehr bemühen dem Worte einen übelen vnd überflüssigen klang zu geben, mit welchem sie es mehr verstellen als zieren. Dan je weniger

7) *consonantes* in der ausrede gehört werden, je klingender vnd reiner lauten die wörter, jedoch mus man hierbey zusehen, wie viel unsere Sprache solches zulassen kan.

8) Es ist fürs achte nötig noch zuerinnern befunden worden, das wo das g im *nomine substantivo* mit gewalt stehen bleiben mus, das dasselbige g alsdan im Stamwort auch befindlich; dannhero erscheint klar, das sich das *substantivum* nicht nach dem *adjectivo*, sondern nach dem Stamwort richtet vnd hehr zeucht. Als zum Exempel karg kargheit, träg trägheit, klug klugheit.

9) Hieraus wolte fürs neünde auch folgen, das wan je das g auch

in den andern *substantivis* stehen bleiben müste, das sie als dan ihre endung auf heit nemen solten, Als Gottseligkeit, schuldigkeit, flüchtigkeit, mutigkeit. Die *Euphonia* aber hatt solch gh in ein k verwandelt Gottselikeit schuldikeit flüchtikeit muhtikeit.

Bleibet endlich darbey da das g in diesem Falle ein überflüssiger buchstabe ist, vnd also billich nach obengesetzter zwoeten allgemeinen vnd angenommenen regel, bey höchster Straffe, zu vermeiden ist.“

In der „Dianea“ ist in der That die Schreibung ohne g durchgeführt, später scheint sie Werder wieder aufgegeben zu haben; denn in der zweiten Auflage des „erlöseten Jerusalem“ steht wieder „Einigkeit, Schuldigkeit“ u. ähnl. In einer andern, grammatikalischen Frage zeigte Werder richtigeres Verständnis. Fürst Ludwig tadelte es in einem Briefe an Harsdörffer,¹ daß dieser sich der Formen „der Nehrender, der Spielender“ bediente. Das Konzept des Schreibens las Werder und fügte seine Gründe gegen Harsdörffers Sprachgebrauch bei: „P. S. Die andwordt an den Spielenden, habe ich gelesen, finde dieselben also beschaffen, das sie nicht zu bessern. Ich habe heute an einem orte, da ich bessere gedancken hette haben sollen, nachgedacht warumb und aus was vrsachen man nicht sagt oder schreibt der Durchlauchtiger, sondern der Durchleüchtige. Ich gebe diese vrsache. Wo das r in der Nennendung der einzelnen Zahl (*Nominativo singulari*) wan man das geschlechtswort, oder gemercke (*Articulum*) der für das wort setzet, so mus notwendig das r in der nennendung der mehren Zahl (*Nominativo plurali*) auch bleiben. Als, der Decker, die Decker; der Mörder, die Mörder, der leinweber, die leinweber etc., und wird man kein beyspiel dargegen finden. Ja man sol auch nicht das n hinter r in der mehren Zahl setzen, wie Deckern, Mördern etc., welches sich nicht schicket. Weiter saget oder schreibet man nicht die durchlauchtiger, die hochgeborner, sondern die durchlauchtige, hochgeborne, derowegen dieses die regel, das alle Selbstendige nenwörter männliches geschlechtes (*substantiva masculini generis*) so in dergleichen endung fallen, das r im ende behalten, so wol in der Nennendung der mehren, als der einzelnen Zahl. Hergegen enden sich die beystendigen Nenwörter (*adjectiva*) alle auf ein n so wol in der Nenendung der einzelnen als mehren Zahl, wan sie dieser art sein und das geschlechtswort der darvor gesetzt wird. Es stehet dahin ob die Fruchtbringende geselschaft gut befindet: das diese *ratio* mit eingeflickt werde. Des Mindernden (Milagius) *judicium* ist hierüber zu vernemen. Man verzeihe mir, daß ich in diesem P. S. aus der Frucht-

¹ 24. Jan. 1645. Ertzschrein, S. 333 ff.

bringenden art rein deutsch zu schreiben wegen eilfertikeit und umb mehrer Deutlichkeit willen, geschritten bin.

Der Spielende setzt folio 225 der Starck ziehend Magnet: Er hatt wohl gesehen das der Starckziehender Magnet nicht klappen würde, vnd der starckziehende hatt er nicht setzen wollen, *elidirt* derowegen das e, *sed pessime*.“ Fürst Ludwig nahm diese Auseinandersetzung Werders in seinen Brief auf und später wurde dieselbe wörtlich in Gueinzens „Deutscher Rechtschreibung“ (S. 22) abgedruckt.

Aber nicht nur durch seine wissenschaftlichen Bemühungen that Werder sich hervor; er vermittelte auch die Aufnahme zahlreicher neuer Mitglieder in die Gesellschaft. Der Eintritt Opitzens erfolgte wahrscheinlich auf Werders Antrag,¹ ebenso empfahl er 1645 Moscherosch,² obwohl er die „Gesichte Philanders von Sittewald“, die bereits 1640 erschienen waren, nicht kannte; denn er sagt, daß Herr Moscherosch „sonst nichts würdiges bey der deutschen Sprache bisher gethan.“ Der Gesellschaftsname, den Harsdörffer für Moscherosch vorschlug, lautete passend „der Träumende“, das Sinnbild war „der Nachtschatten“ und das Wort „mit offenen Augen.“ Als Fürst Ludwig statt dessen die Devise „Hohe Sachen“ vorschlug, schrieb Werder scherzend:³ „Ich meines ortes habe nichts darbey zu erinnern, Als ob man dem Träumenden lieber sein eigen erfundenes beywort zu gefallen lassen wolte, Sintemahl es auch etwas, nicht so gar gemeines, ist mit offenen augen träumen. Ob nun zwar die Hasen vielleicht auch wohl mit offenen augen träumen, weil sie darmit schlaffen, So kan man es doch nicht eben gewis wissen: Ueber das ist viel an vns Menschen, auch wohl vnter vns geselschaftern selbst, darin die Hasen gemeinschaft mit uns haben, vnd wer kan wissen, was der Träumende vielleicht noch für sonderliche gleichheit für andern mit den Hasen haben mag.“ Schließlich blieb es doch bei dem Worte „Hohe Sachen“.

Werders Geschlecht war durch fünf Mitglieder in der Fruchtbringenden Gesellschaft vertreten; außer ihm selbst zwei seiner Brüder, Heinrich (Nr. 86, der Fortkommende) und Cuno Hartwig (Nr. 164, der Gemeine), sein Sohn Paris und sein Neffe Gebhardt Paris (Nr. 386, der Zeitigende).⁴

Bei der Abfassung der Reimgesetze ging Werder dem Fürsten

¹ S. Abschnitt VI. S. 65.

² Werder an Fürst Ludwig, ohne Datum (1645). Ertzschrein, S. 172.

³ an Fürst Ludwig, 4. März 1645. Ertzschrein, S. 176.

⁴ Der Nachtrag zu Neumarks Verzeichnis der Mitglieder, den Herdegen in der „Historischen Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an

Ludwig hilfreich zur Hand und stellte auch sonst seine poetische Kunst willig in den Dienst der Gesellschaft. Eine Reihe von Widmungsgedichten zu Schriften der Mitglieder zeugen dafür. Es entsprach dem prunksüchtigen und kritiklosen Sinne der Zeit, jedem dichterischen oder wissenschaftlichen Werke bei seinem Erscheinen die glänzendsten Lobsprüche mit auf den Weg zu geben.

Werder dichtete (1638) Sonnette auf den „Christlichen Fürsten“, welchen Christian II. von Anhalt verdeutscht hatte, und auf die „Geschichte Kaiser Tamerlans“, übersetzt von Fürst Ludwig, beide ohne höheren poetischen Wert.

Wichtiger ist eine „Beglorwürdigung der Gesprächspiele“ Harsdörffers,¹ die Werder im Jahre 1644 auf Wunsch des Verfassers² schrieb, und in der er von seinen gesunden pädagogischen Ansichten Zeugnis gab:

„Es ist ja leider wahr, daß Kunst und Wissenschaft
(drauf doch der Menschen Heil und Länder Wolfahrt hafft,
drauff alle Weisheit ruht, drauff sich auch Tugend gründet).
Jetzt gar verachtet steht: So daß man wenig findet
die dieser edlen Gab', aus Eifer, jagen nach,
als ihrem Eigenthum; Nein: diese wehrte Sach'
und unermessnes Gut ist ihnen gantz zu wieder,
der Geist der hasset sie, des Leibes faule Glieder
empfinden Eckel dran, und scheuen sich für ihr.
Wie? wunderst du dich drob; die Ursach ist ja hier:
Dieweil der Lehrer Zunft (so unsrer Jugend pflegen),
vermeinen, daß sie gantz nicht können, als mit Schlägen,
mit steter Rutenzucht, mit Schelten und Geschrey,
die süsse Wissenschaft der Jugend bringen bey.
Daher geschihet diß; daß meistlich alle Kinder
viel lieber müßig gehn, ja hüten Schwein und Rinder,
Seynd dienstbar, lauffen eh' dem grimmen Kriege nach,
erdulden Hunger, Durst, Frost, Hitz' und Ungemach;
Nur daß sie dieser Plag' und steten Marterwehen
einst mügen kommen ab; Seynd frölich zu entgehen
des scharffen Meisters Hand: verändern alle Gunst
(da sie der Musen Schaar und deren freyen Kunst
mit waren zugethan) im Groll, Verdruß und Hassen.
Der Spielend aber weiß viel besser diß zu fassen;

der Pegnitz Anfang“ u. s. w. Nürnberg 1744 (S. 855—868) giebt, nennt keinen von dem Werder.

¹ Frauenzimmer-Gesprächspiele. IV. Teil. Nürnberg 1644. S. 433.

² Diederich von dem Werder an Fürst Ludwig 4. Febr. 1644. Ertzschrein, S. 172.

Er bringet alles, das man wissen soll und kann,
mit Lust und Lieblichkeit, durch Spielen auf die Bahn,
Hier hört man kein Geschrey, kein Schelten, Zörnen, Weinen,
noch so verdrüßlichs was: Nein, nein, wer hier erscheinen
bey diesen Spielen wird, der findet laute Lust,
auch Wonn' und Frölichkeit. Allhier wird jede Brust
gelehrt und unterrichtet, durch Lieb' in süßen Spielen:
In Spielen; die dahin gantz unvermerket zielen,
wie doch, durch Spielen, uns das werde beygebracht,
so sonst in gemein, bey Morgen, Tag und Nacht,
durch Müh' und großen Fleiß gar sauer wird erlernet.
Komt, komt deswegen her! Ihr Lehrer, und entferneth
Euch mit der Jugend nicht von dieser schönen Art:
Schaut, wie so Freudenreich, wie doch so süß und zart
Durch Spiel der Spielend' auch schier alle Weißheit zeiget.“

Für ein anderes Gesellschaftsmitglied, den schwedischen Residenten Alexander Erske,¹ verfaßte Werder ein Hochzeitsgedicht, welches er auch selbst in Musik setzte, ein Beweis seiner musikalischen Begabung. Die erste Strophe lautet:

„Freue dich mein Vaterland!
Weil du zweifelsfrei erfahren,
Das durch neuen Ehestand,
Sich Herr Esken wollen paaren,
An ein zartes, edles bild,
Das ihm seinen Kummer stillt.“

Für sich selbst scheint Werder auf die wohlfeilen Lobsprüche der Genossen gern verzichtet zu haben. Das Gedicht hinter der ersten Auflage des „erlöseten Jerusalem“ ist ohne sein Wissen dorthin gesetzt und die fünf poetischen Spenden, welche der zweiten Auflage angehängt sind, scheinen ebenfalls nicht vom Verfasser dem Werke beigelegt zu sein; denn sie haben eine besondere Bogenzählung und fehlen in den meisten Exemplaren. Die übrigen Werke Werders erschienen ohne jede „Beglorwürdigung“ seiner Freunde. Eines der Lobgedichte auf unsern Dichter gewinnt Bedeutung durch den Verfasser. Es findet sich im dritten Buche der Sonnette Paul Flemings und rühmt Werder in wahrhaft überschwänglicher Weise:

¹ Der Name wird verschieden geschrieben, es finden sich auch die Formen Eske und Erskeine, doch zeichnete er sich selbst 1644 als „Erske“ in die Stammrolle der Fruchtbringenden Gesellschaft ein. Erske studierte 1617 in Wittenberg (BUCHNER, Epist. II, Nr. 139, S. 607 f.) und stieg bis zum Geheimrat, Kriegspräsident und Pommerschen Staatspräsident auf. 1651 widmete ihm NEUMARK sein „Poetisch- und Musikalisches Lustwäldlein.“

„Es sagts Jerusalem, es sagets Krieg und Sieg,
und hundert anders mehr; was, werther Held, dein Dichten
und dein Verrichten sey. Du giebest den Geschichten
Ihr Leben durch dein Thun; machst daß dein Sieg und Krieg
Sich kriegt und übersiegt, den sonst die Zeit verschwieg
in einer langen Nacht. Du kanst dich dir verpflichten,
daß dich und deinen Ruhm kein Todt nicht mag vernichten,
Weil ritterliche Kunst ihn sieghaft überstieg.
Ich lobe diese Faust, die Leib und Nahmen schützt,
Selbst schreibt, was sie selbst thut. Auff Krafft und Kunst ihr eigen,
auff beyderley gelehrt, was beyder Seiten nützt.
Ihr Röhmer, tretet auff; Ihr Griechen, gebet Zeugen,
Wird Agamemnon nun selbst, sein Homerus nicht?
Eneas sein Virgil? Wer ists, der widerspricht?“

Noch an zwei andern Stellen¹ erwähnte Fleming Werders und widmete ihm das vierte Buch seiner Sonnette. Es ist uns keine Nachricht darüber erhalten, welcher Art das Verhältniß der beiden Männer gewesen sei, auch aus dem Sonnett geht nicht hervor, ob dasselbe nur als dichterische Huldigung oder als Zeichen der Freundschaft anzusehen ist. —

Bis in sein spätes Alter zeigte Werder lebhaftes Interesse für die Fruchtbringende Gesellschaft. Als 1651, ein Jahr nach dem Tode Fürst Ludwigs, ein neues Oberhaupt, Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar, gewählt war, überbrachte Werder mit zehn andern hervorragenden Mitgliedern den Ertzschrein, das Archiv der Gesellschaft, nach Weimar.² Dann scheint der Dichter sich von der Thätigkeit für die Gesellschaft, deren früher so reges Leben in leerem Formenwesen erstarrte, zurückgezogen zu haben, vielleicht in der Erkenntnis, daß all die eifrige Arbeit, mit welcher er Jahrzehnte hindurch für die Hebung der deutschen Sprache und Dichtung gemeinsam mit seinem Fürsten und vielen trefflichen Männern gewirkt hatte, doch ohne einen wirklichen Erfolg geblieben war.

¹ Poëtische Wälder, IV, 23. Sonnette II, 12.

² NEUMARK, a. a. O. S. 295 ff.

VI. Werder und Opitz.

Als Martin Opitz mit seinen ersten Gedichten hervorgetreten war, erscholl zum ersten Male in ganz Deutschland der freudig begeisterte Ruf: *Habemus poëtam*, jener Ruf, der das glühende nationale Verlangen, am Wettbewerb der Völker um die Palme poetischen Ruhmes teilzunehmen, bezeichnete. Über ein Jahrhundert hindurch ward er immer wieder dem Ausland entgegengetragen, ohne daß wirkliche Leistungen ihm thatsächliche Berechtigung verliehen hätten, bis endlich Klopstock die Erlösung von dem drückenden Gefühl poetischer Schwäche brachte.

Daß Opitz noch weit weniger als ein Lohenstein und ein Hoffmannswaldau dichterisch Großes zu schaffen im Stande war, wird längst von Niemand bestritten. Wenn man trotzdem in ihm Jahrzehnte hindurch einen unsterblichen Poeten sah, wenn man seine Dichtungen neben und über die eines Fleming setzte, so ist als Grund hierfür einmal die äußere Glätte derselben anzuführen, in der man ein so hohes künstlerisches Verdienst erblickte, dann aber ist vor allem der Umstand zu erwägen, daß er sich als Dichter mit einer nie zuvor gesehenen Geschicklichkeit eine sociale Stellung innerhalb der höchsten Kreise der Gesellschaft, des Adels und der Gelehrten, zu verschaffen gewußt hatte. Er schuf seine Theorien recht eigentlich für diese Kreise, er kam mit denselben dem Dilettantismus, der das gesamte Gebiet dichterischen Schaffens für sich begehrte, entgegen. Dem wahren Dichter konnten Opitzens Regeln nur in Bezug auf die Form nützen; sie brachten ihn aber in Gefahr, diese Form gegenüber dem Inhalt zu überschätzen und führten ihn leicht aus den freien Bahnen der selbständig schaffenden Kunst in den zahllosen Troß hinüber, der auf der ebenen Straße, die Opitz gezeigt hatte, ohne Abirren nach rechts oder links sicher und gemächlich dahinzog.

Schon Tobias Hübner hatte eine fest durchgebildete Metrik, eine höhere Dichtungsart zu schaffen gesucht; Opitz führte das, was jener erstrebte, strenger und folgerichtiger durch, und nahm ihm so den Ruhm, der Reformator der deutschen Poesie geworden zu sein. Es ist oben gezeigt worden, wie schmerzlich Hübner und die übrigen thätig teilnehmenden Genossen der Fruchtbringenden Gesellschaft diese Niederlage empfanden.

Daraus ergab sich die Stellung der Fruchtbringenden Gesellschaft Opitz gegenüber. Ein starkes Gefühl von Bitterkeit herrschte gegen ihn vor, aber man konnte seinen Bestrebungen nicht entgegentreten,

da er nur das, was von der Fruchtbringenden Gesellschaft bereits begonnen war, (Regelung der Metrik, Bildung und Ausbildung einer dichterischen Sprache, Aneignung der fremden Litteraturen durch Übersetzungen) energisch weiter führte, und so ihre nationalen Zwecke bedeutend förderte. Man nahm also die Prinzipien Opitzens fast ohne Widerspruch an, man rühmte ihn als den „Fürsten und Adler der deutschen Poeten“; gegen seine Person verhielt man sich, so lang als irgend möglich, kühl ablehnend.

Für Opitz war dagegen die Gunst der Fruchtbringenden Gesellschaft äußerst wichtig. Vor allem bot sich hier eine Gelegenheit, mit vielen hochgestellten, fürstlichen und adeligen Männern in Verkehr zu treten, für seine äußere Stellung, die ihm stets das wichtigste blieb, ein unschätzbarer Vorteil; — sodann verschaffte die Anerkennung der Fruchtbringenden Gesellschaft seinen Theorien sofort eine Verbreitung durch große Teile Deutschlands, die seinem Einfluß sonst nur schwer oder gar nicht zugänglich waren, und verbürgte ihm die Fortdauer seiner Erfolge, da die Macht der Gesellschaft bis zu Opitzens Tode anhaltend wuchs.

Wie Opitz zuerst durch Buchner mit Tobias Hübner einen schriftlichen Verkehr anbahnte, ist gezeigt worden, ebenso wie Hübner die Übersetzung des „erlöseten Jerusalem“ durch Werder gegen Opitz als Beweis für die Priorität der metrischen Neuerungen der Fruchtbringenden Gesellschaft geltend zu machen suchte. Das Buch von der deutschen Poeterey lasen Hübner und Werder gemeinschaftlich, aber die Regeln schienen ihnen gar zu eng, so daß sie meinten, selbst Opitz werde dieselben schwerlich überall befolgen können.¹ Der Brief fährt fort: „*Quocirca uterque sæpiusculè optavimus, vel trium saltem horarum spatio si amplius non liceret, ut tecum et cum præstantissimo Opitio simul colloqui daretur: sed quando licebit nobis esse tam beatiss?*“

Vielleicht besuchte Opitz im Sommer 1625 Cöthen und ermöglichte so die erwünschte Zusammenkunft. Die warme Freundschaft, welche ihn seitdem bis zu seinem Tode mit Werder verband, spricht dafür. Leider ist uns nur ein Brief Opitzens an Werder erhalten, datiert aus Dresden, 30. Aug. 1626.² Überschieden ist derselbe:

¹ Tobias Hübner an Buchner 9. Jan. 1625 (Epist. III, 9). Vermutlich stieß sich Hübner besonders an der exakten Durchführung des Prinzips vom Zusammenfallen von Arsis und betonter Silbe, da er glaubte mit seinem freieren Gesetz (s. oben S. 10 f.) schon das Notwendige und Ausführbare geleistet zu haben.

² GEIGER, a. a. O. Nr. IV. S. 37 f. Die Irrtümer in den Anmerkungen sind von Palm in seiner Recension der Geigerschen Schrift (Jenaer Litteraturzeitung 1876, Nr. 4, S. 68 f.) berichtigt.

„*Ad nobilissimum equitem Werderum.*“ Opitz dankt für die Übersendung des „*erlöseten Jerusalem*“ und spendet dem Verfasser reiches Lob. „*Scis vero quid sentiam: egregium istud opus cum specto, nisi te nossem, vix crederem alicui de equestribus tuis artibus et subacto aularum moribus animo narranti; ita nihil hic est quod non oleat illius doctrinae lucernam quae sola ab alto pinguique otio cogitanda est.*“ Zu noch höherer Anerkennung veranlaßt Opitz das Fragment des Gedichtes von der Herrlichkeit Christi, welches Werder in der Vorrede mitteilte. Er fragt mit Bezug darauf: „*Quousque autem aliorum ingenio nostra lingua loquimur?*“ Jenes Gedicht zeige deutlich genug, daß wir künftig ruhig des Hochmutes der Ausländer lachen könnten. Werder möge sich unsterblich machen, (indem er jene Dichtung vollende), da er ja zumal durch die langjährigen Kriegsübel belehrt sei, „*quam vana et fluxa sint ista ob quae calcamus invicem alios et calcamur.*“ Am Schluß bittet Opitz Werder um Fortdauer seiner Zuneigung, erkundigt sich nach dem Befinden Hübners und ersucht Werder um Empfehlung bei den anhaltinischen Fürsten. Der Ton des Briefes zeigt, daß Opitz Werder nicht als einen gleichgestellten Genossen auf dem Parnaß, sondern als dichtenden Dilettanten betrachtet, dem er nur wegen seiner hohen und einflußreichen Stellung schmeichelt; dies geht besonders aus der ersten wörtlich wiedergegebenen Stelle hervor. Was Opitz mit diesem Verhalten beabsichtigte, ist leicht erkennbar: er beseitigte dadurch die Gefährdung seiner dichterischen Alleinherrschaft durch Werder, dessen poetische Kraft damals auf ihrem Höhepunkte war, und brachte sich doch nicht um die Gunst des wichtigen Mannes. (Auch die Briefe Opitzens an Fürst Ludwig zeigen eine fast kriechende Ergebenheit, die Anrede lautet: „Durchlauchter, hochgeborener gnädiger Fürst vndt Herr, Herr;“ die Schlußformel „Gnädiger Fürst vnd Herr E. Fürstl. Gn. trewgehorsambster knecht der Vnwürdige Gekrönte.“ Der Nehrende erinnert sogar einmal, „daß hinfüro die schreiben an ihme nach der gesellschaft art, ohne sonderliche geprenge, möchten eingerichtet sein.“)

Außer jenem Briefe sind uns noch eine Anzahl Zeugnisse für den lebhaften schriftlichen Verkehr zwischen Opitz und Werder erhalten: Im Nov. 1626 wünscht Opitz von Buchner Nachricht, ob Werder seinen Brief erhalten habe,¹ am 18. Dez. 1637 erwähnt Opitz in einem Schreiben an Friedrich von Schilling, der die Korrespondenz zwischen jenem und der Fruchtbringenden Gesellschaft vermittelte, eines Briefes

¹ GEIGER, a. a. O. S. 39: *An decus illud Equitum Werderus meas acceperit, scire cupio; ejus enim amorem maxime facio.*

für Werder,¹ im März 1638 fragt Fürst Ludwig bei Werder an, ob er vom Gekrönten Antwort empfangen habe, worauf dieser erwiedert: „Der Gekrönte hatt, wie es scheint, nicht große lust zu antworten, vielleicht verscheubt er alles bis auf den Ostermarkt.“² Später übersendet Werder dem Fürsten die inzwischen eingelaufene Antwort Opitzens.³ Nach dem Tode Friedrich von Schillings (9. Oktober 1637) übernahm Werder die Vermittelung der Korrespondenz zwischen Fürst Ludwig und Opitz.⁴

Im Sommer 1634 fand eine persönliche Begegnung zwischen Werder und Opitz statt, als letzterer im Auftrage des Herzogs Johann Christian von Brieg in Banérs Hauptquartier weilte und mit diesem und Werder aus Böhmen nach Sachsen zog.⁵ Opitz blieb hinter dem Heere in Leitmeritz zurück und schrieb hier die Widmung des Anfangs seiner Psalmendichtung an Werder.⁶

Jahrelang strebte Opitz vergeblich danach, in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen zu werden; die oben angeführten Gründe,

¹ Ertzschrein, S. 123 f.

² Die Anfrage Ludwigs findet sich im Briefe 8 (bei KRAUSE, Ertzschrein, S. 151 f. vom 21. März 1638); die Antwort Werders im Brief 7. Brief 7 ist datiert: „Reinsdorf, den Tag des Gesegneten.“ Dieses ist der 21. März (*Benedictus*) nicht der 20., wie Krause irrtümlich meint. Die Briefe sind daher umzustellen: Werder hat den Empfang des Briefes Fürst Ludwigs (der von einer großen Büchersendung begleitet war) sogleich durch ein kurzes Schreiben (Brief 7) bestätigt.

³ Werder an Fürst Ludwig, datiert „Reinsdorff auff des Allergrössesten tage 1638“ (KRAUSE, Ertzschrein, S. 153). Krause setzt den Brief in den April. Werder bediente sich in jener Zeit eines Kalenders, in welchem die Tage, wie es scheint, mit eigentümlichen Namen bezeichnet waren; so datiert er den Brief Nr. 3 (Ertzschrein, S. 145) „An des Zweihunderts Gesellschafter (Opitzens, des Gekrönten) nahmenstage,“ und legt seinem folgenden Schreiben einen Ausschnitt aus dem Kalender bei, welcher beweist, daß der 8. November (katholisch der Tag der vier gekrönten Märtyrer) den Namen „Gekrönt“ führt (Ertzschrein, S. 145, Anm.). Vielleicht ist hier mit dem Tag des Allergrössesten der 11. April (Leo der Große) gemeint.

⁴ Fürst Ludwig an Opitz 20. Juli 1638, Ertzschrein, S. 130.

⁵ Opitz an Buchner (GEIGER, Briefe von Opitz, in Schnorrs Archiv V, 316—370. Nr. XIV, S. 365). Der Brief ist datiert: „Leipzig, 25. Aug. 1633“; doch ist er mit PALM (Beiträge zur Geschichte d. deutsch. Litt. des 16. u. 17. Jahrh., Breslau 1877, S. 145) sicher in das folgende Jahr zu setzen, und als Absendungsort statt Leipzig Leitmeritz anzunehmen.

⁶ Der Brief aus Leitmeritz ist vom 25. August, die Widmung vom 12. Herbstmonats (September). Ein so langer Aufenthalt Opitzens in jener Stadt ist zweifelhaft; vermutlich ist der Brief nach altem, die Widmung nach neuem Styl, da Opitz auch den neuen zur Datierung benutzte: z. B. Ertzschrein, S. 124: „Danzig, den 18. 10^{ber} newen Calenders 1637.“

daneben vielleicht auch Zweifel an der Reinheit seines Charakters, bestimmten das Oberhaupt, ihm die Aufnahme zu verweigern. Bereits 1625 pries Opitz den Fürsten Ludwig als neuen Augustus und feierte Werder in einem Lobgedicht, dessen Verfasser bisher nicht bekannt war. Am Schlusse des „erlöseten Jerusalem“ finden sich in der ersten Ausgabe folgende Zeilen:

„O du, der du diß Werck durch Gottes Hülff geendt,
Vnd es gewiß nicht hast ohn grosse Müh vollendt,
Es ist so trefflich wol vnd herrlich dir gelungen,
Daß keiner noch in Deutsch so schön vnd hoch gesungen,
Ja man hat nie vermeint, daß man in Deutscher Sprach
So lieblich vnd so frey köndt stellen eine Sach.
Du aber hast es ihr zu Ruhm so hoch thun wagen,
Drumb dir gantz Deutschlandt nicht kan Danck genugsamb sagen;
Wann deinen Leib nun einst der Tod in Asche legt
Dein Arbeit dich alsdann nauff in's Gestirne tregt;
Vnd ob auß Sittsamkeit du dich schon nicht genennet,
Jedoch ein jeder dich vnd deinen Namen kennet:
Du bist zu Roß vnd Fuß ein Werdter Rittersmann,
Vnd hast den höchsten Preiß in dem bey Jedermann;
Wiß, daß so lange man Deutsch reden wirdt vnd schreiben,
So lange wirdt dein Nam wol vnaußlöschlich bleiben,
So lang vnd breitt sich auch die Deutsche Sprach erstreckt,
So lang vnd breitt hastu ein Ehre ihr erweckt,
So lang das Deutsche Reich in Herrligkeit wirdt schweben,
So lange wirdt dein Ruhm in diesem Werke leben.

Zuletzt verzeihe dem, dem, ohn dein Vorbewust,
Auß Freundschaft diß hieher zu setzen hat gelust.

C. K.

Nun macht Harsdörffer zu der Stelle in seinem *Specimen Philologiae Germanicae*,¹ in welchem er an der Spitze der deutschen Dichter Werder und Opitz nennt, folgende Anmerkung:² „*Generosus D. Dietericus*

¹ Nürnberg 1646. S. 195: *Quantus illorum est numerus, qui publicis scriptis linguam nostram ditarunt? Addam quos novi: „Primo loco extra ordinem mihi dicendus est Generosus D. Dietericus von dem Werder decus eruditae Nobilitatis cum Cl. Martino Opitio.“* Es ist von Interesse, auch die Namen der übrigen deutschen Dichter und Litteraten, welche der belesene Harsdörffer kennt, hierher zu setzen. Er fährt fort: „*Sequuntur Apelles, Augspurger, Bart, Buchner, Bachmann, Betuli, Bremen, Buchholtz, Dache, Freinsheim, Flemming, Finkeltaus, Gröblinger, Greiff, Hanneman, Hübner, Hartmann, Homburg, Hund, Kellner, Klajus, London, Lucius, Moscherosch, Plauen, Rist, Rumpler, Scherffer von Scherffenberg, Schottelin, Schill, Schütter, Schmid, Schneuber, Tscherning, Titius Weckerlein, Vogel, Zesien, Zepko. Omitto illos, quorum scripta nondum ad meas pervenire manus.*“

² S. 339.

tericus von dem Werder, *qui longe supra laudes nostras est. Ne quid auribus magni Patroni nostri dare videamur, ejus laudatorem Opitium nuncupabimus*, zu Ende deß erlösten Jerusalems:

„Du bist zu Roß und Fuß ein wehrter Rittersmaun,
und führst den höchsten Preiß, den man erlangen kan;
So lang man Teutsch bey uns wird reden, singen, schreiben,
so lang wird auch dein Ruhm unaußgelescht verbleiben;
So lang und breit sich auch die Teutsche Sprach erstreckt,
So lang wird dein Gerücht beharren auffgedeckt.
So lang das Teutsche Reich wird in der Hoheit schweben,
wird deines Namens Ruhm in diesem Werke leben.“

Es ist nach dieser bestimmten Angabe Harsdörffers nicht an der Autorschaft Opitzens zu zweifeln, Bedenken erregen nur die Schlußverse mit der Unterschrift C. K. und die Verschiedenheiten in der Fassung der Zeilen. Es dürfte nicht zu gewagt sein, beides folgendermaßen zu erklären: Opitz hat die Verse vor dem Erscheinen des „erlöseten Jerusalem“ Werder gewidmet (vielleicht ins Stammbuch), und ein Anderer wird dieselben, ohne Wissen Werders, an den Verleger gesandt haben, um so den Ruhm des Übersetzers, nach der Sitte jener Zeit, gleich in dem Werke selbst zu bestätigen. Die Buchstaben C. K. weisen auf Christoph von Krosigk, einen der Begründer der Fruchtbringenden Gesellschaft, den Bruder der zweiten Frau Werders, hin. Die Veränderungen des Gedichts mögen von Opitz selbst oder dem eifrigen Freunde vor der Drucklegung getroffen worden sein. Die ersten Verse, welche Harsdörffer nicht anführt, scheinen nicht von Opitz herzurühren, was noch wahrscheinlicher wird durch den Gebrauch des Hilfszeitwortes „thun“ im siebenten Verse.

Im Jahre 1626 sandte Opitz durch Buchner Exemplare seiner „Trojanerinnen“ an den Fürsten, Werder und Hübner;¹ aber die Anhaltiner beharrten bei ihrer Ablehnung Opitzens, so daß er am 1. Oktober 1627 sich bitter darüber beklagte, daß er aus Anhalt seit jener Zeit, da er seine Gedichte dem Fürsten gesandt (1625), keinen Brief erhalten habe. Er könne zwar dies hartnäckige Stillschweigen den Kriegswirren zuschreiben; aber es wundere ihn, daß man so völlig seiner vergessen habe.² Seine Verbitterung steigt, da er bis ins Jahr 1629 vergeblich auf einen Dank für die Widmung seiner Gedichte

¹ Buchner an Hübner (Epist. II, 124).

² Opitz an Buchner (GEIGER, Mitteilungen, S. 45). Daß Opitzens Angabe nicht genau ist, beweisen die oben mitgeteilten Zeugnisse für seinen Briefwechsel mit Werder. Vielleicht meint er auch nur Briefe des Fürsten.

harret. Tief gekränkt schreibt er an Buchner:¹ „*Anhaltinenses emblemata sua nominibus seriem aeri incisam ediderunt, in quo collegio et tu egoque propterea magis conspicui sumus quod plane non inter illos comparemus. De poematum dedicatione a triennio ne leve quidem responsum accepi, id quod tibi soli fidam. Et hi statores Musarum et patroni. Nobis canamus, mi frater, et inter nos amemus, de aliorum judicio securi.*“

Endlich, 1629, wahrscheinlich im August, erfolgte die so lange erstrebte Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft, und zwar auf höchst ehrenvolle Weise: Die Fruchtbringende Gesellschaft erteilte Opitz auch ihrerseits den Lorbeer als Sinnbild, mit dem bereits der römische Kaiser die Stirn des Dichters geschmückt hatte. Werder hatte sich lebhaft für denselben verwendet;² sein unbefangener Blick mochte hinwegsehen über die poetischen Rivalitäten, welche Hübner gegen Opitz einnahmen, wie über die moralischen Bedenken, welche Fürst Ludwig vielleicht hegte.

Opitz erhielt den Gesellschaftsnamen „der Gekrönte“ und später las man aus Werders Namen, indem man denselben in „der Vielgekrönte“ verwandelte, eine engere Beziehung zwischen beiden heraus.³ Ihr Freundschaftsverhältnis wurde schon von Mitlebenden gepriesen, und Hille setzte demselben in seinem „Teutschen Palmbaum“⁴ ein Denkmal, durch die Worte:

„Der Granaten schöne Frucht wird sich zu dem Lorbeer halten:
Beeder Blätter werden nicht, weil die Erde steht, veralten.
Es wird stets genennet werden der Gekrönte Musen Sohn,
Den Apollo selbst geschmückt, mit der Kunst- und Tugendkron.

Hier wird gesehen auf die treue Freundschaft, welche der Vielgekrönte, dessen Frucht ein Granatapfel ist, mit dem nunmehr Selig Gekrönten, dessen Gemähl eine Lorbeerkrone, gepflogen.“

Opitz gab seiner Freundschaft für Werder durch die Widmung dreier Werke Ausdruck: seiner Abhandlung über das Leiden und Sterben unseres Heilandes, 1629, seiner „Zehn Psalmen Davids“, 1634,

¹ 29. Juni 1629 (SCHNORRS Archiv V, S. 354). Geigers Anmerkung erklärt sich dadurch, daß Opitzens Gemälde und Reimgesetz wohl nachträglich hinzugefügt sein wird, da ja seine Aufnahme innerhalb der nächsten zwei Monate erfolgte und dadurch gerade das zweite Hundert voll wurde.

² Buchner an Opitz, 9. Sept. 1629 (Epist. I, 1). Die unrichtige Jahreszahl dieses Briefes 1622, welche sich in allen Auflagen der Briefe Buchners findet, hat bereits BARTHOLD (a. a. O. S. 195) berichtet.

³ Martin Opitzens von Boberfeld Gedichte. Von J. J. B(ODMER) und J. J. B(REITINGER) besorgt. Erster Teil. Zürich 1745. S. 115. Anm.

⁴ S. 198. Dieselben Verse bei NEUMARK, a. a. O. S. 460.

und des zweiten Teils seiner „Weltlichen *Poemata*“, 1637. Alle drei sind mit ausführlichen Zueignungen versehen, die ersten zwei in Versen, die dritte in Prosa. In den ersten¹ wird Werder angeredet:

„. O Werder, werther Held,
Der Ritter Blum und Zier, nimb sie mit deinen Händen,
Von welcher Wissenschaft man weiß an allen Enden,
Wo Tugend wohnen kan. Hier ist nicht dein Torquat,
Nicht dein Jerusalem, das Geist und Feuer hat,
Und steigt Himmelan. Doch sieht des Höchsten Güte
Das Hertz an das er giebt: Dir stellt sich mein Gemüthe
Für meinen Ruhm von dir zum treuen Bürgen ein,
Gelehrt zur andern Zeit, hier laß uns Christlich seyn.“

Eine ähnliche Lobpreisung Werders enthält die Widmung der zehn Psalmen.² Werder selbst hatte zwei Jahre zuvor mehrere derselben in seinen „Sieben Bußpsalmen“ in deutsche Verse gebracht, worauf Opitz im Anfang der Widmung anspielt.

Äußerst herzlich ist die Zuschrift des zweiten Teiles der weltlichen Gedichte.³ Sie lautet: „Ich gestehe es, Hochgeehrter Herr Obrister, es ist genug, daß er meine Reimen lieset, und könnte ich ihn wohl mit dem Schreiben verschonen. Aber er wolle solches auch lesen, den Reimen zu Ehren, und die Zuschreibung dieser Gedichte an meine statt aufnehmen, der ich seiner Gegenwart nicht mit Willen, je dennoch darumb geduldiger, weil ich mich seiner Liebe genug versichert weiß, entbehre. Ich bin auch sonst in seiner Schuld: weil aber dieselbe abzugelten nicht bei mir gestanden, als habe ich den Nachkommen (wo ich mir derselben Gunst verheissen darff) hierdurch zu erkennen geben wollen, wie hoch ich seine Zuneigung gegen mir, die bloß auß einem guten Hertzen herkompt, gehalten habe. So weiß ich auch diesem Buch ein besseres Ansehen nicht zu machen, als wann ich ihm desselben löblichen Namen an die Stirn schreibe, dessen adeliche Beschaffenheiten, Erfahrung der Weltsachen, ungefälschte Frömmigkeit, Verstand in Rathschlägen, Hurtigkeit in Thaten, unvergleichliche Wissenschaft in Ritterspielen und alle Tugenden in gemein alle diejenigen wissen und hoch halten, die auch nur mit einer von allen begabet sind.

Dantzig den 21. Tag des Wintermonat im 1637. Jahre.

Meines liebsten Herrn Obristen stets treuer Knecht
OPITZ.“

¹ OPITZ, Gedichte, 1690. III, 249, und mit kleinen Änderungen. II, 27.

² OPITZ, Gedichte, 1690. III, 151, und mit kleinen Änderungen. II, 26.

³ OPITZ, Gedichte, 1690. II, 3 f.

In den ersten Exemplaren der Gedichte von 1637, welche nach Cöthen gelangten, fehlte die Widmung an Werder, und Fürst Ludwig hielt deshalb Nachfrage bei Opitz,¹ da dieser schon früher dieselbe angekündigt hatte.² Opitz klärte ihn in seiner Antwort darüber auf,³ daß sie eine Ausgabe der Gedichte erhalten hätten, die ein Lübecker Buchhändler ohne Opitzens Wissen nachgedruckt. Daß hierdurch „die Freundschaft zwischen Werder und Opitz zuletzt etwas getrübt wurde,“ wie GEIGER⁴ behauptet, ist durch nichts bewiesen; noch am 6. Oktober 1638 sendet Werder einen Brief an Opitz,⁵ und nach dessen Tode schreibt er die trefflichen Worte:⁶ „Der Selige Gekrönte ist zwar eines lobes wehrt, aber ich achte mich zu wenig sein lob aufzusetzen, darzu seindt seine hinterlassene schriften ihm selber mehr lobes, als wan alle gesellschafter zusammenthieten, vndt wolten ihm ein lob aufrichten.“ Später ließ Werder sich doch bewegen, auf den verstorbenen Freund das Klinggedicht „Über des gekrönten Krone der Seligkeit“⁷ zu verfassen, in welchem das Wort Krone, einzeln und in Zusammensetzungen, nicht weniger als 25mal vorkam. Der bombastische Kronenprunk, der in den mühsam stolpernden Versen aufgehäuft ist, konnte wohl den Zeitgenossen für eine erhabene Würdigung des toten Dichterfürsten gelten, in jener Zeit, da eine Dichtung für um so vollkommener galt, je deutlicher sie die Mühe zeigte, welche sie ihrem Dichter bereitet hatte; heute stimmt sie uns traurig; denn sie beweist uns, auf welche Abwege die deutsche Poesie nicht ohne die Schuld des gefeierten Gekrönten geraten war.

Ein Dichter, der drei Jahre zuvor Ariost, zwölf Jahre früher Tasso übersetzt hat, verirrt sich in die tiefsten Sümpfe der Geschmacklosigkeit, immer das Leitseil der Regeln Opitzens in der Hand. Selbst wenn man noch so bereitwillig die Vorzüge der Poetik Opitzens anerkennt, so kann man ihr doch den Vorwurf nicht ersparen, daß durch sie lange Zeit der Blick von den wahren Zielen der Dichtkunst abgelenkt wurde.

Wie Opitzens Gesetze auf poetisch minder Begabte wirkten, wie

¹ Fürst Ludwig an Opitz, 4. Mai 1638 (Ertzschrein, S. 127).

² Opitz an Fürst Ludwig, 27. Nov. 1637 (Ertzschrein, S. 124 f.).

³ Opitz an Fürst Ludwig 25. Juni 1638 (Ertzschrein, S. 129).

⁴ Mitteilungen, S. 22.

⁵ Werder an Fürst Ludwig (Ertzschrein, S. 158).

⁶ Werder an Fürst Ludwig (Ertzschrein, S. 162).

⁷ Die Stellen, wo es gedruckt ist, siehe oben S. 78. KRAUSE hat seine Angabe, das Sonett sei bereits 1637 entstanden (Ertzschrein, S. 6), selbst (Fürst Ludwig, III, 129) berichtigt.

sie den schlechten Neigungen derselben zu leerem Wortgeklänge, der Gedankenarmut entgegenkamen, das zeigt uns kein Beispiel klarer, als das Werders; er fühlt es, er sucht sich von dem fremden Einfluß loszumachen und wird frei und anmutig, wie zuvor; aber aufs neue wird er davon erfaßt, und nun ist seine poetische Freiheit für immer dahin.

VII. Werders Übersetzungen.

In der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts ging in Deutschland beklagenswerter poetischer Impotenz das Streben zur Seite, eine höhere Litteratur zu schaffen und das einzige Mittel, welches sich hierzu darbot, war Nachbildung fremder Dichtungen, fremder Formen. Man lehnte sich vor allem an Frankreich an, aber man folgte keineswegs ausschließlich französischen Vorbildern, man ahmte auch vielfach italienischen, (daneben spanischen und englischen) Mustern nach. Italien hatte die Erbschaft des Altertums angetreten, es war die Bildungsstätte aller derer, die nach einer höheren geistigen und gesellschaftlichen Kultur strebten; für den deutschen Adel wurde Venedig die hohe Schule. Das reiche litterarische Leben, welches in Italien blühte und in den zahlreichen Akademien seinen sichtbaren Ausdruck fand, mußte auf die deutschen Fremdlinge, deren Heimat kaum die ersten Ansätze einer geschmackvollen Poesie zeigte, lebhaften Eindruck machen; vor allem mußten sie die Leichtigkeit in der Behandlung der Formen, das sinnreiche Spiel des Witzes bewundern, welches jener phantasiearmen Zeit als dichterischer Flug erschien. Neben den Dichtern der Gegenwart besaß Italien auch eine klassische Litteratur, die im Volke lebte, ein Vorzug, dessen sich damals kein anderes der Völker Europas zu rühmen hatte. Petrarca, Ariost und Tasso waren die Sterne, welche alle anderen überstrahlten; aber Tasso mußte dem Fremden als der leuchtendste erscheinen. Kaum war seine „*Gerusalemme liberata*“ bekannt geworden, da erscholl sein Ruhm durch ganz Europa und wie kein Zweiter wurde er von den Zeitgenossen gefeiert, wenn sich auch Stimmen erhoben, die kräftig gegen die Überschätzung des Werkes, besonders im Vergleich zum „*Orlando furioso*“ protestierten und auf das schulmäßig Steife, die Schwerfälligkeit der Erfindung hinwiesen.

Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die Dichtung; von

1584 bis zum Jahre 1600 ward sie ins lateinische, spanische, französische, englische, in jede Sprache mehrmals übersetzt, 1618 folgte sogar eine polnische Übersetzung,¹ nur Deutschland fehlte noch.

Die Häupter der Fruchtbringenden Gesellschaft suchten diese Lücke auszufüllen, und die Dichtung, welche für die glänzendste der Neuzeit galt, der deutschen Litteratur zu gewinnen. Aber wer konnte die schwierige Arbeit der Übertragung ausführen? Hübner, das einzige Mitglied, welches sich erfolgreich auf dem Gebiete der epischen Poesie versucht hatte, war mit seinem Bartas beschäftigt. Da entschloß sich Werder „auff einer hochlöblichen vertrawlichen Gesellschaft, so Schrift: so Mündtlich instendiges anhalten, bey müssiger zeit“ die Übersetzung zu wagen, und vollendete sie 1624. Noch zwei Jahre vergingen, bis das Werk erschien, „wegen der langsamen außarbeitung der Kupfferstücke;“ aber der Dichter konnte in dieser Zeit nichts mehr verbessern; denn die weite Entfernung des Druckortes (Frankfurt am Mayn) und die kriegerischen Unruhen hinderten die Rücksendung der Manuskripts, und so mußte er alle die Änderungen, die er wünschte, auf eine zweite Auflage verschieben.²

Die lange Verzögerung spannte die Ungeduld und Erwartung aufs höchste. Buchner schrieb an Hübner:³ *„Tassum nimis impatienter exspectamus. Ecquando prodibit tam diu promissum opus? Quando erit, ut Germanicas nostras Musas ambigam palmam fecisse Camoenis appareat, quæ in te jam olim omnem Gallicam suaviloquentiam argutiasque superarunt. Hanc lucem celeri turbine Parca neat.“*

Endlich erschien im Frühjahr 1626 das große Werk in einem stattlichen, vornehmen Quartbande mit prächtigen, wahrscheinlich merianischen Kupfern reich geziert. Aus dem Haupttitel⁴ (s. S. 70 Anm.) geht hervor, für welche Leser die Übersetzung bestimmt war: „Allen Adelichen, Rittermæssigen Cavalliern, Kriegshelden vnd Obristen, Wie auch Meniglichen, so jhre Tugendt vndt Mannheit dem lieben Vatterlandt zum besten anzuwenden, entschlossen, zur Nachfolg, Lust vnd Ergötzlichkeit an den Tag gegeben.“ Der Verfasser dichtete sein Werk nicht für die große Menge; den Ebenbürtigen und denen, die durch das Kriegshandwerk geadelt waren, widmete er es: ein deutliches Abbild der Stellung, welche die Litteratur jener traurigen Zeit im Volksleben einnahm. Auch die Vorrede ist in vielen Beziehungen interessant. Sie beginnt mit einer kurzen Erzählung der historischen

¹ Die genaueren Angaben bei EBERT „Torquato Tasso's Leben und Charakteristik,“ Leipzig 1819, im Anhang.

² Vorrede zur ersten Auflage. S. 28 u. 29.

³ Epist. II, 124 ohne Datum.

Ereignisse, welche dem Epos zu Grunde liegen, um die Wahrheit des Vorgetragenen zu bekräftigen; dann giebt der Übersetzer von seiner Arbeit Rechenschaft: immer im Hinblick auf die Poetik Opitzens, die nach der Vollendung des „erlöseten Jerusalem“ erschienen war.

Vor allem glaubte sich Werder wegen der Engelserscheinungen und Zaubereien rechtfertigen zu müssen, denn er nahm im Sinne der Zeit als Übersetzer die ganze Verantwortung der Autorschaft auf sich. Er verwies darauf, „daß die Poeten nicht allein die Freyheit haben, dasjenige, was Gott auff vnerforschliche arth regiert vnnd ordnet, vnd was die bösen Geister vnsichtbarer weise stifften für die Augen zu stellen, sondern es melden die rechten Geschichtschreiber dieser Historien selsten gar vieler erscheinungen der Engel, vnd mancherley Zaubereyen.“ Das ist ein Spiegelbild der Zeit im Kleinen. Wohl glaubt sie fest an Gespenster und Hexereien, weil sie denkt, daß alles, was ihr Verstand nicht zu erklären vermag, übernatürlich zugehen müsse; aber sie klammert sich so fest an dieses bischen Verstand, daß sie unfähig wird, sich über das Nächste, Sichtbare zu

⁴ *In extenso* lautet er:

Glücklicher Heerzug in das Heylig Landt /
Oder

Das Erlösete Jerusalem /
Wie dasselbige durch das

Christlich Kriegs Heer vor sechshundert Jahren gewaltiglich vberzogen / Mannlich bestritten / beneben angeregter
Statt Ritterlich gewonnen / vnd den Saracenen auß den Händen gerissen
worden / Vnder dem Generalat deß Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürsten / Herrn
Gottfrieden von Bullion / Hertzogen zu Brandenburg / vnd Lotharingen / Ersten Königs zu Jerusalem.

Außführlich vnd wahrhafftig beschrieben / mit holdtseeligen / sinnreichen Poetischen Erfindungen gezieret / In Hochteutsche Heroische Verse gantz richtig vnd artiggebracht / dergleichen in vnser Muttersprach hiebevornie gesehen worden / Auch mit schönen lieblichen Geschichtmässigen Kupfferstücken zu mehrerm Lust vnd Erkandtnuß der Historien vor Augen gestellet.

Allen Adelichen / Rittermässigen Cavalliern / Kriegshelden vnd Obristen / Wie auch Menniglichen / so jhre Tugendt vnndt Mannheit dem lieben Vatterlandt zum besten anzuwenden / entschlossen / zur Nachfolg / Lust vnd Ergötzlichkeit an den Tag
gegeben.

Gedruckt zu Franckfurt am Mayn / Bey vnnd in Verlegung
Daniel vnd David Aubri / vnd Clemens Schleichen.
Im Jahr M.DC.XXVI.

erheben, daß Gemüt und Phantasie in das Joch der Wirklichkeit gespannt werden und sich niemals in eine freiere Region aufschwingen dürfen. Daher bringt die Dichtkunst kein Werk von Bedeutung hervor, daher sind ihre Schöpfungen ohne höheres Leben, Gelegenheitspoesien, die mit der Veranlassung zugleich vergehen müssen, weil sie nicht über diese hinausgehoben, sondern ihr unterworfen sind.

Nachdem Werder sich wegen des Wunderbaren in seiner Dichtung gerechtfertigt hat, giebt er im weiteren Verlauf seiner Vorrede über sein Verhältnis zu den metrischen Vorschriften Opitzens Rechenschaft. Opitz sagt (Poeterey F 3a), daß kurz und lange e nicht mit einander reimen könne. Dagegen bemerkt Werder, daß er alle e und ö ohne Unterschied gereimt habe. Denn wenn man in den e einen so genauen Unterschied machen wolle, so müsse man denselben auch bei a und o beobachten, und dies sei noch von Niemand geschehen. Noch viel weniger könnten dann i und ü auf einander reimen, „da doch Herr *Martinus Opitius* der Fürst aller Teutschen Poeten (der auch für allen denen, so sich jemahls in hoch Teutscher *Poesie* etwas aufzusetzen bemühet haben, den Lorberkrantz mit seinem vnsterblichen ruhm billich verdienet hat), sich selber vielfach des i vnd ü, bißweilen auch des e vnd ö, zur schliessung der Reymen ohn Vnterschiedt gebrauchet.“¹

Die Auslassung des e am Ende des Wortes vor Vokalen, von Opitz (Poeterey F 3a) ebenfalls angeordnet, hält Werder für geboten, und zwar aus dem Grunde, weil man an fürstlichen Höfen, wo man sich vor allem befleißige, herrlich und gut deutsch zu reden, das e am Ende des Wortes, „als lang vnd schaal lautendt,“ vielfach auszulassen pflege. „Ja also, daß diejenigen, so das e hinden im Wort mit außsprechen, drüber außgelacht werden, vnnd solte es dem Vber-setzer gegenwärtiger *Poësie* wol selbstn mehr als einmal widerfahren seyn.“

Ferner verteidigt Werder die Freiheit, daß sich bei ihm öfters die Reimsilben vollkommen gleichen (gegen Opitz Poet. G 1a) und führt wie Opitz (Poet. G 1b) das Beispiel der Franzosen an. Er fügt recht naiv hinzu: „die dann in dieser Alexandrinischen art Reimen am meisten geschrieben, in jhrer Sprach auch so vollkommene Poeten vnd Meister seyn, gleich wie *Virgilius* vnnd *Ouidius* in der Lateinischen, oder *Homerus* in der Griechischen gehalten werden mögen.“

Richtiges poetisches Gefühl zeigt Werder darin, daß er die Nach-

¹ OPITZ reimt z. B. Poeten — nöthen (Opera 1690, II, 242), Sinnen — können (II, 238), und ähnliches sehr oft.

setzung der Epitheta (von ihm geschickt verdeutscht: „Ein Wort so nur ein zufellig ding andeutet“) nicht, wie Opitz (Poet. E 2b) unbedingt verwirft, sondern meint, daß die Nachsetzung sogar bisweilen besser und poetischer laute. Er beruft sich darauf, daß sie in allen übrigen Sprachen üblich sei. „Darümb wir auch nicht absehen können, warumb man es mit vnserer Sprache, die ohne das nicht so subtil, auch weniger noch zur zeit als andere zahrte Sprachen außgearbeitet ist, so gar genaw eben nehmen wolte.“

Werder fürchtet, trotz seiner Rechtfertigung, daß die Verstöße gegen die Gesetzgebung Opitzens „einen oder andere ergern oder eckeln“ könnten, ein Beweis, wie die Dichter durch das Buch von der deutschen Poeterey in sprachlicher und metrischer Hinsicht benengt wurden. Er entschuldigt sich damit, daß das Werk seine Erstlingsarbeit sei, und betont außerdem „die sehr schwehre dreyfache vnnnd darzu geschrenckte durchs gantze Werck außgeführte Arth.“

Dann giebt Werder zu, daß auch ihm bedünke, die Verse lauteten, wenn man sich jene Freiheiten nicht nähme, fast immer fließender und ungezwungener, und könnten von spitzfindigen Grüblern weniger getadelt werden. Deshalb wolle er seine „Herrlichkeit Christi“, welche er jetzt zu schreiben beginne, von Verstößen freier halten. Er führt zum Beweise den Anfang der neuen Dichtung an.

Dies ist der Gedankengang der Vorrede. Als Motto für sein Werk wählte Werder die Stelle aus Marc. Aurel. Horolog. Princ. III, 5: „*Roma genitrix nostra non tantum beneficia, quibus affecta esset, insignia, sed verba etiam, siue dicta siue scripta essent, egregia remunerari gloriosum sibi semper duxit.*“

Die Form Tasso's ist in der Übersetzung insofern beibehalten, daß die Reime nach Art der Stanze angeordnet sind. Als Vers ist der Alexandriner gewählt, und zwar reimt Zeile 1, 3, 5, 7, 8 männlich, 2, 4, 6 weiblich, so daß die erste Strophe lautet:

Von Wehr vnd Waffen ich vnd von dem Hauptmann sing,
Der Christi werthes Grab gar ritterlich erstritte,
Mit Hand vnd mit Verstand verrichtet er viel ding,
In dem berühmten Sieg er mächtig viel erlitte,
Die Hell, zu dempffen jhn, vmbsonst sich vnterfing,
Die Heydenschaftt umbsonst auff ihn zusammen ritte,
Dann seine Helden er, durchs Himmels Gunst vnd Macht,
Bey alle CreutzPanier zusammen wider bracht.

Diese Strophenform ist durch das ganze Werk mit der größten Genauigkeit beibehalten. Nicht ein einziger Vers findet sich, der eine größere oder kleinere Silbenzahl hätte, nirgends ist gegen die Cäsur gefehlt, und das Schwierige dieser Regelmäßigkeit ist ohne allzu

sichtbare Mühe überwunden. Allerdings befolgte Werder äußerlich noch die Versregeln Hübners, und hielt Verse wie:

„Der Diebstahl deckte zu auch die nächtliche Frist,
Die der Liebhaber all vnd Diebe Freundin ist“ (VI, 89, 7 f.)

für erlaubt; aber ein strengeres Formgefühl veranlaßte ihn, fast überall den Zusammenfall von Arsis und betonter Silbe zu beobachten, so daß oft ganze Seiten mit ebenso wenig Anstoß wie opitzsche Verse sich lesen lassen. Besondere Schwierigkeiten für die Betonung bereiteten die zusammengesetzten Wörter und der Artikel. Daher finden wir: aufstéhen (VI, 69, 6), wie ein Nachtbúlerín (VI, 72, 4), würd auffgéhen (XII, 7, 6). Ich tréwlich leisten wíll híerínnen jhm Beystánd (XII, 10, 3), vmbráchte (XII, 68, 4), anlángten (XIII, 11, 1), ihr Bürger déß Abgrúnds (XIII, 7, 7), an Wésen vnd Schönheít (XVIII, 30, 5), dem géb ich gántz Beyfáll (XVIII, 56, 5) von dá wegk géhen (XIX, 75, 2).

Die Beispiele für diese unrichtigen Betonungen sind nicht sehr zahlreich und das Geschick des Dichters in der Versbehandlung ist trotz dieser Verstöße anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß Niemand vor ihm in deutschen Versen sich solche Fesseln auferlegt hatte, und daß er dreisilbige und viersilbige Wörter nur sehr schwer verwenden konnte.

Noch bedeutender zeigt sich die Sprachgewandtheit Werders in der Bildung des Reimes. Oft erscheint derselbe freilich mühsam, man bemerkt den Zwang, welchen dem Dichter der dreimalige Gleichklang und der strenge Wechsel männlicher und weiblicher Verse bereitet; aber wie arm war damals die Sprache an poetischen Bildern, wie steif die Flexion, wie gering der Wortschatz! Dazu bewegte sich Werder auf einem Gebiete, auf dem er keinem Muster folgen konnte; denn er war der erste, der die *Ottave rime* nachzubilden suchte.

Wie schwierig der Versuch war, zeigt der Umstand, daß bis auf Gries (1800) kein Übersetzer des „erlöseten Jerusalem“ die Stanze beizubehalten wagte, und daß selbst Gries, trotz der unendlich reicheren Sprachmittel, die ihm zur Verfügung standen und trotzdem sein Vers weit freier gebaut ist, als der Werders, doch die Schwierigkeit der Strophe oft nur mit Mühe überwand.

Von den Freiheiten, die Werder in der Vorrede aufzählt, hat er häufig Gebrauch gemacht. Er reimt Gefahren — bewahren — fahren (II, 84) Felde — Gemähle — Felde (III, 37), eingenommen — kommen — vernommen (XIV, 5); sogar (mit drei gleichen Endungen): nehmen — vernehmen — Fürnehmen (IV, 78), verstund — zustund — Stund (VI, 64), fellet — Feld — verfellet (XIII, 55), fahren

— Gefahren — wiederfahren (XVI, 62), sehen — ansehen — sehen (XVII, 56), aufferstunde — Stunde — vnterstunde (XX, 108). Noch fehlerhafter erscheinen Reime, die ohne Beachtung des Umlautes gebildet sind, wie wohnen — krönen — wohnen (II, 14), schon — schön — Thon (III, 1), Kampf — dämpf — Dampf (IX, 50), Grass — Trinkgefäß — das (X, 64), Brand — Beystand — Händ (XII, 10), Sonn — Schön (XII, 92), zu — Müh — Ruh (XVII, 16), begrüßt — tust — Brust (XVIII, 15), Vermögen — Bogen — gezogen (XIX, 12), früh — zu — Ruh (XX, 4). Diese Reime sind nach der vor-opitzschen Anschauung nicht falsch, ja bei Opitz selbst steht z. B. Grundt — kündt, Bronnen — können¹ u. v. ähnl.

Merkwürdig selten treffen einfache und doppelte Konsonanten zusammen: preisen — befleissen — heissen (XI, 3), ebenso selten lange und kurze Vokale: Herr — sehr — her (VII, 70).

Die willkürlichen Zusammenziehungen der Worte, welche sich bei allen früheren Dichtern finden, hat Werder fast durchaus vermieden, nur das e ist bei ihm noch nach der alten Weise oft ausgestoßen oder hinzugesetzt, besonders in den Participial- und Präteritumformen des Verbums: gericht = gerichtet (XI, 33, 3), verschuld = verschuldet (XVI, 53, 3), send = sandte (XIX, 42, 5), tödt = tödtete (XIX, 42, 6), erstritte — erlitte — ritte (I, 1), durchstache — sprache — gebrache (II, 88), verstunde (VII, 57), verbunde — empfunde — auffstunde (X, 14), wahre = erat (XI, 13, 3).

Ferner ist das e ausgelassen und hinzugefügt beim Pronomen und Artikel: sehr häufig eim statt einem, ewr = euer, denn = denen, ihn = ihnen, ihme = ihm.

In der sonstigen Wortbildung ist das e nur selten nach früherer Art behandelt: Gfangner (XIX, 44, 8), Glübdte (XX, 101, 5); Glück = Glück (VII, 69, 8), Ordnung (VIII, 55, 8), Geliedt st. Glied (IX, 54, 5), errensthafft (XVII, 11, 1), Nächtelich (XVII, 85, 4), Zorren (XIX, 15, 1), daselbest (XIX, 40, 1).

Trotz der aufgezählten Unregelmäßigkeiten kann der Vers des „erlöseten Jerusalem“ doch auch vom modernen Standpunkte aus als vorzüglich bezeichnet werden. Denn was können in einer Dichtung von 1914 Strophen (15312 Versen) diese wenigen Verstöße gegen die Regel bedeuten? Aber woher stammte diese Regel? Nicht aus Opitzens Poetik, die, wie nicht oft genug betont werden kann, erst nach der Vollendung der Übersetzung erschien. Auch nicht aus dem Aristarchus, da derselbe erstens noch gar keine wirkliche Verslehre

¹ Teutsche Poemata, Straßb. 1624, S. 4. u. 15.

enthielt und zweitens selbst die wenigen positiven Vorschriften von Werder nicht beachtet wurden.¹

Werders Metrik beruht ausschließlich auf den Prinzipien Hübners, die von ihm mit größerer Strenge durchgeführt sind. Und der Umstand, daß die Übersetzung Werders auch nach Opitzens Vorschriften regelrecht ist, beweist aufs klarste, daß das Buch von der deutschen Poeterey nur das theoretisch festgesetzt hat, was in einem umfangreichen Werke schon früher praktisch durchgeführt war.

Die sprachliche Form der Dichtung ist rein hochdeutsch. Ganz vereinzelt findet sich an Stelle der *media* die *tenuis*: Teutschen (I, 41, 5), Tham st. Damm (III, 42, 7), Tufft st. Duft (VIII, 26, 8), Klocken st. Glocken (VII, 42, 2), Thonaw st. Donau (XIV, 38, 3),² und umgekehrt die Formen Daffrigkeit (I, 58, 3), blerren st. plerren (XIV, 73, 2), Dantz (XVIII, 28, 1). Ungewöhnliche Worte sind hie und da verwendet: wiswispeln (IV, 5, 4), bisbelt (IV, 78, 3), schmuntzeln (V, 12, 5), Luder = Lockspeise (V, 62, 3, Grimm, D. Wörterbuch VI, 1232, 3), herunterboossen = herunterstoßen (Grimm, II, 265, 3), trackt = zieht (XI, 41, 8), beiten = beißen (XI, 30, 6), Tutte = Brust (XII, 31, 3), greinen = weinen (XII, 101, 4), Flerr Augen (*occhi biechi*) = schielende Augen (XIII, 28, 3), (Grimm, III, 1770), ballert = donnert (XIII, 74, 5). Schrittschuhe (*lunghe strisci*, Sander, D. Wörterb. III, 1019, 1), zawte sich = sputete sich (XVI, 35, 1, Sander III, 1707), die Waat = Netz (XVII, 23, 3), bekleiben = bekleben (XVIII, 70, 6, Grimm II, 1421), Kruncken = Stöhnen (XX, 51, 8, Grimm V, 2470 f.).

Den Gebrauch der Fremdwörter vermeidet Werder gemäß den Bestrebungen der Fruchtbringenden Gesellschaft sorgsam. Wenn er trotzdem eine Anzahl undeutscher Ausdrücke anwendet, so beweist dies einmal, daß der Purismus der Fruchtbringenden Gesellschaft sich in maßvollen Grenzen hielt, andererseits, daß die deutsche Sprache für jene Begriffe noch nicht den entsprechenden Ausdruck gefunden hatte. Dabei ist es lehrreich zu beobachten, wie die Fremdwörter in der zweiten Auflage des „erlöseten Jerusalem“ (1651) bis auf ganz wenige beseitigt oder durch deutsche Wörter ersetzt sind. In A und

¹ z. B. folgende (Teutsche Poemata Straßb. 1624, S. 115): *Monendum et hoc: E, vocalem, in fine dictionis positam, sequente alterâ vocali proximi verbi initio: in quibuscunque versibus semper elidi. Quia verò mos hic novus est Germanis et inusitatus, ne litera (E) tam crebro absorbenda, difficultatem rudioribus afferat, non incommodè eximi potest, et ejus loco tale signum' apponi. Quod et Schwabius docet ac observat.*

² Die Form Thonau auch bei Opitz in Heinsius' Lobgesang Jesu Christi. Vers 361.

B finden sich: Casteel (B Castell) XIII, 27, 6; Chor XI, 5, 3; halbirte XVI, 66, 5; Harmoney VII, 122, 8; Küraß XI, 18, 4; Metall IX, 21, 1; Monarchie XVII, 8, 3; Printz XIII, 32, 1; probieren XIII, 15, 2; Prouintzen (B Provintzen) XVII, 17, 5; Rappier XII, 76, 1; Revier (B Refier) XIX, 30, 1; Triumph XII, 59, 2; Zirckel (B Circkel) XIII, 6, 1; durch entsprechende deutsche Worte ersetzt sind folgende: Aventurierer — Abendtheurer III, 37, 1; Barbierer — Feldscherer XI, 66, 6; braviren — erschrecken VII, 73, 4; Creatur — Geschöpf XII, 93, 4; Dame — Jungfräwlein, oft z. B. VI, 58, 5; der Eremit — der fromme Mann XI, 3, 1; Exempel — Fürbild IX, 28, 1; Fantasey — Traurigkeit VI, 63, 4; Fundament — Grund XVIII, 43, 4; Habit — Kleid XVI, 74, 3; Instrumenten — Wercke III, 71, 5; Instrument — Zeug XI, 1, 3; Losament — Gemach XIX, 119, 3; Nerff — Sehne III, 37, 2; Pancket — Gasterey XIII, 4, 8; Person — Leib VI, 5, 1; Pomp (ital. *pompa*) — Reyhe X, 26, 6; Present — Geschenk VI, 76, 8; Printz — Fürst VI, 68, 1; Spectakel — Pulterwerck XIII, 47, 7; Spectakel — Schawspiel VIII, 68, 5; Speluncken — Höhlen XI, 34, 7; Triumph — Siegespracht V, 79, 2; Tribut — Zollzinß III, 38, 6; die Truppe — der Schwader X, 58, 2; Tumult — Gewirr VIII, 79, 2. An einigen Stellen ist ein Fremdwort durch ein gebräuchlicheres ersetzt: fundirt — regiert XVII, 5, 1; Statur — Figur XVII, 21, 8. Folgende Fremdwörter sind in B durch andere Wendung des Ausdrucks beseitigt: Accent XVII, 24, 7; Canal XVIII, 20, 6; Conterfeit XVIII, 45, 8; erlustiren XV, 63, 4; Exempel XIII, 69, 1; Figur XII, 94, 7; figuriren XVI, 69, 4; formiren XV, 42, 6; Küraß VI, 48, 4; Losier XI, 14, 2; losiren VIII, 30, 6; Postur XX, 127, 6; Pyramide XV, 34, 3; Ranzon XIX, 21, 3; Reuerentz XVII, 42, 6; scharmutzieren XX, 4, 4; Triumph IX, 64, 8; Visier VII, 104, 3.

Die fremden Namen sind in A fast durchgängig, in B selten mit lateinischen Endungen versehen: den Alpibus — den Alpen (I, 63, 4), Clorindæ — Clorinden (II, 43, 1) und vieles ähnliche. Die Flexion des Nomens weist sonst keine charakteristischen Eigentümlichkeiten auf; Formen, wie „seins Brudern“ (IX, 32, 1), finden sich bei den meisten Schriftstellern der Zeit.

Die Fehler gegen das Geschlecht und die Abwandlung des Hauptwortes, welche Werder von Buchner zum Vorwurf gemacht wurden (s. S. 80), sind nicht auf Unkenntnis der Formenlehre, sondern auf die bereits erwähnten Zusammenziehungen und die Verwendung des e zurückzuführen.

Die Verbalformen werden durch die Ausstoßung des e verändert,

außerdem ist bemerkenswert, wie Werder andere Vokale verändert. Er setzt 1. *a* für kurz und lang *e*: dackt (IX, 27, 8), verdackt (IX, 26, 8), zudackt (VIII, 18, 7), kart = kehrte (V, 1, 5); marckt = merkt (XII, 50, 5); stackt = steckt (IX, 27, 7); stalt = stellte (V, 44, 3); einstalten = einstellten (XVII, 19, 6); 2. *u* für *a*: drung = drang (XIII, 8, 7); erklung = erklang (XI, 10, 8); verbund = verband (X, 14, 2); 3. *eu* für *i*: scheust — fleust — verschleust (VII, 45). Die Ursache dieser Veränderungen ist nicht der Reim. Offenbar wollte der Dichter dadurch seiner Sprache eine größere Fülle verleihen. Andere Formen sind aus Reimnot geändert: eingeteicht = eingetaucht (V, 31, 1 in B); sie entweich = sie entweicht (VI, 59, 1); sprach = spricht (IV, 77, 3); gewist = gewußt (II, 28, 3). Man sieht, wie gering die Autorität der Sprachregeln damals noch war, da derartige Wortverstümmelungen selbst bei einem die Form so fein empfindenden Dichter vorkommen konnten.

Opitz (Poet. E 1^a) hat es durchgesetzt, daß dieser Mißbrauch binnen kurzem aus der höheren Dichtung verschwand, und hier war seine gesetzgeberische Strenge unbedingt nötig.

Weniger wird man es billigen können, daß er die Nachsetzung der Apposition ausnahmslos verwarf. Werder hat dieselbe nicht für unbedingt falsch gehalten und hat von ihr ausgedehnten Gebrauch gemacht. Er schreibt: Griesche Flüsse kalt (I, 60, 3); auff diesen Thurren gross (VI, 62, 5); die schöne Keuschheit dein (VI, 71, 5); der Engel rein (VII, 79, 5); dieß Vnheil allgemein (VIII, 81, 1); die Löwin frech (IX, 29, 1).

Das Hilfszeitwort „thun“ findet sich in der ersten Auflage des „erlöseten Jerusalem“ sehr oft, ist aber in B beseitigt; nur II, 90, 5 blieb es des Reimes halber stehen, und X, 69, 6 trat es in B an Stelle des noch weniger sprachrichtigen „wolt“. Auch Opitz hat das Hilfszeitwort „thun“ nicht ganz vermeiden können; es findet sich bei ihm acht mal.¹

Die Anwendung dieses „thun“ erfolgt in zwei Fällen: erstens, wenn der Reim die Infinitivform des Verbums verlangt, zweitens, wenn die Länge des Verses den Dichter zu Einschiebungen zwingt. Auf die letzte Ursache ist auch die Anwendung von Füllwörtern, wie „nichtes nicht, mächtig, gantz kein“ und Verdoppelungen, wie O Sol O Soliman (X, 8, 1); daß ich nur Rach Rache haben will (in B (XVII, 46, 8); Ein kurtz kurtz während Bild (in B XVI, 69, 2), zurückzuführen.

¹ TSCHERNING, Unvorgreiffliches Bedencken über etliche mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprach-Kunst. Lübeck 1659. S. 95.

Um zu bestimmen, ob Werder genau seinem Original gefolgt ist, muß festgestellt werden, nach welcher Ausgabe der *Gerusalemme liberata* er übersetzt hat. Die *Gerusalemme conquistata* hat er nicht benutzt, keine der zahlreichen Abweichungen derselben findet bei ihm Berücksichtigung. Es scheint, daß er eine der drei Ausgaben, welche der Quarto des Viotto, Parma 1581, vorausgehen, benutzte; denn Str. VII, 100, welche sich in allen folgenden Drucken findet, hat er ausgelassen. Da Werder aber die Argumente des Orazio Ariosto übersetzt hat, welche nur in zweien dieser drei Drucke enthalten sind (Casalmaggiore, appresso Ant. Canocci et Erasmo Viotti 1581, 4^o und Parma, Erasmo Viotti 1581, 12^o), so kann der dritte nicht in Betracht kommen, wohl aber der Nachdruck der Ausgabe von Casalmaggiore, erschienen Lione, Pietro Roussin 1581, 16^o. Auch die Ausgabe von Viotti 1581, 12^o (veranstaltet von Bonná) wird Werder schwerlich als Vorlage gedient haben, da er Tassos Allegoria, welche sich in diesem Druck findet, nicht fortgelassen hätte. Es bleiben also nur als mutmaßliche Vorlagen die Ausgaben von Casalmaggiore und deren Lyoneser Nachdruck. Durch folgende Umstände wird es sehr wahrscheinlich, daß Werder diesen Nachdruck benutzt hat: XVI, 20, 3 u. 4 heißt es bei Tasso: „..... e quel fra le mani a lui sospese, Ai misteri di Amor ministro eletto.“ Werder übersetzt: „Den gab sie in die Hand dem Held, vnd so vertratt Der Diener von der Lieb eins rechten Dieners Stelle.“ Es geht aus dieser Übersetzung unzweifelhaft hervor, daß in Werders Vorlage statt „misteri“ „ministri“ verdruckt war; ein Fehler, der sich sehr leicht erklärt, aber in keiner der rechtmäßigen Ausgaben zu finden ist. Ebenso besitzen die letzteren sämtlich die Strophen XI, 8 und 9, welche bei Werder fehlen, und die sicher auch in seinem Original nicht standen, da er sie sonst, schon um ihres religiösen Inhalts willen, nicht übergangen hätte.

Wir dürfen also wohl mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß Werder nach dem Drucke des Pietro Roussin, Lione 1581, 16^o, übersetzte, wenn auch die Gründe für unsere Behauptung nur negativer Art sind, da von jenen, bekanntlich höchst seltenen, frühesten Drucken keiner vorlag, und die kritischen Ausgaben der *Gerusalemme liberata* die Nachdrucke nicht berücksichtigen. Es ist unmöglich, ohne Vergleichung der Vorlage zu bestimmen, wie weit die Treue der Übersetzung geht. Wenn Werder XV, 15, 1 *Raffia* mit „der Reussen Land“, IX, 90, 3 *Corcutte* mit „Karcut“, I, 54, 5 *Ruggier di Balnavilla* mit „Ruggier sampt Balnauill“ und ähnlich XVII, 74, 1 „*Enrico e Berengario*“ mit „Henrich von Berengar“ übersetzt, so läßt sich nicht entscheiden, ob ihm diese Versehen zuzuschreiben sind. In

anderen Fällen hat Werder vielleicht aus sachlicher Unkenntnis Eigennamen falsch wiedergegeben: V, 48, 1 *Cilicia* — „Sicilien“ (in B richtig „Cilicien“), VIII, 69, 4 *a Tile* — „bis an den Thile“ (wahrscheinlich hatte Werder von der ultima Thule nie etwas gehört), XVII, 5, 6 *Siene* — „Sirenen“, XVII, 69, 7 *Aquilea* (= Aquileja) — „Adler“; XVII, 70, 5 ist die Stadt Altinum ein Mann:

Cedeva ai fati, e non agli Unni Altino

Dem Glück, den Vnnen nicht, etwiche der Altin.

Diese nicht eben zahlreichen Unrichtigkeiten beweisen nichts gegen die Kenntnis der italienischen Sprache, welche Werder besaß; sie zeigen nur, daß sein sachliches Wissen einigermaßen lückenhaft war. Sonst finden sich in dem ganzen Werke keine Fehler, die auf mangelhafte Sprachkenntnis deuteten: denn nur aus Versehen (wie andere Stellen beweisen) ist III, 61, 3 *vermiglia la sopravesta* mit „grünen Kleid“, XII, 69, 2 *virole* mit „Nelken“, IV, 75, 1 *guance* mit „Lippen“, IX, 62, 8 *gran madre* mit „Meer“ wiedergegeben, XII, 4, 1 *me'* durch „minder“ übersetzt, XI, 28, 5 und XIII, 48, 7 *nè* und *ne* verwechselt, die Werder sonst stets deutlich unterscheidet. Einzelne dieser Fehler sind vielleicht auch auf die Vorlage zurückzuführen.

Im Allgemeinen folgt Werder seinem Originale mit größter Treue und völligem Verständnis. Er hat alle Hindernisse, die ihm die Sprache, das Versmaß, der Stoff bereiteten, überwunden, und wenn auch der zarte Schimmer der italienischen Grazie Tassos zum größten Teil in der Übersetzung verloren gegangen ist, so ist dieselbe doch nicht unpoetisch im Ausdruck und weiß Töne für die lieblichen Partien ebenso wie für die heroischen zu finden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Werders Übersetzung ein Werk war, welches den Anforderungen, die jene Zeit an dichterische Leistungen stellte, völlig Genüge that, und das Urteil Opitzens, welches oben (S. 61) mitgeteilt wurde, bestätigt dies; denn der poetische Diktator spricht hier seine uneingeschränkte Anerkennung aus. Ob die Worte Opitzens ebenso warm gemeint sind, als sie klingen, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden; schwerlich würde der weltkluge Mann seinen wichtigen Gönner selbst durch berechtigte Ausstellungen haben beleidigen mögen.

Weniger günstig ist die Beurteilung, welche Buchner der Übersetzung zu Teil werden ließ.¹ Er sagt zwar, daß die Dichtung den Epen der Griechen und Römer ebenbürtig sei, daß ihm die Übersetzung weit schwieriger und trotzdem besser als Hübners Bargas

¹ BUCHNER an OPITZ 17. Juni 1626.

erscheine; aber es fänden sich zahlreiche sprachliche und metrische Verstöße, was Werder selbst (in der Vorrede) zugäbe: „*Quoties enim articulum neutrius nominibus fœmininis addidit? quoties singulari numero loco pluralis, recto casu pro obliquis usus? Atque ad istam faciem plura alia sibi indulget, in id tantum, ut versus possit constare. Quæ si licita nobis, et permissa arbitratur, næ soli omnium Germani sumus, quibus impune solæcismos liceat facere: Quod tamen negat et ad ravim usque pernegat Priscianus, vir ornatissimus, cujus ego judicio in talibus certe plurimum soleo deferre. In terminationibus versuum Gallorum rationem secutus videtur potius, quam tua præcepta, quæ profecto extra omnem controversiæ aleam posita sunt. Sed et in ipsa dictione aliquando minus placet, ut cum vel obsoletis et inusitatis vocabulis, vel sordidis et vulgo tantum tritis utitur. Verum hæc non nisi illis nota sunt, quos Musæ intra velum docuerunt. Quicquid tamen sit, multum profecto amo et æstimo virum illum ob hanc navatam nobis operam et plura fortassis emendaberit, si iterare editionem contigerit.*“

Die Ausstellungen Buchners sind allerdings, wie bereits nachgewiesen wurde, nicht ohne Berechtigung; aber dennoch erscheint sein Urteil als ein absichtlich hartes. Er wollte sich Opitz dadurch gefällig zeigen, daß er den poetischen Nebenbuhler so tief als möglich herabsetzte. Andere direkte Urteile der Zeitgenossen über Werders Erstlingswerk liegen uns nicht vor; doch läßt sich aus der Anerkennung, welche dasselbe über ein halbes Jahrhundert genoß, schließen, daß die Menge der Gebildeten sich die Freude an dem Werke nicht durch die von Buchner getadelten Mängel verkümmern ließ. Ein weiteres Zeugnis für die günstige Aufnahme des „erlöseten Jerusalem“ ist die Huld, mit welcher der Kaiser das Werk und den Dichter aufnahm.¹

Vor allem beweist aber den dauernden Erfolg der Umstand, daß der Dichter fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes eine neue Bearbeitung desselben herausgab. Wann er dieselbe ausgeführt hat, läßt sich nicht feststellen; denn ein Brief an Fürst Ludwig, in welchem Werder von der Durchsicht des „erlöseten Jerusalem“ spricht, trägt keine Jahreszahl.² Werder schreibt: „Wan dis vnordentliche wesen noch lange währet, so gerahte ich nicht allein gantz aus der geselschafter sachen, sondern vergesse gar meines in derselben fürenden namens, dahero ich auch an dem Erlöseten Jerusalem nichts

¹ S. Kap. III, S. 31.

² KRAUSE, Ertzschein, S. 170. KRAUSE setzt das Schreiben in das Jahr 1642, weil darin der zweite Teil der Gesprächsspiele Harsdörffers (erschienen 1641) erwähnt wird.

gearbeitet, wiewohl es binnen zwei tagen fertig sein könnte, mich auch nicht bemühet nachzufragen, ob man es itzo im Leiptziger Markt, zum wiederauflegen, begehrt.“

Im Jahre 1651 erschien „Gottfried / Oder / Erlösetes Jerusalem. / Deutsch. / Verbessert. / Zum zweyten mahl gedruckt.“ / Die Kupfer waren dieselben, wie in der ersten Ausgabe, nur das Bildnis Ferdinands III. war hinzugekommen mit der poetischen Unterschrift:

„Wie dieses bild nicht kan dem Keyser gäntzlich gleichen,
So wünscht das er dem bild, in einem ähnlich werde,
Er müsse so viel Jahr in höchstem Fried' erreichen,
Als dieses ungetilgt wird bleiben auf der erde.“

Werder widmete die zweite Auflage dem regierenden Kaiser in dankbarer Erinnerung daran, daß „weil Ferdinand der Grosse und Zweyte dieses glorwürdigsten Namens vnd Christlichen andenckens, als Ihre Kayserl. Mayestät anfangs seiner verdeutschung jnne worden, selbst mündlich jhn an mich allergnädigst begehret, von meiner vnderthänigsten Hand allergnädigst selbst empfangen, jhn auch zu durchlesen nicht nachgelassen, bis Sie denselben noch bey meiner anwesenheit zu Wien, vnd für meiner allergnädigsten Abfertigung, gantz zum Ende gebracht vnd hernach vnter dero Kayserlichen Kammerbüchern mit einer ansehnlichen Stelle begnädigt hetten.“

Die Widmung ist in einem würdigen, bisweilen leicht scherzenden Tone gehalten. Die Überschrift lautet einfach: „Dem Römischen Kayser,“ die Anrede „Allergnädigster Herr!“ Dieser deutsche Gottfried hoffe, sagt der Dichter, „der allerlöblichste Liebhaber vnd beständigste Schutzherr aller rühmlichen Wercke vnd Wissenschaften“ werde ihm deß vorigen Stelle nicht versagen „in erwegung, er bey diesem zweyten Druck auff's neue wider geboren, guten theils verbessert, den Deutsch Poetischen Regeln ebenmässiger“ geworden sei, zumal da der Kaiser in sonderheit „die genawe außübung vnserer tapffern Mutter Sprache in hohem Kayserlichen Werth hielte, vnter welche er (der Gottfried) sich zwar nicht für das vollkommenste, wol aber, wegen der dreyfachen unterschiedenen, vnd durch vnd durch gleich geschränckten endungen, für das schwereste, vnter allen denen grossen Wercken, so bißher ans Liecht kommen, ohne selbst angemasten Ruhm, zu zehlen, wol erkühnen dürffte.“

Sodann vergleicht sich der Gottfried mit dem Kaiser und weist nach, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen ihnen beiden bestehe, und zum Schlusse empfiehlt sich der Übersetzer der Huld der Kaiserlichen Majestät.

Die Vorrede enthält nur die kurze historische Beschreibung des

Kreuzzuges in etwas veränderter Fassung; die Probe aus dem Gedicht „von der Herrlichkeit Christi“ und die Bemerkungen über Sprache und Prosodie sind fortgefallen, ebenso das Motto, und an ihre Stelle ist eine kurze Notiz: „denen Lesenden“ getreten, in welcher die Schwierigkeiten der Arbeit aufgezählt sind, und die Verstöße gegen die herrschenden Regeln entschuldigt werden, welche sich etwa noch finden sollten.

Werders Hauptbestreben bei Herausgabe der zweiten Auflage war darauf gerichtet, alles zu beseitigen, was nicht dem Wortlaut der Poetik Opitzens entsprach. In Folge dessen zeigt die zweite Bearbeitung eine äußere Glätte, die der ersten fehlt; aber an poetischem Wert steht sie jener bei weitem nach. Allerdings sind die Regeln äußerlich genauer befolgt, die unreinen Reime, die willkürlichen Zusammenziehungen der Wörter, die freiere Stellung der Apposition vermieden; aber an unzähligen Stellen, fast in jeder Strophe, ist der Sinn der Dichtung verändert, oft in einer Weise, daß die Worte Tassos geradezu in das Gegenteil verkehrt sind. Keine einzige Stanze in dem ganzen Werke ist unverändert geblieben, und die meisten weisen wesentliche Verschiedenheiten auf. Die erste Strophe, in welcher Werder die vorige Fassung ziemlich treu beibehielt (vergl. S. 72), lautet:

„Von Waffen sing' ich hier, ich singe von dem Held,
Dem Held, der Christi Grab, das werthe Grab erstritten,
Der mit Verstand vnd Hand viel Sachen fortgestelt,
Der in dem großen Sieg' auch trefflich viel erlitten,
Dem sich die Hell' vmbsonst zu wider auffgeschwelt,
Auff den viel Heyden auch vmbsonst zusammen ritten,
Als er die Fürsten hat, auß Gottes Huld' vnd Macht,
Bey jhr groß Creutz Panier, vereinigt, erst gebracht.“

Die Arsis fällt in B fast überall auf eine betonte Silbe. An zwei Stellen (I, 5, 4 und III, 48, 4) fehlt scheinbar die Cäsur, V, 23, 4, IX, 13, 8 und XI, 23, 7 hat der Vers eine Silbe zu viel, XVIII, 102, 1 eine zu wenig; doch sind diese Unrichtigkeiten sämtlich auf Schreib- oder Druckfehler zurückzuführen und leicht zu verbessern.

Falsche Betonungen sind zum größten Teil beseitigt. Die S. 73 angeführten lauten jetzt: erstehen; wie eine Buhlerin; auff- würde wéhen; Vnd ich, ich halte wol bey ihm getrewlich Standt; nieder machte; langten an; Ihr Abgrundsbürger; an Schön vnd Zierligkeit; dem fall ich gäntzlich bey; von dannen gehen. Dagegen war es trotz aller Sorgfalt dem Dichter nicht möglich, alle Härten auszumerzen,

so daß z. B. in B ebenso wie in A steht: von dér Fürséhung hóch (VII, 80, 2) vérursáchte (IX, 34, 4); als dér Einsíedler (XI, 1, 4); Beystánd (XIII, 10, 3).

Die Beseitigung der falschen Betonungen war für den Dichter nicht sehr schwierig; weit mehr Mühe bereitete ihm die Abänderung der zahlreichen Reime, welche gegen die Regeln Opitzens verstießen. Fast in jeder Stanze fanden sich unreine Reime oder Wiederholungen derselben Silben am Ende des Verses. Hier hatte die Verbesserung der Form oft ein gänzliches Aufgeben des Inhalts zu Folge, und an hunderten von Stellen ist der Gedanke des Dichters dem starren Formgesetz zum Opfer gebracht oder wenigstens anders gewendet.

Es ist nicht zu leugnen, daß Werder in diesen Änderungen oft Gewandtheit an den Tag legt; indessen muß doch hervorgehoben werden, wie deutlich dieser Mangel an Achtung vor dem Original aus dem Hauptfehler der durch Opitz begründeten Richtung entspringt: man wird unpoetisch und geschmacklos, um die äußere Form makellos herzustellen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die zweite Auflage des „erlöseten Jerusalem“ mit allen ihren mühsamen Verbesserungen weit unter der ersten steht, und klar beweist, wie sehr der Dichter von dem richtigen Wege, den er im Anfang seiner poetischen Laufbahn eingeschlagen hatte, abgeirrt war.

Schon in der Vorrede zur ersten Auflage des „erlöseten Jerusalem“ war die Unsicherheit Werders, ob er seiner eigenen künstlerischen Überzeugung folgen oder sich dem Regelzwange Opitzens fügen sollte, hervorgetreten. Nach sechs Jahren bewies er durch eine neue Übersetzung, daß er sich entschieden hatte, und zwar gegen die Vorschriften des poetischen Diktators: es erschien der „rasende Roland“. Es war eine Kühnheit, in jener Zeit der schulmäßigen Dichtung ein Werk in deutscher Sprache herauszugeben, welches so wenig der Forderung, daß die Dichtung nützen solle, entsprach, ein Werk, welches dem anmutigen Scherze und dem heiteren Spiele der Phantasie gewidmet und so völlig von dem Geiste einer andern, längst verschwundenen Zeit erfüllt war. Konnte eine solche Dichtung in den gebildeten Kreisen, welche ganz den Regeln Opitzens unterworfen waren, auf Beifall rechnen? Werder mußte sich sagen, daß ein Buchner und seine Gesinnungsgenossen aus den oberen Ständen nimmermehr dem Werke Beifall zollen würden, falls es Anspruch machte, zu der Gattung der Poesie gerechnet zu werden, welche sie pflegten. Deshalb entschloß sich der Dichter, den

Kreis, dem er seine erste Übersetzung gewidmet hatte, zu verlassen und zu jenen niederen Volksklassen mit seinem Werke hinabzusteigen, deren echtes Gefühl für Poesie nicht durch starren Formenzwang sich einschnüren ließ, und die selbst in dem mißgeleiteten Geschmack am Abenteuerlichen, Grellen, der sie beherrschte, den richtigen Instinkt für das Agens der Poesie, das Phantastische, bewiesen. Der hochgeborene Poet mischte sich unter die Schaar der Dichter, welche aus dem Volke geboren für das Volk sangen, welche in ihm noch immer die Sage von den alten Recken, von Karl dem Großen und seinen Helden lebendig erhielten, als die verstandeskalte Gesinnung der oberen Stände längst verächtlich auf die ungeschlachteten Mären herabsah.

Die Bewunderung, welche der „*Orlando furioso*“ allenthalben genoß, konnte Werder zu seinem Versuche ermutigen. Hatte er nicht schon in seinem Vaterlande über 200 Ausgaben erlebt und war in alle übrigen Hauptsprachen Europas mit Erfolg übertragen worden,¹ warum sollte es da nicht einem geschickten Nachdichter, der das wunderbar farbenprächtige Werk in all seiner Schönheit wiederzugeben suchte, gelingen, auch dem deutschen Volke den Genuß dieser Schöpfung der glücklichsten Kunst zu vermitteln?

Und doch mögen dem Dichter bald mannigfache Bedenken gekommen sein, ob das Volk fähig sei, die Dichtung aufzunehmen; denn die Form Ariosts war eine durchaus künstlerische, sein Gedankenflug stieg bis zu kühner Höhe, seine Bilderwelt war oft fremdartig.

Trotzdem wagte Werder den Versuch der Übersetzung. Im Jahre 1632 erschienen die ersten drei Gesänge im bescheidensten äußeren Gewande, der Titel lautete einfach: „Drey Gesänge vom Rasenden Rolandt“ und der Dichter redete seinen Leser in wenigen scherzenden Worten an:

„GEliebter, beliebter, vnd villeicht auch verliebter Leser, diese drey erstē Gesänge vom rasenden Roland, sind aus ehrlicher und zugelassener kurtzweil, vnd daß diese poetische Geschichte in vnsrer Mutter Sprache bißher so gar frembd vnd vngesehn gewesen, vbergesetzt worden: Vnd weil der *Ariosto* selbst die Sachen mit den Enden der Verse schleust, als hab ich jhme gebunden gleichsam hierin folgen müssen, also daß ich den Schluß in die helffte der Verse, wie schön es auch sonst lautet, bißweilen nicht bringen dörffen. Wird sichs auch befinden, daß sie angenehm seyn, vnnd im Kauff wol abgehen,

¹ GUIDI, Annali delle Edizioni e delle Versioni dell' Orlando Furioso, Bologna 1861, zählt bis zum Jahre 1631 207 italienische Ausgaben, 30 französische, 24 spanische, 2 englische, 1 holländische, 1 lateinische Übersetzung auf.

so sollen von Märckten zu Märckten je zu hand etzliche mehr Gesänge, zu dreyen vnnd vieren, an Tag kommen. Hiermit gehab er sich wol.“

Der erwartete Erfolg, welcher mit den letzten Worten angedeutet wird, scheint nicht ausgeblieben zu sein, da in den nächsten vier Jahren noch drei Abteilungen erschienen, welche die Übersetzung des vierten bis einunddreissigsten Gesanges enthielten.¹ Dann hat der Absatz entweder nicht mehr genügt oder die Lust des Dichters nachgelassen; denn ohne daß der Abschluß am Ende irgendwie angezeigt wäre, hörten die Fortsetzungen auf und es erschien nur noch eine Zusammenstellung des bisher Gedruckten (Gesang eins bis drei in einem Neudruck), mit einem Gesamttitel, der ganz im Stile der gewöhnlichen Volksbücher gehalten war: „Die Historia vom Rasenden Roland, Wie solche von dem hochberühmten Poeten *Ludovico Ariosto* in Welscher Sprache, sampt vielen und schier vnzehlich schönen Geschichten, stattlich beschrieben, In Teutsche Poesi vbergesetzt.“

Später wurde noch einmal versucht, das Werk neu aufzulegen. Harsdörffer schreibt darüber am 1. November 1645 an Fürst Ludwig:² „Ich hoffe Zu des Vielgekörnten Rasenden Roland einen Verleger zu finden, Johann David Zunnern zu Frankfurt, wenn er nur nicht wendig gemacht wird, wie mehrmals geschehen. Berichte hiervon mit nechstem, wann ich von des Vielgekörnten Wiederkunft nachricht erlangen werde: Bitte deswegen förderlichste Antwort.“

Ebenso erwähnt Hille einen Neudruck; doch ist kein solcher erschienen, und das einzige Werk des 17. Jahrhunderts, welches als würdiger Vorläufer der großen Leistungen unserer klassischen Übersetzungsperiode gelten kann, blieb bis auf die neueste Zeit wenig beachtet.

Werders „rasender Roland“ steht unter den epischen Dichtungen, welche von Fischarts Tode bis auf Haller und Hagedorn erschienen, ohne gleichwertigen Genossen da; denn es ist unter den spärlichen Erzeugnissen der epischen Poesie jenes Zeitraumes das einzige, aus welchem uns eine frische Ursprünglichkeit entgegenweht und in welchem noch jetzt ein warmes Leben pulsirt. Allerdings ist es nur eine Übersetzung, aber schon die Wahl des Stoffes muß dem deutschen Dichter jener Zeit als Verdienst angerechnet werden. Und mit

¹ Da Werder den 25. und 26. Gesang in einen zusammenzog, beträgt die Gesamtzahl bei ihm nur dreißig. Dadurch haben sich bisher alle Litterarhistoriker bis auf Erich Schmidt (Charakteristiken, Berlin 1886, S. 51) zu der Angabe verleiten lassen, daß seine Übersetzung nur die ersten dreißig Gesänge Ariosts umfasse.

² KRAUSE, Ertzschrein, S. 347.

kräftiger Beherrschung der dichterischen Form, mit Leichtigkeit und Sicherheit des Ausdrucks hat er in seiner Sprache das fremde Werk wiedergegeben, so daß über dem schwerfälligen Deutsch des siebzehnten Jahrhunderts ein Hauch von der italienischen Grazie des *Cinquecento* zu schweben scheint. Vielleicht rührt diese frische Unmittelbarkeit davon her, daß das Werk nicht in der stillen Muße des Studierzimmers bei ungestörter Arbeit entstand, sondern gleich Ariostos Werk unter steten Gesandtschaftsreisen und Kriegszügen dem freien Augenblicke abgewonnen werden mußte; denn die Übersetzung fällt in die Zeit, in welcher Werder sein schwedisches Regiment führte und in zahlreichen diplomatischen Missionen verwendet wurde.

Der „rasende Roland“ übertrifft bei weitem das „erlösete Jerusalem“, wozu vor allem der Umstand beiträgt, daß der Dichter auf die schwierige Stanzenform verzichtete und an ihre Stelle vier Paar einfach gereimte Alexandriner setzte, in denen weibliche und männliche Reimpaare regelmäßig abwechselten.¹ Die erste Strophe lautet:

Von Frawen, Rittern, Lieb', vnd Waffen wil ich singen,
Wie auch von Höfligkeit vnd vielen tapffern Dingen,
Geschehen zu der Zeit, als mit gar grossem Heer
Die Moren schifften ran, durchs *Africaner* Meer,
Vnd thaten vberall in Franckreich solchen Schaden,
Sie folgten *Agramant* dem König der beladen
Von Zorn noch rächen wolt, auß jungen stoltzem Muth
An Kayser Carlen jetzt Trojani Todt vnd Blut.

Der Vers des „rasenden Roland“ ist meist recht glatt, wenn auch Härten nicht fehlen: „Sie zeigen, indem sie lang, fälsch vnd schnelle stiessen (II, 9, 1); das Pröphetische Liecht (III, 2, 7); als nür durch Vérheissungen; sein schárf schneidéndes Schwérdt (XVIII, 14, 5). An einzelnen Stellen (I, 39, 1; III, 1, 4; XIX, 10, 8; XXV, 89, 6; 129, 3; XXIX, 38, 5; XXX, 36, 8; 52, 2) finden sich Fehler in der Silbenzählung, doch sind dieselben der ungemein flüchtigen Korrektur des Druckes zur Last zu legen. Derselbe ist durch zahlreiche Fehler entstellt, die oft das Verständnis wesentlich erschweren. Besonders tritt der Gebrauch des Majuskel an falscher Stelle sinnstörend hervor, so XI, 25, 1: „Dem Falconet, dem Mann (st. man), den Namen Schlangen giebet, XI, 26, 6: „dass offt ein schlimmer

¹ Es sei daran erinnert, daß WIELAND noch 1794 (Teutscher Merkur, Mai, S. 43) es für unmöglich erklärte, den Ariost in ebenso viel Zeilen und Stanzen mit Reimen, ja selbst ohne Reime zu übersetzen. Vorher war aber schon Gesang 1—8 in einer Übertragung (von Werthes, Bern 1778) mit Beibehaltung der ursprünglichen Form erschienen.

Wirdt (st. wird) für dapffer angenommen.“ Sonstige Versehen, die Unklarheiten hervorrufen, finden sich ebenfalls häufig: Vnterherrs st. Urahnherrs (I, 4, 4); er st. ich (II, 40, 5): „mit“ st. „nit“ (II, 42, 2) „bei dem Fluss“ st. „bei dem Fels“ (II, 48, 1); „lustig“ st. „listig“ (II, 72, 2); „Güter“ st. „Geister“ (III, 20, 5); „Hertzog Brock“ st. „Hertzogrock“ (III, 30, 6); „einen“ st. „keinen“ (III, 68, 8); „Ahern“ st. „Aehren“ (X, 105, 4); „derselben Inseln“ st. „der selgen Inseln“ (XV, 6 [Ar. 7] 2); „einmal“ st. „ein Mahl“ (XIX, 12, 3); „langen“ st. „Lanzen“ (XXII, 47, 6); „Gritzen“ st. „Griphon“ (XXII, 51, 7). Die Behandlung des Reimes ist selten fehlerhaft: nimmt — zukömmt (I, 20, 7 f); Herre — Vnehre (I, 55, 5 f); kümpft (kommt) — berühmt (V, 69, 3 f); rinnen — können (XI, 43, 1 f); Dröwen (Dräuen) — Löwen (XIV, 90, 1 f); danckt — schanckt (schenkte) (XV, 75, 3 f); Thranen — Augenbranen (XVIII, 174, 5 f); beleidigt — vnbeschädigt (XXVI, 22, 1 f). Die italienischen Worte auf — iero und — ieri reimt Werder stets auf ir, z. B. allhier — Pontier (XXIII, 3, 7 f) Ruggier — führ' (VII, 48, 3 f), ferner Befrey — Agnusdey (*agnus dei*) (XXVII, 39, 7 f).

Angenehm fällt im „rasenden Roland“ die Freiheit auf, mit welcher sich Werder einer volkstümlichen Redeweise bedient, offenbar in der Absicht, dadurch einigermaßen den heiteren Ton seines Vorbildes nachzuahmen. Ausrufe, wie „mein!“ (II, 16, 1) ach bey Leib' (V, 45, 7) sind vielfach gebraucht, ebenso niederdeutsche Wörter: „Lampe“ st. „Hase“ (XII, 83, 6): „Köten“ st. „Füsse“ (XV, 20, 6); ferner Ausdrücke der alltäglichen Redeweise: zu Wasser werden (II, 45, 4), pfützennass (VIII, 83, 8), in einem Huy (IX, 16, 2) verschumpfieret (XXII, 49, 1), schlägbäuchen (XXII, 84, 3), Vnd hette sich für Zorn schier selber auffgefressen (XXV, 158, 2), Korb = Ablehnung (XXX, 4, 1) puttelnacktet (XXX, 44, 2). Wie unpoetisch diese Ausdrücke auch erscheinen mögen, sie beweisen doch das redliche Streben des Übersetzers, seiner Vorlage möglichst nahe zu kommen, wenn auch seine Sprache nicht befähigt war, die Vereinigung von Scherz und Grazie nachzuahmen, welche der Dichtung des großen italienischen Epikers ihren unsterblichen Reiz verleiht. Das leichte Spiel der Worte war damals unserer Sprache noch mehr als jetzt versagt, und deshalb konnte Werder nur ganz selten hierin seinem Original zu folgen suchen, wie z. B.:

*Non ti turbar; e se turbar ti dèi,
Turbati che di fè mancato sei.*

So bräste dich nicht drob, vnd wiltu haben brast,
So bräste dich, daß du den Eyd gebrochen hast. (I, 27, 7 f).

Fremdwörter finden sich in etwas größerer Anzahl, als im „erlöseten Jerusalem“, im ganzen ungefähr achtzig, doch sind es meist militärische oder sonstige Fachausdrücke, die sich nicht leicht verdeutschten ließen, zumal sie den Lesern, an welche Werder sich in diesem Werke wandte, sicher weit geläufiger waren, als die deutschen Wendungen, die etwa an ihre Stelle gesetzt werden konnten.

Mit Rücksicht auf diese Leser änderte vermutlich Werder auch viele Stellen, wo Ariosto sich gelehrter Anspielungen bediente, z. B. „*come il savio Augusto e Numa*“ — „als Salomon“ (III, 18, 6); bei der Schilderung der Häßlichkeit der Alcina:

*Che più d' Ecuba e più della Cumea,
Ed avea più d' ogn' altra mai vivuto.*

„Der Athem stanck ihr sehr, ein Bückel auff dem Rücken,
Macht, daß sie sich im gehn vnd stehen mußte bücken.

VII. (VIII, 70 [Ariost 73] 5 f).

Quel crudo Zenocrate — die allerkeuschten Alten (XI, 3, 1);

*Ma poi che 'l sol nell' animal discreto
Che portò Friso, illuminò la sfera —*

Als aber wiederumb, der Sonnen heller Glantz,
Dem Erdenkreiss aufsatzt', den grossen grünen Krantz.

(XI, 77 [Ar. 82], 3 f).

Ein italienisches Sprichwort wird durch ein ähnliches deutsches wiedergegeben: *Ceder della padella nella brage* — als wann in eine Trauffe Man aus dem Regen kömpt (XIII, 29 [Ariost 30] 4); der antike Tanais wird durch das moderne Peru ersetzt:

*E che parebbe a lui Pavia lontana,
Più che non parria a un altro ire alla Tana.*

Drumb würde wol Pavi so ferne dünken ihn,
Als wann nein in Peru ein ander solte ziehn.

(XXVII, [Ar. XXVIII] 9, 7 f).

Man sieht schon aus diesen wenigen Beispielen, daß Werder sich seinem Original gegenüber beim „rasenden Roland“ weit selbständiger verhielt, als beim „erlöseten Jerusalem“. Während er in seinem ersten Werke getreu jede Strophe übertrug, zog er jetzt Schilderungen, die ihm zu lang erschienen, zusammen und beseitigte große Stellen, in denen der Dichter Dinge erzählte, die für den deutschen Leser unwichtig oder moralisch anstössig waren.¹ So blieb z. B. die Aufzählung

¹ Ar. III, 29—32 = W. III, 29—30.

„ III, 33—56 fehlt bei W. (Genealogie der Este).

„Hier mangeln etliche Gesetz an diesem Geschlecht-Register.“

des englischen Kriegsvolkes unübersetzt, „so für den Leser zu langweilig gewesen“ wäre, ein fernerer Beweis dafür, daß Werder gar nicht mehr an jene „Adelichen, Rittermässigen Kavalliere, Kriegshelden vnd Obristen“ dachte, denen er sein erstes Werk „zur Nachfolg, Lust vnd Ergötzlichkeit an den Tag gegeben;“ denn jene Aufzählung hätte ihnen gewiß keine Langeweile bereitet.

Werders Absicht, ein Buch zu schaffen, das im Volke fortleben sollte, mißlang. Der furchtbare Druck des Krieges, welchen vor allem die Niederen zu tragen hatten, ließ keinen Aufblick nach den reinen

- Ar. VII, 61—63 fehlt bei W.
 „ VIII, 49, 5—8 und 50, 1—4 fehlt bei W., weil der Inhalt ihm moralisch anstößig erschien.
 „ IX, 7, 78 fehlt bei W.
 „ X, 52—54, 61—63, 77—89 fehlt bei W. Hinter Str. 70 die Bemerkung: „Allhier mangeln etliche Gesetze, die Rolle des englischen Volcks betreffende, so für den Leser zu langweilig gewesen weren.“
 „ XI, 66 fehlt bei W.; 68 und 69 eine Strophe, 70—71, 75 fehlt.
 „ XII, 71 und 72, 77 fehlt bei W.; 70 und 73 eine Strophe.
 „ XIII, 16, 51, 5—8, 52, 1—4, 55—73 fehlt bei W.
 „ XIV, 2, 3—8, 3—9, 10, 1—2, 11—18, 21, 3—25, 2, 27, 37, 46 und 47, 109 fehlt bei W.
 130—134 = 106—108.
 „ XV, 2, 12, 16, 17, 20, 21, 5—8, 22, 1—6, 23—36, 91, 93 fehlt bei W.
 „ XVI, 23, 25, 30—39, 41, 42, 47, 5—8, 48, 1—4, 50, 52, 66—69 fehlt bei W., 27—29 = 26—27.
 „ XVII, 2—4, 11, 14—15, 31, 59, 64, 5—8, 65, 1—3, 76—79, 89, 1—4 fehlt bei W., 89, 5—8 und 90, 1—8 = 76; 96 und 97 = 82.
 „ XVIII, 11, 13—15, 21, 50, 65, 74, 84, 125 fehlt bei W., 24—25 = 19, 27—28 = 21.
 „ XIX, 44—49, 51—53, 62—64, 93 fehlt bei W.
 „ XX, 55, 81, 84, 89 fehlt bei W.
 „ XXI, 29 — 31 = 29 und 30; 34 und 35 = 33.
 „ XXII, 9, 66, fehlt bei W., 70 und 71 = 58.
 „ XXIII, 113 ausgelassen.
 „ XXIV, 33 fehlt, 46 und 47 = 45, 65—70 fehlt, 80—82 = 72 und 73.
 „ XXV, 13, 1—4 und 15, 5—8 = 13.
 13, 5—15, 4 ausgelassen.
 32, 41 und 65—70 fehlt mit der Bemerkung: „Allhier seyn etliche (sic!) Gesetze aus ehrlichen Vrsachen ausgelassen worden.“ Sodann giebt 70—71 den Hauptinhalt von Ar. 75—96.
 Die Schlußwendung des 26. Gesanges fehlt. Es folgt bei W. die Anmerkung: Hier gehet nach dem Welschen Exemplar der 26. Gesang an.“ Dann folgt Strophe XXV, 73, bei Ar. XXVI, 4. XXV, 78 giebt kurz den Inhalt von XXVI, 10—22.
 „ XXVI, 24, 31—53, 56, 62, 111, 112 ausgelassen.
 „ XXVI, 26 und 27 = W. XXV, 81; 28 und 29 = W. XXV, 82.

Höhen der Poesie zu; auch war die Phantasie des Volkes nicht mehr kräftig genug, um eine fremde Sage, wie einst die von Parcival und Tristan, aufzunehmen und sich dauernd anzueignen. Wäre der „rasende Roland“ in einer weniger schweren Zeit hervorgetreten, so würde er vielleicht eine Stellung erhalten haben, ähnlich derjenigen, welche Wieland später dem Hüon von Bordeaux eroberte; denn Werders Werk besaß dieselben Vorzüge wie jenes, Anmut der Sprache, gefällige Form und Reichtum der Erfindung.

Das dritte und letzte Werk der italienischen Litteratur, welches Werder in seine Sprache übertrug, war ein Roman des Venetianers Giov. Franc. Loredano,¹ betitelt „*La Dianea*“, eine unglaublich verwirrte Erzählung von historischen Begebenheiten und persönlichen Erlebnissen des Verfassers, die durch anagrammatische Verdrehung der Namen in das Gebiet der Poesie hinübergeführt werden sollten. Auf den ersten Blick erkennt man, daß die „*Argenis*“ des Barclay die Vorlage war, welche Loredano mit möglichster Genauigkeit nachbildete, oft in wörtlicher Anlehnung. So lauten die ersten Worte

Ar. XXVII, 10 und 11 = W. XXVI, 10.

„ XXVII, 12, 21, 22, 26, 27, 31—33, 47, 52, 79, 87, 88, 90, 97, 101, 126—129, 132 ausgelassen.

„ XXVIII, 24, 5—8; 26, 5—8 und 27 = W. 26; 51, 54, 57—70 ausgelassen; mit der Bemerkung: „Allhier seyn mit Fleiß eines Theils Gesetze vberhüpfft worden.“ Werders Zählung beginnt merkwürdigerweise wieder bei Strophe 60 (statt 71); 80, 81 ausgelassen.

„ XXIX, 21, 22, 27—29, 37, 65 ausgelassen.

„ XXX, 25; 26, 27, 1—4, 28, 29, 30, 1—6, 50 ausgelassen, 54—56 = 49 und 50; 80 ausgelassen.

„ XXXI, 37 und 38 = W. XXX, 37; XXXI, 44 ausgelassen.

„ XXXI, 49—55 = W. XXX, 47 und 48.

„ XXXI, 57, 82, 84, 5—8, 85—87 fehlt bei W.; 88 = W. XXX, 76, 5—8.

„ XXXI, 93 und 94 = W. XXX, 81.

„ XXXI, 98, 108, 109 fehlt bei W.

¹ Er wurde am 28. Februar 1606 in Venedig geboren, wo sein Geschlecht zu den ältesten und vornehmsten zählte, erhielt eine treffliche Erziehung und machte sich mit den besten lateinischen und italienischen Schriftstellern vertraut. Früher als üblich erhielt er einen Sitz im Senat, stieg zu immer höheren Ehren im Staatsdienste und starb am 13. Aug. 1661. Sein reges Interesse für die Litteratur, in der sich schon einer seiner Vorfahren Giov. Franc. Loredano der Ältere († 1590) ausgezeichnet hatte, bethätigte er in zahlreichen Werken und durch die Gründung der *Academia de gli incogniti* (1630), die sich in seinem Palaste versammelte.

der „*Argenis*“ (in Opitzens Übersetzung):¹ „Die Welt hatte Rom noch nicht angebetet, vnd das Meer war der Tiber noch nicht gehorsam, als eines Tages an dem Strande Siciliens, da der Fluß Gelas sich in die See außgeust, ein fremdes Schiff anländete.“ Werders „*Dianeä*“ beginnt fast gleichlautend: „Man hatte im Morgenlande den Mohn noch nicht angebetet, auch ward das Asiatische Reich von der Gewalt eines einzigen noch nicht tyrannisiret, als in einer Insel auf dem Mittelländischen Meere eine wohlaußgerüstete Galere anlendete.“

Barclays Werk zeichnete sich durch geschickte Finkleidung und Verbindung der Begebenheiten, durch Mannigfaltigkeit der Handlung und eine, wenn auch etwas gezierte, doch glatte Sprache aus. Die „*Dianeä*“ dagegen enthält Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, völlig planlos durch einander geworfen, vorgetragen in einer Sprache von lächerlicher Gespreiztheit, langweilig durch Wiederholungen und Unklarheiten. Die Motive sind durchaus nicht neu: gefälschte Briefe, erzwungene Heiraten, Vertreibung von Fürsten, Land- und Seeschlachten u. s. w.; die neben einander gehenden Handlungen sind aufs roheste mit einander verbunden und werden schwer verständlich durch die doppelten und dreifachen Namen, welche einzelne Personen tragen, besonders da diese kaum irgendwie dadurch charakterisiert sind.² Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht besonders die Wallenstein-Episode (Buch II, § 6—23).³ Zum Beweise des Gesagten folgt hier der Inhalt des ersten der vier Bücher der „*Dianeä*“:

§ 1—9. Der Herzog (Prodirto) bestürmt die Fürstin (Floridea), deren Vater er um sein Reich gebracht, um ihre Liebe, sie macht ihm Vorwürfe und verschmäht ihn.

§ 10—13. Celardo meldet, ihr Schiff sei von Seeräubern überfallen, der Herzog wendet sich gegen diese, Celardo flieht mit der Fürstin und läßt sie zurück, um sich nach einer Herberge zu erkundigen.

§ 14—21. Der Herzog verfolgt vergebens die Fürstin, die sich

¹ Amsterdam 1644.

² Die vollständige Enträtselung derselben wäre ebenso schwierig, wie undankbar. Gelungen ist sie mir bei der Wallenstein-Episode, die weiter unten als Probe des prosaischen Stils Werders und zugleich um ihres historischen Wertes halber wiedergegeben ist. Loredano hat das Ende Wallensteins noch einmal in einer besonderen Schrift *Morte del Volestain* mit den richtigen Namen beschrieben (Opere II, 239—277). Beide Schilderungen sind im Jahre 1635 entstanden, geben also den unmittelbaren Eindruck der Ereignisse wieder.

³ Die Einteilung in Paragraphen hat erst Werder vorgenommen, in den italienischen Ausgaben fehlt sie.

in einer künstlichen wunderbaren Höhle verbirgt, gerät mit einem Ritter in Streit und wird im Fallen ohnmächtig.

§ 22 — 28. Celardo trifft auf dem Wege einen alten Ritter, der von vier anderen angegriffen ist, steht ihm bei und besiegt die Angreifer.

§ 29 — 38. Ein Fräulein (Arnalta) kommt hinzu, umarmt und küßt den Ritter (Oleandro) und nimmt ihm die grauen Haare und den Bart ab, so daß er ganz jung erscheint. Beide begleiten Celardo nach der Ebene, wo er die Fürstin gelassen hat; er findet sie nicht und ist über ihr Verschwinden sehr unglücklich. Er wird in das Schloß Oleandros gebracht, um seine Wunden zu heilen, kann sich aber wegen des Verlustes der Fürstin nicht beruhigen. Oleandro erzählt dem Celardo zum Trost seine Lebensgeschichte.

§ 49 — 106. Geschichte des Oleandro. Er ist ein Sohn des Königs von Marokko, der aber von seinem Throne vertrieben und seiner Tochter beraubt worden ist. Den Sohn hat er bei seinem Verscheiden dem Grafen Felide von Olano übergeben, der ihn ritterlich erziehen läßt, und mit dessen Hilfe Oleandro eine Verschwörung zur Wiedergewinnung seines Reiches anstiftet. Diese wird aber entdeckt, er flüchtet sich verkleidet, kommt nach Tasset, der Hauptstadt von Numidien, rettet den König und dessen Tochter vom Tode, wird mit großen Ehren aufgenommen, erkrankt aus Liebe zu der „Infantin“ und vermählt sich heimlich mit ihr. Aber die Fürstin Arelida verliebt sich ebenfalls in Oleandro, er kann ihr keine Gegenliebe erzeigen, und, um sich zu rächen, schreibt sie ihm mit der nachgeahmten Handschrift der Infantin einen Brief, sie seien entdeckt, er solle sich retten. Am Thore erwartet ihn ein Ritter, der sich, als sie in einen Wald gekommen sind, als Arelida zu erkennen giebt, und sich vor seinen Augen erdolcht. Er sucht sie zu verbinden, wird dabei von einem Trupp Araber angegriffen, schlägt und verfolgt sie, kommt ans Meer, läßt sich von Seeräubern anwerben, erobert mit diesen eine Galeere mit zahlreichen Frauen, und erkennt unter diesen seine geraubte Schwester Arnalta an einem Kleinod, das Wunden stillt und Gifte unwirksam macht. Die Seeräuber verschwören sich gegen Oleandro, er tötet zwei derselben, Margore und Ferrardo, besiegt die übrigen, landet beim König Vassileo, erwirbt mit seinen Reichtümern das Schloß des verräterischen Herzogs Mesimoran, und lebt dort; aber Meuchelmörder, von seinen Feinden in Marokko gesandt, bedrohen ihn, weshalb er das falsche Haar anlegt. So weit hatte Oleandro erzählt, als ihm der Graf von Salinera, einer der geheimen Räte des Königs, gemeldet wurde.

§ 107—112. Die Fürstin ist in der Grotte eingeschlummert, findet beim Erwachen eine wunderbar schöne Frau neben sich und fleht sie nach gegenseitigen Komplimenten um Schutz und Aufenthalt an. Sie wird in ein prachtvolles Zimmer geleitet, gespeist, und von der Dame mit der Herzogin von Bellprato allein gelassen. Die Fürstin bittet um Auskunft über ihre Wohlthäterin und über den Ort, wo sie sich befinde. Die Herzogin antwortet ihr: § 113—176. Geschichte der Dianeä. Diese Insel ist das Königreich Cypern, und Venus soll diese Grotte gebaut haben, die sieben Ausgänge nach dem Meere hat. Durch Gänge, von denen nur der König und seine Tochter wissen, kommt man aus der Grotte in einen geheimen Palast. Vassileo war, als der schönste, nach cyprischen Gebrauch zum König erwählt worden. Seine einzige Tochter ist die Fürstin Dianeä, die Gebieterin der Herzogin. Wegen ihrer wunderbaren Schönheit hatte sie viele Bewerber, aber keinen wollte sie zum Gemahl, bis endlich ihr Vater den Herzog von Araona, den jüngsten Sohn des Königs von Armenien ihr bestimmte und trotz ihres Widerstandes ihr befahl, sich mit ihm binnen sechs Monaten zu vermählen. Sie aber liebte den Fürsten von Creta, der sich unter dem Namen Diaspe am Hofe aufhielt und mit dem sie sich heimlich vermählt hatte. Dieser wollte dem Armenier Dianeä nicht lassen, beschloß, ein großes Heer in Creta aufzubringen, um sein Recht mit dem Degen zu behaupten, und ging selbst dorthin. Während man Anstalten machte, den Fürsten von Armenien glänzend zu empfangen, faßte der Admiral von Cypern, der Graf von Citera, den Plan, Dianeä für sich zu gewinnen und die Herrschaft in Cypern an sich zu reißen. Zu diesem Zwecke forderte er den König Amuritte von Creta auf, sich der Herrschaft in Cypern zu bemächtigen, was sehr leicht sei; er (Citera) verlangte für sich nur die Hand der Dianeä und die Belehnung mit Cypern. Amuritte ging darauf ein, kam nach Cypern, wurde prächtig aufgenommen und verliebte sich ebenfalls in Dianeä. Als er erfuhr, daß Diaspe heranrücke, lud er den König Vassileo und Dianeä zu einer Fischerei ein, bei der plötzlich beide gefangen genommen wurden. Aber der König Amuritte sagte, sie sollten ihre Klagen bis nach der Abendmahlzeit verschieben, und während sie vor dem Mahle, nach thrakischer Sitte, die Augen verhüllten, wurde der Graf von Citera mit einem Strange erwürgt. Darauf enthüllte Amuritte die ganze Schändlichkeit, und der Vater des Grafen tötete sich aus Gram über seinen Sohn selbst. Bald erhob sich ein furchtbarer Sturm, der sich nicht eher legte, als bis die Leichen ins Meer geworfen waren. Sie sahen, daß sie nahe bei Afrika waren und Amuritte begann, da er den König Vassileo in seiner

Gewalt hatte, um Dianeä zu werben. Aber dieser entschuldigte sich, er könne sein dem Fürsten von Armenien gegebenes Wort nicht brechen, und sie außerdem nicht zwingen. Während der König noch redete, naheten vier Galeeren, auf welchen sich der älteste Sohn des Königs von Armenien und der größte Teil des Adels befanden. Nach langem Widerstande tötete Amuritte den Infanten von Armenien, erhielt aber selbst zahlreiche Wunden. Die Galeeren wurden in Brand gesteckt und alle, die sich darauf befanden, kamen um. Amuritte ließ sich verbinden, da näherte sich wieder eine Galeere, diesmal mit Diaspe, der die Thracier schlug und Amuritte tötete. Vassileo nahm Diaspe sehr holdselig auf, sie kehrten nach Cypern zurück, wo aber Diaspe viele Neider fand.

Hier endete die Herzogin, weil sie der Fürstin Müdigkeit bemerkte.

Die „*Dianeä*“ entsprach mit allen angeführten Mängeln ganz dem Zeitgeschmack, so daß sie in den Jahren von 1636 bis 1653 italienisch in zwanzig Auflagen verbreitet wurde. Französisch war sie bereits 1641 von Lavernhe herausgegeben worden, verdeutscht wurde sie 1644 durch Werder. Herdegen¹ behauptete, daß Harsdörffer bereits 1634 die „*Dianeä*“ übersetzt habe; doch ist die Unrichtigkeit dieser Angabe von Bobertag,² dem Erich Schmidt³ beistimmte, überzeugend nachgewiesen worden. Die Behauptung Herdegens wird schon dadurch widerlegt, daß die erste Auflage des Originals, welche Bobertag nicht kennt, erst 1636 erschien.⁴

Wann Werder seine Übersetzung angefertigt hat, ist nicht zu bestimmen, da uns über seine „*Dianeä*“ gar keine gleichzeitigen Nachrichten vorliegen. Jedenfalls hat er aber frühestens die zweite Ausgabe vom Jahre 1638 übertragen; denn S. 282 f. findet sich bei ihm ein Zusatz, der in der ersten fehlt, und S. 409 giebt er ebenfalls die spätere Fassung „*Lune d'Oro*“ (güldene Monde) wieder, während die frühere „*Gigli d'Oro*“ lautete.

Die „*Dianeä*“ ist dem Curt von Burgsdorf, der 1643 in die Fruchtbringende Gesellschaft als „der Einfältige“ aufgenommen wurde, gewidmet mit folgenden Worten: „Nimm, O Edler Held, diese königliche Dianeä von der treuen Hand deines aufrichtigen Dieners, zum

¹ Historische Nachricht von deß löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang u. s. w. Nürnberg 1744. S. 69 f.

² Geschichte des Romans in Deutschland. Berlin 1884. II, 89 f.

³ SCHNORRS Archiv. Leipzig 1880. IX, S. 405—415.

⁴ *La Dianeä / di Gio: Francesco / Loredano / Nobile Veneto. / Libri Quattro. / In Venetia, / Appresso Giacomo Sarzina. / MDCXXXVI.* Die Dedikation an Domenico da Molino ist datiert vom 25. Oktober 1635.

unausleschlichen Zeugnis, seiner allerbeständigsten Freundschaft. Schau und beschau dieses schönste Fürstenkind zum öftern. Das erstemal kan nur auf den Lauf der Geschichte; Das zweyt- und drittemal auf der Rede Fertigkeit und der Sachen artige Beschreibung, genaue Acht gegeben werden. Das viert- und mermal aber müssen die Gedanken auf tieffere Verständnisse gerichtet seyn. Dann diese und dergleichen fröhliche Erfindungen halten oft Geistreiche Weisheit, fürtreffliche Rahtschläge, samt hohen Geheimnissen wichtiger Stadsachen, in sich verborgen, und pflegen mit, nicht gemeiner, lieblichen Belustigung, unter der Schale der Fabeln, viel warhafte Geschichte, verdecketer Weise, mit eingewickelt zu führen. Gehab dich allhier lange lange, dort aber ewiglich wohl.

Die Unterschrift lautet: „Ich rede dir von Trewe“, ein Anagramm von „Dieterich von dem Werder.“

In einem Sonett pries Werder die *Dianea*:

Klingreimen
erklärende
des Titels Sinnbild, mit der
Purpurnuschel.

„Was überreicher Wehrt mag Dianea gleichen?
Der Erdengrüne Schooß bringt keine solche Frucht:
Des Goldes Stralenfarb, die Sonnenschöne Zucht
muß kraftloß neben ihr erblassen und verbleichen.
Doch kan das Tyrer-Meer uns eine Muschel reichen,
die jenen Schäferhund gejaget in die Flucht,
als er dem Herkules den Purpur erst gesucht,
und mit berötem Mund' erwiesen selbes Zeichen.
So königliche Farb' umschmucket hohe Kronen;
wie Dianea Lehr' anfeuret hohen Geist,
und wird des Pövelmanns mit ihrem Glantze schonen.
Doch ist der Vnterscheid: der Purpur ist umwunden
mit ungestalter Härte in derer Ritz' er gleist.
hingegen wird alhier nichts sonder Zier gefunden!“

Die pomphaft gespreizte Sprache dieser Verse ist durch das ganze Werk beibehalten, und der steife Wortprunk Loredanos an vielen Stellen noch erhöht. Völlig undeutsche Participial-Konstruktionen, Einschiebungen von Genetiven zwischen Artikel und Substantiv, Nachahmungen italienischer Formen finden sich häufig und zeugen von einer grenzenlosen Geschmacklosigkeit des Übersetzers. Wie weit die Mißhandlung der Sprache von Werder getrieben wurde, mögen einige Beispiele beweisen: *Spero di vederti, ò traditore, tradito da te stesso cadere nei proprij tradimenti*. Ich hoffe, O Verräther, dich selbst verachtende, in deine eigene Verrätherey noch fallen zu sehen. (S. 5).

Condotta in una di quelle stanze che facevano corona al cortile. In einer derer Zimmer geleitet, deren Aussehen diesen Hof umzügelte. (S. 71). *Fù fatto d'ordine Regio riceuer dall' Armiraglio, come quello, ch'era stato altre volte notissimo al Trace.* Durch Königliche Verordnung ward er vom obgedachten Ammiral, dem Thracier am bekanntesten, empfangen. (S. 92). *La Maestà del Rè Vassileo la rimirava con qualche timore.* — Eine des Königs Vassileo Majestäten sahen sie mit etwas Furcht und Entsetzen an. (S. 262). *Ciò detto tratta la spada.* Dis ausgesprochen, zog er seine Wehre heraus. (S. 490). *Passati quei primi empiti, disse.* Nach ausgestandener erster Gewalt sagte sie (S. 504). Sogar die lateinischen und griechischen Namen hat Werder unverändert gelassen und schreibt: Piramo und Thisbe (S. 247), Leandro und Ero (S. 248), Caronte (S. 315).

Er folgt überhaupt seinem Vorbild mit größter Gewissenhaftigkeit, und die lächerlichen Bilder Loredanos nehmen sich im Deutschen noch geschmackloser aus: „Sie trat mit den Füßen wider die Erde; Dann weil sie ein Himmel der Schönheit war, so vermeinete sie vielleicht, es sollten ihr solche ungerechte Beschwerlichkeiten von der Erde nicht zukommen.“ (S. 174).

„In solcher Hoffnung ersoffen bin ich oftermals auf dem Sprunge der Verzweiflung gestanden.“ (S. 279).

„Sie kamen gleich in der Zeit zum Eingange einer Grotten, als die Finsternis zu entweichen anfieng, sich vielleicht befahrende, von der Sonnen Pferden mit Füßen getreten zu werden. (S. 475). Zwei andere Beispiele solcher „thörichter Phrasen“ hat Erich Schmidt (a. a. O.) citiert.

Am Schlusse des Romans giebt Werder ein „Register . . . In welchem ordentlich benebens der Geschichte und Lehren Inhalt, die eigenen Namen, und viel sonderliche den Teutschen Lippen noch der Zeit unbenannte Wörter bemerket zu finden.“

Dieses Verzeichnis ist für die Geschichte der Sprache wichtig. Es ist darin eine Anzahl von Worten enthalten, die später Bürgerrecht erlangten, außerdem mehrere recht kühne Neubildungen, die nicht in den Sprachschatz aufgenommen wurden. Die Anordnung ist nicht ganz genau alphabetisch:

Angelstern, *Polus* III, 86.

Befällen (von einer Seuche) II, 170.

Begängnus, *solennitas* III, 89.

Begewaltsamen II, 163.

Beglückseligen II, 145.

Begürden I, 103.

Behorchen I, 78.
 Berüchtigen I, 85 (in einen Ruf bringen).
 Entmasquen III, 60.
 Ergrausen der Luft IV, 155.
 Ergrösserte Sorgfalt I, 103.
 Ertzmeer = *Archipelagus* II, 6.
 ein Favor zu Teutsch ein Gunstzeichen I, 143/144.
 Heueren für dingen oder mieten III, 164.
 Lobmässig III, 48.
 Neurikeit, *novitas* II, 48, u. a.
 Scheinwort I, 78.
 Starr machen II, 145.
 verschmierte Tücke I, 135.
 verschlimmern I, 132.
 Umfang, *Circuitus* II, 30.
 unwohnbar, *inhospitalis* II, 58.
 Vorwurff, *exprobratio* II, 107.
 Wechselreden II, 137.
 ein Wink, *nutus* II, 134.
 Zvierkampf III, 65.
 Zusage verpfänden I, 29.
 Zusammenbescheidung, *assignatio* II, 59.

Werders „*Dianea*“ erlebte noch lange nach seinem Tode eine neue Auflage (1671), sie scheint also bei den Zeitgenossen beliebt gewesen zu sein. Dies wäre auch ohne weiteren Beweis vorauszusetzen; denn dem barocken Geschmacke jener Periode kam der Stil Loredanos mit seinen verschnörkelten Wendungen, mit den prunkhaften Reden und den spielenden Verdrehungen der Namen und Dinge entgegen.¹

Werder war ursprünglich von einem tiefen Gefühl für die

¹ Folgende Schriften Loredanos haben mir außer der „*Dianea*“ in deutschen Übersetzungen vorgelegen:

- 1) Geschichtreden. Das ist Freywillige Gemüths-Schertze Herrn J. Fr.L
 übersetzt durch den Unglückseligen (Frhr. von STUBENBERG) Nürnberg 1652.
- 2) Fr. L. Lebens Außgang deß Wallensteiners. Gedeutschet von SAMUEL STURM.
 Im Jahr 1664.
- 3) Italiänischer Secretarius Frankfurt MDCLXX (enthält die Briefe Loredanos).
- 4) J. Fr. L. Leben des berühmten Pabsts Alexandri des Dritten. Cöln 1713.
- 5) Amors Glücks und Unglücks-Fälle übersetzt von DAMIRO. Erster Theil.
 Frankfurt und Leipzig 1720.
- 6) G.F.X.SUTOR, das Leben Adams, aus dem Italiänischen des Herrn L. o. O. 1790.

reine und einfache Kunst der Renaissance beseelt, das zeigen seine früheren Übersetzungen durch die Wahl des Stoffes, wie durch die Ausführung; aber sein ästhetischer Sinn war nicht stark genug, den Einflüssen zu widerstehen, welche die ganze gebildete Welt seiner Zeit in Dichtung und bildender Kunst unwiderstehlich zum Unwahren und Unschönen hintrieben.

B e i l a g e n.

1) Erlösetes Jerusalem. Frankfurt am Main. 1626.

XVIII, 18 — 38.

18. ER gehet weiter fort, vnd hört in deß ein Klang,
 Der sich gar süssiglich that in die Ohren giessen,
 Vnd wie durch Bäum vnd Laub sich auch ein Lüfflein drang,
 Vnd gleich als wann ein Bach sonst rauschend käme fliesen,
 Ein schöner Weisser Schwan mit Klag vnd mit Gesang,
 Die weinend Nachtigall sich auch süß hören liessen.
 Viel Orgeln Zittern er vnd Menschen Stimm vernahm,
 Vnd dieses allzugleich in gleichem Thon ankahm.
19. DER Ritter der vermeint, gleich andern an dem Ort
 Zuhören vnd zusehn ein Donner vnd ein Schrecken,
 Viel Lufft vnd Wasser er Syrenen, Nymphen hort,
 Vnd wie die konten all ein schönen Klang erwecken;
 Drumb auß Verwunderung gieng er nicht weiter fort,
 Vnd blieb in seinem Sinn all voll Gedancken stecken.
 Doch gieng er wider fort, vnd fandt kein Hindernuß,
 Biß endlich er antraff ein stillen hellen Fluß.
20. DER ein vnd andre Randt deß Flusses ist geziert
 Mit lauter Liebsgeruch vnd Blumen schön bekleidet,
 Mit seinem krummen Lauff vmbher er sehr weit jrirt,
 Vnd von dem Walde sich doch nimmermehr nicht scheidet,
 Vnd gleichwol einen Ring nicht vmb den Wald rümb führt,
 Ja nur wie ein Canal jhn voneinander schneidet,
 Er wäscht vnd naßt den Wald, der Wald ihn vberschatt,
 Vnd tauschen vnter sich den Schatten vnd das Badt.
21. INdeß der Ritter nun sich vmbshawt nach eim Steg,
 So sah er ohngefähr ein wunderbare Brücken,
 Auff einer güldnen Brück ein weiten breiten Weg,
 Der auff Schwibbogen stund, begunt er zuerblicken,
 Auff diesem güldnen Pfadt gieng sicher er hinweg,
 Hernach fiel schnell die Brück zu grund in kleine Stücken.
 Das Wasser also bald hinweg die Brücke fuhr,
 Vor war es nur ein Bach, jetzt es zum Strome wurd.

22. ER wendet sich herumb, vnd siehe jhme deucht
 Wie sich der Strom geschwind hoch anfängt auffzublehen,
 Vnd wie er in sich selbst bald hier bald dahin kreucht,
 Bey Tausendt Wirbel auch sich drinn herumbher drehen,
 Weil aber die Begierd der Newerkeit jhn zeucht,
 Wil er hin nach dem Wald vnd dicken Bäumen gehen,
 In dieser einsam Oed vnd grossen Wüsteney
 Find sich was seltzsams stets, so jhn fortlockt auff's new.
23. WO in dem gehen er nur mit dem Fuß hinruht,
 Da muß die Erd herfür Quell oder Blumen bringen,
 Hier öffnet sich ein Lilg dort man ein Rose spurt,
 Dort sah ein Brunnen man, vnd hier ein Bach entspringen,
 Die Blätter vnd die Bäum die dieser Wald auch fuhr
 Die wusten alle sich auff's neue zuverjungen,
 An allen Stämmen sich erweichte auch die Rindt,
 Ein jede Pflantze auch in vollen Frewden grünt.
24. MILthaws vnd Manna viel hieng an den Zweigen dran,
 Das Honig hauffen weiß that auß dem Baste fliesen,
 Die süsse Harmony fieng auch auff's neue an,
 Die liebsten Klags Gesäng sich wieder hören liessen,
 Woher der Menschen Chor, der da sang mit dem Schwan
 Vnd andern Vögeln auch, herkam, kont man nicht wissen,
 Er sah nicht wer da macht der Menschen jhr Accent,
 Noch wo da kunten seyn so gar viel Instrument.
25. WEil er sich so vmbshawt, vnd glaubet gleichwol nicht
 Demselben, was die Sinn für Wahrheit jetzt außgeben,
 Sieh, einen Mirtenbaum er abgesondert sicht,
 Drumb nach dem grossen Platz er sich drauff wil begeben,
 Die frembde Mirt die weit vnd breit jhr Este richt,
 Thut vber die Cipreß vnd Palm sich auch erheben,
 Weit vber alle Bäum erhöht sie jhre Est,
 Vnd für die Königin sich deß Walds ansehen lest.
26. AVff diesem grossen Platz der Ritter stille steht,
 Nach grössern Wundern noch sein Augen hinzukehren,
 Ein Eich erscheinet jhm, die sich gar dick auffbleht,
 Vnd öffnet jhren Bauch, vnd fährt an zugebären,
 Gar wunderlich gekleidt ein Nimphe rausser geht,
 Vollkommnes Alters schon (O wunder Ding zu hören)
 Hernach bey hundert sicht er andre Bäume auch,
 Ein jeder bringt ein Nymph herfür auß seinem Bauch.
27. WEr da der Nymphen hat jemals genommen war
 Im Schawplatz, vnd wer sie hat ehr gemalt gesehen,
 Wann sie mit blossem Arm vnd auffgeflochnem Haar
 Mit auffgeschürztem Kleid in halben Stieffeln stehen:
 Das Ansehn vnd Gestalt auch eben also war
 Der Töchter die da jetzt rauß auß den Bäumen gehen,
 Nur daß ein jede hier an Pfeil vnd Bogens statt
 Ein Geige oder Laut Fleutt oder Zitter hatt.

28. VNd fiengen alle an gar einen schönen Dantz,
 Vnd sich in einem Kreiß in Ordnung all zubringen,
 Sie schlossen in den Ring den Ritter gar vnd gantz,
 Wie sonsten einen Punct ein Zirckel thut vmbringen,
 Sie schlossen auch den Baum mit ein in diesen Krantz,
 Vnd fiengen darauff an gar lieblich so zu singen:
 Dein Ankunfft vns sehr werth vnd angenehme ist,
 Du, der du vnsrer Dam jhr Lieb vnd Hoffnung bist.
29. GEwündscht kompstu hieher, auff daß du der ja baldt,
 Die Schwach von Liebe ist, mögst Hülff vnd Labung geben,
 Vorhin war vberall gantz dunckelschwartz der Waldt,
 Dann er gleichförmig war dem hochbetrübten Leben,
 Weil aber du nun kompst, hat er sich dergestalt
 Der Frewde, Lust vnd Wonn, gleich wie du siehst, ergeben,
 Die Myrte öffnet sich auch stracks auff den Gesang,
 Vnds gieng auß jhr herauß der allersüßte Klang.
30. BEy öffnung eines Baums hat für gar vieler Zeit
 Sich wunderseltzam Ding erwiesen vnd ereiget,
 Hier aber diese Myrtt auß jhrem Bauche weit
 Ein wunderschönes Bild vnd liebste Dame zeigt,
 Ein Fräwlein sich allda an Wesen vnd Schönheit
 Den HimmelsEngeln gleich mit falschem Schein erzeiget,
Rinaldo dünckt es sey, wie er sie recht ansicht,
Armidae jhr Gestalt vnd Englisch Angesicht.
31. Sie schawt jhn frölich an vnd doch auch trawriglich,
 Gar mancherley Begierd jhr beyde Augen tragen,
 Kömpstu dann wider her? (sagt sie) vnd hatst erst mich
 Verlassen, wöllst mir doch die Vrsach dessen sagen,
 Kömpstu, daß du zum Trost mir wilt bezeigen dich
 In meinen Nächten schwer vnd hochbetrübten Tagen?
 Ja oder kompstu nur mich hier zujagen wegk,
 Weil dir die Rüstung macht fürs Antlitz eine Deck.
32. Kömpstu Freund oder Feind? Ich hoff ja, daß ich nicht
 Die güldne Brücken hab mein Feinde lassen bawen?
 Die Blumen vnd die Bäch hab ich nicht zugericht
 Mein Feind, vnd abgeschafft all Schrecknuß, Forcht vnd Grawen.
 Thu ab doch deinen Helm, entblöße dein Gesicht,
 Wöllst mit dein Augen doch in meine Augen schawen,
 Ach füge Brust an Brust, vnd setze Lipp an Lipp,
 Vnd deine Rechte Hand mir in die meine gib.
33. Sie redet fort also erbärmlich im Geberd,
 Ja sie erblast, vnd thut vmbher die Augen wenden,
 Holdselig jhre Red in Weinen sie verkehrt,
 Die süßen Seufftzen kunt sie mit darunter senden,
 Das vnarmhertzigst Aug das härteste Hertz auff Erd
 Hett sie damit vermocht gar leichtlich zuverblenden,
 Der schlaw Held aber wolt ein Ende machen drauß,
 Drumb wart er länger nicht vnd zuckt das Wehr herauß.

34. ER gieng zum Mirtenbaum, da fast sie in den Arm
 Den lieben Baum, vnd schry, vnd that sich für jhn stellen;
 Ach laß es nicht geschehn! Ach meiner dich erbarm!
 (Sagt sie) vnd wolst ja nicht mein liebsten Baum vmbfellen,
 Dein Wehr stoß in die Scheid ja ehr in mein Gedärm,
Armidæ laß es ehr hinein ins Hertze schnellen,
 Durch diese Brust vnd Seel laß gehen deine Wehr,
 Sonst findst zum Myrtenbaum du keine Bahne mehr.
35. ER hub das Eisen auff, vnd jhre Bitt nicht acht,
 Sie kunt ein new Gestalt (O Wunder) an sich nehmen,
 Gleich wie sich oft im Traum wol pfeget bey der Nacht
 Zu endern ein Figur in einen andern schemen,
 Also wurd in eim Hui jhr Zierath weggebracht,
 Viel größre Glieder auch kunt er an jhr vernehmen,
 Sie wuchs, biß sie so hoch wurd der gröste Rieß,
 Mit Hundert Armen sie gleich *Briareo* ließ.
36. BEy Fünffzig Wehren sie vnd Fünffzig Schilder fast,
 Mit selben rasselt sie vnd gar erschrecklich drewet,
 Ein jede Nympe sich auch wapnet in der Hast,
 Vnd zu eim Riesen wird, er aber nichts schewet,
 Dann er auff diese Bäum die Streiche ohne Rast
 Gar offte widerholt, vnd widerumb renewet.
 Voll war die Lufft vmbher von Geistern auß der Hell,
 Als wann all Wunderthier hier hetten jhre Stell.
37. DER Himmel vnd die Erd seyn beyd von Zorren reich,
 Der ein der donnert starck, die andre muß erbeben,
 Die Regen vnd die Wind die kommen rahn zugleich,
 Vnd jhme im Gesicht genug zu schaffen geben,
 Der Ritter aber fehlt vnd jrret mit keinem Streich,
 Vnd seines Fürsatzs will er sich drumb nichts begeben,
 Den Kern hewt er entzwey, die Mirte gantz verschwind,
 All Zaubereyen auch hiermit geendet sind.
38. DIE Lufft wird stille drauff der Himmel wider hell,
 Er sah in ersten Stand den Wald auch wiederkommen,
 All Schrecknüß, alle Lust, die seyn verschwunden schnell,
 Sein erstes Grausen hat er wieder nur bekommen;
 Der Vberwinder sucht ob sonsten diese Stell
 Von andrer Zauberey noch were eingenommen,
 Hernacher lacht er drob, vnd bey sich selber sagt:
 Ein Thorheit ists, wann mans nicht ewerthalben wagt.

2) Erlösetes Jerusalem. Frankfurt am Main. 1651.

XVIII, 18—38.

18. Er gehet weiter fort, vnd höret einen Klang,
 Vnd Stimmen, die sich jhm süß' in die Ohren giessen,
 Vnd wie durch Bäum vnd Laub sich auch ein Lüfftlein drang,
 Als wie die Bächlein her mit rauschen lieblich fliesen.

Ein schöner weisser Schwan mit Klag' vnd mit Gesang,
 Samt einer Nachtigal, sich auch süß hören liessen;
 Mit Orgeln, Lautenspiel vnd Schall: Ja er vernam
 Wie dieses all zugleich in gleichem Thone kam.

19. Der Ritter der vermeint, gleich andern, an dem Orth,
 Zu hören vnd zu sehn ein Donner, Blitz vnd Schrecken.
 Es wurden aber nur Sirenen da gehort,
 Die einen süssen Thon vnd schönen Klang erwecken;
 Deßwegen gieng er auch annoch nicht weiter fort,
 Vnd blieb in seinem Sinn' all voll Gedancken stecken.
 Doch gieng er wider fort, vnd fandt kein' Hindernuß,
 Biß er zuletzt gelangt an einen hellen Fluß.
20. Der ein' vnd andre Randt deß Flusses ist geziert
 Mit lauter Liebs-Geruch, mit Blumen schön bekleidet,
 Er schawt, wie dessen Lauff sich krumb vmbher verschliert,
 Vnd wie er doch nicht auß deß Waldes Grentzen scheidet.
 Ein Ring wird von jhm auch im Walde rümb geführt,
 Der sich hin auff vnd ab durch Bäum vnd Wiesen schneidet,
 Er wäscht den Wald, wie er vom Walde Schatten hat,
 Vnd tauschen vnter sich den Schatten vnd das Badt.
21. Der Ritter schawt, wie er hinüber kommen mög',
 Vnd siehet ohn gefehr zwo hoch-erhabne Brücken;
 Es ließ sich vber das ein ander breiter Steg,
 Auff einer güldnen Brück an diesem Bach erblicken,
 Auff diesem guldnen Pfadt ging er getrost hinwegk,
 Die Brücke fiel' hernach zu Grund' in kleine Stücken,
 Die Brücke ward entführt mit grossem Braußgesauß',
 Es war vor eine Bach, jetzt wurd ein Strom darauß.
22. Er wendet sich herumb; in dem jhm eben deucht,
 Wie sich der Strom geschwind' hoch anfängt auffzublehen,
 Vnd wie er in sich selbst bald hier, bald dahin kreucht,
 Da tausend Wirbel auch sich drinn herummer drehen,
 Weil jhn nun die Begierd der Newerkeiten zeucht,
 Wil er hin nach dem Wald' vnd dicken Bäumen gehen,
 In dieser stillen Oed', vnd grossen Wüsteney
 Find sich was seltzams stets, vnd lockt jhn mehr herbey.
23. Wo er im gehen nur hin mit dem Fusse rührt,
 Da must die Erd' herfür Quel- oder Blumen bringen,
 Dort blühen Liljen auff, wann man hier Rosen spürt,
 Dort schawt man einen Quel, hier eine Bach' entspringen.
 Die Blätter, Bäum vnd Graß, die dieser Wald auch führt,
 Die wusten alle sich auff's neue zuverjungen,
 Ein jeder Baum ist hier zur Wollust jhm bedient,
 Gleich wie auch jede Pflantz' in vollen Frewden grünt.
24. Mielthaws vnd Manna ligt gar viel auff selben Plan,
 Wo Honig Honigseim auch auß den Bäumen fliesen.

- Die süsse Harmoney fieng' auch von newem an,
 Darbey sich viel Gesäng' vnd Stimmen hören liessen.
 Er höret wie der Chor von Menschen, samt dem Schwan,
 Vnd andern Vögeln mehr jhr süß vnd freundlich grüssen;
 Sieht auch nicht wer da macht der Menschen Klag-Gesang,
 Noch wo da künnte seyn, so mancher Seitenklang.
25. Weil er sich vmb so schawt, vnd glaubet gleichwol nicht
 Den Dingen, die jetzund jhm für den Augen schweben,
 Kriegt er den Myrtenbaum besonders zu Gesicht,
 Da er sich ohne das wolt' eben hin begeben.
 Die fremde Myrte steht gar breit vnd auffgericht,
 Vnd kan sich vber Palm vnd Zedern nauff erheben,
 Es ragen jhre Zweig' in aller höh' herfür,
 Vnd zeigt, als Königin deß Waldes jhre Zier.
26. Als nun auff diesem Plan der Ritter stille steht,
 Nach grössern Wundern noch die Augen hin zu kehren,
 Erscheint ein Eichbaum jhm, der sich gar dicke bleht,
 Er öffnet seinen Bauch, vnd fährt an zugebären.
 Er sieht, wie eine Nymph' auß dieser Eiche geht
 Vollkomnes Alters schon (O Wunderding zu hören)
 Der andern Bäume sieht er wol bey hundert noch,
 Da jedem eine Nymph' auß seinem Bauche kroch.
27. Wer da der Nymphen hat jemals genommen war,
 Im Schawplatz' vnd wer sie hat eh gemalt gesehen,
 Wann sie mit blossem Arm' vnd auffgeflochnem Haar,
 In auffgeschürtztem Kleid' vnd halben Stiefflen stehen,
 Gleich so sieht auch allhier die newgeborne Schaar
 Der Töchter, die da jetzt rauß auß den Bäumen gehen,
 Nur daß ein' jede hier, an Pfeil vnd Bogens statt,
 Ein' Harffe, Geige, Leyr, Lauth', oder Flöhte hat.
28. Vnd fiengen stracks all' an gar einen schönen Tantz,
 Vnd sich in einem Kreiß' in Ordnung rümb zu schwingen,
 Vmbschlossen diesen Heldt mit einer rundten Schantz,
 Als wie ein Circkel sonst den Punct pflegt zuberengen.
 Sie schlossen auch den Baum mit ein in diesen Krantz,
 Vnd fiengen darauff an gar lieblich so zu singen:
 Schaw, wie so angenehm vns deine Herkunft ist,
 Du, der du vnsrer Frawn Held, Lieb', vnd Hoffnung bist.
29. Gewüntscht kömst du hieher, auff daß du der ja bald
 Die schwach von Lieb' jetzt ist, mögst Hülff' vnd Labung geben;
 Vor war hier überall ein schwartzer dunckler Wald,
 Weil er gleichförmig war dem hochbetrübtem Leben;
 Do aber du nun kömst, hat er sich der gestalt
 Stracks wollen wider drauff zur Frewd' vnd Wonn' erheben,
 Es öffnet sich auch stracks die Myrt auff den Gesang,
 Vnd gieng auß jhr herauß der allersüste Klang.

30. Bey öffnung eines Baums hat eh, für vieler Zeit,
 Sich wunder seltzam Ding erwiesen vnd ereiget,
 So wird bei dieser Myrt auß jhrem Bauch auch heut
 Ein' vberschöne Fraw vnd liebstes Bild gezeuget,
 In dem ein Jung-Fräwlein an Schön vnd Zierligkeit
 Den Himmels Engeln gleich, auß diesem Baume steigt,
 Rinaldo meint, er seh' als sie sich auffgericht,
 Armidens hohe Form' vnd Engelschs Angesicht.
31. Sie schawt ihn frölich an, vnd doch auch trawriglich,
 In jhren Augen standt Lieb, Hoffnung, Frewd', vnd Klagen.
 Kömst du dann wider her? (sagt sie) da du doch mich
 Verlassen erst, was wil dein' Ankunfft gutes sagen?
 Kömst du zu meinem Trost (ach ach erkläre dich)
 In meiner schweren Nacht, vnd hochbetrübten Tagen?
 Sag', oder wird mir noch mehr Krieg von dir erweckt,
 Weil du dein Antlitz hast mit Waffen zugedeckt.
32. Kömst du Freund oder Feind? Ich hoff', ich habe nicht
 Je lassen meinem Feind die güldne Brücke bawen,
 Die Blumen vnd die Bäch' hab' ich nicht zugericht
 Dem Feind', vnd abgeschafft Noth, Schrecken, Forcht vnd Grawen:
 Thu deinen Helm nur ab, entblösse dein Gesicht
 Laß meinen Augen zu, die deinen zubeschawen.
 Ach füge Brust an Brust, ach setze Lipp' an Lipp',
 Vnd deine rechte Hand mir in die meine gib.
33. So gar erbärmlich redt sie weiter, ja sie redt
 Erblast im Angesicht, vnd range mit den Händen.
 Im Reden lachet sie, vnd weinet, vmb die Wett,
 Viel süsse Seufftzen weiß sie auch mit anzuwenden.
 Das vnbarhertzigst' Aug', vnd härtestes Hertze, hett
 Sie wol dadurch vermocht mit Liebe zuverblenden.
 Es macht der schlaue Held jedoch ein Ende drauß,
 Drümb wartet er nicht lang; vnd zuckt die Wehr' herauß.
34. Er gieng zum Mirten Baum, da fast sie in den Arm
 Den lieben Baum, vnd schreyt, vnd thut sich für jhn stellen;
 Ach laß es nicht geschehn! (schrie sie) vielmehr erbarm'
 Erbarme dich, vnd wolst mir meinen Baum nicht fellen.
 Dein Schwerdt stoß in die Scheid', vnd eh in meinen Darm,
 Armiden laß es eh' hinein ins Hertze schnellen;
 Durch diese Seel vnd Brust laß gehen dein Gewehr',
 Es ist zum Mirtenbaum sonst keine Bahne mehr.
35. Er hub das Eisen auff, weil er kein Flehen acht,
 Sie kundte newen Schein (O Wunder) an sich nehmen.
 Gleich wie sich wol im 'Traum' oft pfleget bey der Nacht
 Zu endern je ein Bildt in einen andern Scheemen,
 So wurd' in einem Huy jhr Zierath weg gebracht,
 In größre Glieder kunt jhr Leib sich auch bequemen,

Sie wuchß, biß sie so hoch wurd' als der gröste Rieß',
In dem sie auch zugleich viel Arme sehen ließ.

36. An Schildt- vnd Wehren nimt sie wol bey funffzig fast
Mit deren rasseln sie jhm gar erschrecklich dräwet,
Die Nymphen wapnen sich auch all' in grosser hast,
Vnd werden Riesen drauß: Er aber steht vnd häwet
Gar oft in diesen Baum, in dem er, ohne Rast,
Vnd sonder Auffenthalt, so manchen Streich renewet.
Die Lufft ward vmbher voll von Geistern auß der Hell',
Hier hatten alle Thier vnd Wunder jhre Stell.
37. Erd' Himmel Winde seynd von Zorne gleiche reich,
Das eine donnert starck, das andre muß erbeben,
Der Regen vnd der Wind die kommen ran zugleich,
Vnd machen, daß er kaum die Augen kan erheben.
Der Ritter aber fehlt vnd jrret mit keinem Streich',
Er wil sich seines Thuns deßwegen nichts begeben,
Er häwt den Kern entzwey, die Mirte die verschwindt,
So daß die Zauberkünst' hiermit geendet sind.
38. Die Lufft wird stille drauff, der Himmel wider hell',
Er sieht nunmehr den Wald im ersten Stand' vnd Frommen,
Noth, Schrecken samt der Lufft, die seynd verschwunden schnell.
Sein erstes Grausen hat er wider nur bekommen;
Der Vberwinder sucht, ob sonsten diese Stell'
Ein' andre Zauberey noch mehr hett' eingenommen,
Hernach belachet er das Gauckelwerck, vnd sagt:
Ey Thorheit ey, wann mans nicht ewrent halben wagt.

3) Der Rasende Roland. Leipzig, 1632.

VIII, 1—17.

1. O wie viel Zaubrer seynd, wie viel seyn Zauberinnen
Wol vnter vns, die wir nicht alle wissen können,
Die endern jhr Gesicht, vnd ziehn, durch jhre Kunst,
An sich der Männer Lieb', vnd schönsten Weiber Gunst:
Die Geister sie zwar nicht mit Zauberey bezwingen,
Noch sich in das Gestirn nauff in die Höhe dringen,
Besondern, mit Betrug vnd List falsch angethan,
Gewinnen sie die Leut', vnd binden sie fest an.

2. Wer diesen Wunderring möcht' allezeit doch haben,
Ja oder wer vielmehr hett' des Verstandes Gaben,
Derselbe sehen könt ein jedes Angesicht,
Ob es aufrichtig schön wer', oder falsch erticht.
Wie manches Antlitz pflegt gut, hell vnd schön zu leuchten,
Thu ab die Schminck', es wird dich alsdann heßlich deuchten,
Glückselig war Ruggier, ich muß es ja gestehn,
Er hatte diesen Ring, vnd kont die Warheit sehn.

3. Ruggier also verstellt, wie ich hab' erst gesaget,
Es auff dem Rabican, hin nach der Pforte waget,
Er findet da die Wacht nicht gar zu wol bestellt,
Drumb er auch in der Scheid' den Degen nicht behelt,
Den einen hat er todt gehawen, den gestochen,
Er reitt die Brück entlang, vnd hat den Schlag erbrochen,
Hernach er seinen Weg nach einem Walde nahm,
Da jhm entgegen gleich ein Knecht der Zaubrin kam.

4. Der führet auff der Hand ein Falcken, den er liebte,
Den er zu seiner Lust im Fliegen täglich übte,
Jetzund bey einem See, vnd bald auff einem Feld',
Er seinem Raube nach mit allem Fleisse stellt'.
Es lieff der trewe Hund auch bey jhm an der Seiten,
Das Pferd war recht so schlimm, wie als die Fälekner reiten.
Er hielt dafür, wie daß Ruggier gewiß außriß',
Weil er sein Pferd darvon so schrecklich lauffen ließ.

5. Er machte sich an jhn mit auffgeblasnen Sitten,
Vnd fragte warumb er kehm' also hergeritten.
Antworten wolt' jhm nicht der edle Held Ruggier,
Der ander nahm jhn für, jhn auffzuhalten hier.
Drumb seinem Vogel er die Haube bald abdeckte,
Vnd sagt: In dessen er den lincken Arm außstreckte:
Was meynstu, wann ich dich werd' jetzund halten auff,
Vnd mit dem Vogel dir verwehren deinen Lauff?

6. Der freye Vogel wust die Flügel so zu schwingen,
Daß Rabican nicht kunt sein Lauffen weiter bringen,
Der Jäger sprang in deß von seinem Klöppler rab,
Vnd riß jhm alsobald den Zaum vnd Zügel ab.
Man kont' es einen Pfeil von einem Bogen heissen,
So schrecklich fieng es an zu schmeissen vnd zu beissen,
Der Knecht lieff hinter her so schnell' vnd so geschwind,
Als würd' er fortgeführt von Feuer oder Wind.

7. Damit des Falckners Hund sich ja auch nicht verweile,
Ist hinterm Rabican er her in solcher eile,
Wie hinterm Hasen schnell herspringt der Leopart.
Ruggier meynt es sey jhm ein Schimpff, wann er nicht wartt,
Drumb must er gegen den zu Fuß sich numehr wenden,
Von Waffen sah' er jhm nur eine Ruth' in Händen,
Mit der macht' er den Hund vergrellt anfallen jhn.
Ruggiero wil darumb den Degen nicht außziehn.

8. Der Jäger kömpt bei jhn, vnd schrecklich auff jhn schmeisset,
Der Hund zugleich jhn auch in lincken Schenckel beisset,
Das abgezäumte Pferd viel Schläg' vnd Streiche führt,
Vnd jhm die rechte Seit' drey- vnd viermal berührt.
Der Vogel fleugt vmbher, vnd macht wol hundert Runden,
Mit seinen Klawen jhn ins Antlitz zu verwunden,

Vnd gegen Rabican sich fladdernd' also spreust,
Daß er gehorsam nicht mehr Hand vnd Sporen leist.

9. Doch endlich zeucht Ruggier gezwungen raus sein Eisen,
Sich der Beschwerung einst durch Schrecken loß zu reissen,
Den Thieren bald, vnd bald er diesem Schelme drewt,
Mit seines Degens Spitz', vnd seiner scharffen Schneid'.
Jedoch so krieget er mehr vnd mehr Hindernissen,
Dieweil sie jhm den Weg gantz zu verlegen wissen.
Ruggiero siht die Schand' vnd Schaden, der jhm drauff
Besteht, wann länger sie jhn solten halten auff.

10. Er weiß wann er nur solt' ein wenig noch da bleiben,
Da die Alcina stracks würd' all jhr Volck aufftreiben,
Der Trompten, Trummeln Klang, vnd vieler Glocken Schall
Hört er schon vmb sich her, durch alle Feld vnd Thal.
Jedoch mag für dem Hund' vnd Diener ohne Waffen
Ihm keinen Frieden er mit seiner Wehre schaffen,
Drumb dünckts jhm besser seyn daß er vom Wunderschild
Die Decke zieh' herab, den er am Arme hielt.

11. Die rothe Decke drauff drumb gar geschwind' abdeckte,
In welcher dieser Schild nun sehr viel Tage steckte.
Er that das, was er hatt schon tausendmal verricht,
Als in die Augen nur kam jhnen dieses Liecht.
Der Jäger muß zurück vnd sinnloß niederprallen,
Es fällt das Pferd, der Hund, die Federn müssen fallen,
Die sonst in der Lufft den Vogel hielten auff,
Ruggier lest sie im Schlaff, vnd rennt in vollem Lauff.

12. Alcina, die nun hatt die Zeitung schon empfangen,
Wie Ruggier mit Gewalt wer aus dem Schloß entgangen,
Vnd einen guten Theil erlegt von jhrer Wacht,
Da hett das Schrecken sie bey nah' auch vmgebracht.
Ihr Antlitz schluge sie, die Kleider sie zertrante,
Vnd eine Närrin sich vnd rechte Thörin nante.
Hierauff sie alsobald auch Lärmen machen hieß,
Vnd all' jhr Kriegesvolk zu sich versamlen ließ.

13. Zween Hauffen machte sie, vnd einen stracks anweiset
Auff eben selben Weg, den Ruggier war gereiset,
Den andern bringet sie stracks nach des Meeres Port,
Vnd setzet jhn zu Schiff, vnd fähret mit jhm fort.
Das Meer wird schwartz, so bald die Segel sie außbreitet,
Vnd dieses Volk im Meer' Alcina selbst begleitet,
Weil das Verlangen sie so nach Ruggieren quehlt,
So lest sie jhre Stadt mit Wachten vnbestellt.

14. Dieweil dann Schloß vnd Stadt nun keine Wachten hatten,
So kam Melissen jetzt dasselbe wol zu statten,
Zu bringen aus dem Land' vnd losen Reichs Gefahr
Das Volck, das in der Noth vnd im Elende war.

Es kam jhr auch hierdurch Gelegenheit zu Handen,
 Daß alle Sachen sie jhr machen kont' zu schanden,
 Zu werffen in das Fewr die Bücher, vnd die Töpff',
 Vnd allen Bildern ab zu hawen Arm vnd Köpff'.

15. Hernacher eilet sie, durchs Feld vmbher zu lauffen,
 Die Buhler, die sie dann da fand in grossen Hauffen,
 In Brunnen, vnd in Wild, in Stein vnd Holtz verwandt,
 Zu bringen wiedrumb all' in jhren ersten Stand.
 Sobald dieselben nun die Schenckel konten regen,
 Da folgten sie stracks nach Ruggierens seinen Wegen,
 In Logistillen Schutz vnd Schirm, ein jeder rant,
 Von dar in Perßer- Scyht- Indjer- vnd Griechenland.

16. In jhre Länder sie Melissa wiedrumb schickte,
 Durch diese Gutthat auch sie all jhr hoch verstrickte.
 Für allen andern ward der Printz aus Engelland,
 In sein Menschlichs Gesicht, von jhr wiedrumb verwandt.
 Durch die Verwandtnis auch, vnd Ruggiers höfflichs Flehen,
 Ließ die Melissa diß zu allererst geschehen.
 Den Ring jhr, auff Begehr, Ruggier auch willig gab',
 Auff daß sie sicher jhm, vnd leicht, zu helffen hab'.

17. Ich sag', auff des Ruggiers sein Bitten vnd Anhalten,
 Bekam er, vnd sie all' jhr erste Manns Gestalten.
 Melissa meynte doch sie hette nicht gesiegt,
 Wann sie die Waffen nicht Astolfo wieder kriegt,
 Den güldnen Speer darzu, der runter von den Pferden
 Warff alle die, die er berührte, zu der Erden,
 Den erst Argalia, hernach Astolfo hatt',
 Vnd der in Franckreich offt den Rittern Ehr' anthat.

4) „Dianea“. Nürnberg 1644.

II, 6—26.

(126) 6. Die Insel Negroponte (Österreich) ist, wegen ihrer Grösse und Herrlikeit, billich Königin im Ertzmeere. Sie wird mit einem langen Flusse von Beotia unterschieden, welcher selben Ort, mit dem vesten Lande, vereinigt. Alda bin ich eine Tochter des Königs Dinanderfo (Ferdinando) geboren, welcher dazumal mit der Unterthanen Trost, und der benachbarten Verwunderung, das Zepter führete. Bey so vielen schönen Gaben, die ihn hochgeachtet machten, war er insonderheit der Gütikeit ergeben, durch welche er nicht allein zum öftern der empfangenen Schmach vergas, sondern liebte noch dazu, mit unglaublicher Freundlichkeit, diejenigen, die ihn hasseten.

7. In den ersten Jahren seiner Regierung erweiterte er seine Grentze, mit solcher Glückselikeit, daß es schien, als würfe ihm das

Glück die Provinzien, im Schlafe, zu. (127) Seine Nachbarn hatte er ihm alle Zinsbar gemacht, die Waffen auch mit gedoppeltem Siege dahin getragen, da seine Vorfahren und Landsleute unzählich mal ihr Grab gefunden. Er machte bereits Anschläge auf grössere Vorhaben, willens, dasjenige, so durch Recht des Krieges von andern besessen, und der Krone Negroponte entzogen worden, wieder zu erobern. Unterdessen ward er gezwungen, seine Waffen wieder um, und zur Beschützung seines eigenen Staats, anzuwenden, in dem Lodafo (Adolfo), der Vesaten (Sveaten) König, der allerstreitbareste, so jemals unter seinem, dem frechestem und erschrecklichsten Volke der Welt geboren, ihm mit zwey gewaltigen Kriegesheeren eingefallen.

8. Der Ursachen, die diesen Herrn bewogen, unsern Staat einzugreifen, wurden viel unterschiedliche und widrige auf die Bahne gebracht: Etzliche gaben für, er were erst von meinem Vatter bekriegt worden; Etzliche, er käme seine bedrängte Freunde zu schützen. Etzliche seines Glaubens Lehre zu handhaben. Etzliche hielten dafür, daß die vornemste Ursache dieses Krieges daher (128) rührte, daß etzliche meines Vatters Unterthanen verhoffeten, durch einen neuen Fürsten ihr Glück zu erneuern: Oder weil sie, ihrer Dapferkeit wegen, dem Reiche unentberlich, mich zur Braut an Ihre Majestät begehren dörrften. Nach angegangenem Kriege empfunden wir alle das Ungemach und Hertzleiden, so diejenigen fühlen, denen das ihrige mit Gewalt genommen wird, und nicht Mittel haben, demselben zu widerstehen.

9. Die vornemsten Städte machten, theils aus Furcht, theils aus Verrätherey, dem Feinde die Thore auf, dergestalt, daß in kurtzem unser gantzer Staat, biß auf den kleinen Umfang unserer Insel, verloren ward.

10. Mein Vatter, der sonst in vielen Schlachten das Gegenspiel erfahren, und der Sieg gewohnt, brachte das euserste seiner Macht zusammen, befahl dem Hertzog von Lastevin (Walestin), welcher aus einem gemeinem Rittersmann, durch Gunst des Königs, nicht ohne Neid aller anderen, zu dieser hohen Staffel erhaben worden, das letzte Heil, in einem freien Feldtreffen zu versuchen. (129) 11. Der Hertzog gehorchte I. M. Befehl geschwinde, lieferte dem Feinde, der solchs mehr als gar zu gerne annam, bey Zenil (Lützen) eine Schlacht: Dieses war eines von den härtesten und blutigsten Treffen. Jederman sagte, die Gedächtnus vergangener Zeiten wüste von dergleichen grausamen Fechten nichts. Zwo Stunden nach der Sonnen Aufgang fieng sichs an, und warte bis in Mittag, daß man nicht den geringsten Vortheil, auf einer oder anderer Seiten, erkennen konte. 12. Lodafo,

der in Dapferkeit niemand auf Erden, auch ihm selber, nicht wiche, rante an allen Enden auf und ab, also daß man nicht wohl unterscheiden konte, ob er ein Feldherr, oder gemeiner Soldat, wäre. Die Oberhand fieng an sich auf seiner Seiten zu erzeugen. Man sahe auch albereits klare Zeichen seines Vorthails. Als er in seinem Siege erhitzt, selber in Person in die Unserigen hineinsetzet, und in dem er wunderbare Proben seiner Dapfrikeit erwiesen, ward er mit zween Pfeilen tödtlich geschossen, daß er vom Pferde herabstürztete. Die seinigen, die ihm als ihrem Könige gehor- (130) samten, auch als einen halben Gott ehreten, als sie ihn fallen sahen, ranten sie dem Orte zu, und begiengen eine solche Niederlage unter den unserigen, daß schier alle Obersten und Haubtleute tod blieben, also daß der Hertzog von Lastevin auch, mit großer Noht, entrinnen und das Feld verlassen muste. Den Vesaten verblieb der Sieg, wiewohl sie, wegen Verlust ihres Königs, verlohren zu haben glaubten. 13. Er ins Gezelt gebracht, ermahnete die seinigen, den Krieg mit unverzagtem Muhte fortzusetzen, gleich als wann er auch dem Tode zu befehlen gehabt hatte. Er trug dem Hertzog von Mivara (Wimara) das Generalat auf, erinnerte die seinigen, Einikeit zu lieben, dann sie nicht anderst, als durch Uneinikeit, überwunden werden könnten. Er bat seine Freunde, die Threnen abzuwischen, dann er könnte keine grössere Gabe von den Göttern empfangen, als daß er auf dem höchsten Grad seiner Ehren und Siege, mit dem Degen in der Hand, sterben sollte. Derjenige hat genug gelebt, sagt er, der das Glück gehabt, euch den (131) Weg eurer Freiheit, mit eiserner Hand, zu zeigen. Unter diesen Worten beschloß er Reden und Leben; Die seinigen betrübten sich so hefftig, daß ihrer viel nicht länger ihm nachzuleben begehrtten. 14. Er ward nicht bald begraben, sondern seine Leiche viel Tage im Lager, mit solchem Wehklagen der Soldaten, umhergetragen, daß sie auch, an Statt der Threnen, dieselbe täglich mit ihrem Blute benetzten. 15. Dis neue, als es gen Hof kam, ward es mit unterschiedenen Gemütern aufgenommen. Der Kronen Freunde erfreueten sich drob, weil dieses der einzige Streich unserer und des Staats Sicherheit war. Diejenigen aber, die ihre Hoffnungen auf unsern Untergang zu schmieden vermeineten, empfunden es über alle Massen übel, gaben dessen auch genugsam Kennezeichen von sich, in dem, daß sie den Hertzog von Lastevin in die Ungnade meines Vatters zu setzen gedachten, der dann, wegen unglaublicher Frömmikeit nicht glauben konte, daß man ihn (132) betröge, oder betriegen wolte. Derowegen fuhren I. M. fort, ihn, seiner Dapferkeit gemäs, ferner zu begnadigen, und ihn von Tage zu Tage an Geld, Fürstenthümern, und Freiheiten mehr zu

bereichern, also daß keiner im Reich über ihn, oder ihm gleich, war. 16. Er, der Hinterlist seiner Feinde vergewissert, schrieb an meinen Vatter: Demnach er, ohne Sparung seines Lebens, so viel Jahre gedienet, bete nunmehr um Ruhe, nicht Gefahr zu meiden, noch sich Dienstes zu entbrechen, sondern daß er seinen Krankheiten, die ihn, für der Zeit, alt und ungeschickt machten, abwarten möchte: Die Last ein solch mächtig Kriegesvolk zu regieren, were den Schultern eines Alten zu schwer, und zwar eines solchen Alten, der mehr Blut in der Crone Dienst vergossen, als, zu seiner selbst eigenen Erhaltung, aufgehoben hätte. Ihrer Majestät Heil erforderte, daß andere sich zu den Waffen gebrauchen liessen, seine Schwachheiten zu ersetzen. Er warf noch andere kecke, aber doch ehrerbietige, Streiche mehr mit drunter, die den Dinanderfo bezwungen, (133) ihm ausdrücklichen aufzutragen, in seinem Befehl zu verbleiben, begnadigte ihn auch mit noch mehr sonderlichen Ehren, ihn um so viel mehr ihm verpflichtet zu machen. 17. Der Hertzog verwaltete sein Amt noch eine Zeit lang mit grossem Lobe: Als er aber vernam, daß ihm seine Feinde ferner an den Hals, und ihn solcher Sachen, die ihm nimmermehr in die Gedanken kamen, beschuldigen wolten: Daß man ohne ihn von Friedensartikeln handelte; Und daß der Aspiner (Spanier) König, eben zu dem Ende, den Hertzog von Riafe (Feria) Gesandtenweise abschickte. Auch die Fürsten von Catanosa (?), als freiwillige, aber übelbefriedigte, dem Lager folgten: So fieng er an auf seiner Wohlfahrt Sicherheit bedacht zu seyn, lies etzliche Gefangene los, begehrte nichts als ein Zeugnis der Ehren darvon zu erlangen: Stiftete Freundschaft mit dem Haubt der Belgen, der Aquitanen, und Celten (König von Frankreich). Endlich machte er, daß des Kriegsheers vornemste Obersten und Haubtleute eine gewisse Schrift, mit Hand und Siegel, unterzeichneten, in welcher sie sich ihm in allen Begegnungen zu dienen, und von ihm, (134) bis in den Tod nicht auszusetzen, verbündlich machten. 18. Meinem Vatter ward von diesem allen Theil gegeben, er aber solchem Anbringen (wiewohl es durch manchen wahrhaften Mund geschahe) nicht glaubende, wolte sich der Warheit, durch noch grössere Gewisheit, erkundigen, lies den Graven von Assalimino (Maximiliano) des Hertzogs Lastevin Bruders Sohn, für sich erfordern, demselben that er eine Erzählung vom Verdienst, Tugend, und Siegen seines Vettern des Feldherrn: Und wie er willens were, ihn hinzuschicken, ihm ein Hertz einzusprechen, und ihn zu versichern, daß die ungleichen Berichte sein Hertz von einem solchen Manne, den er so hoch als sich selber liebte, nicht abwendig machen könnten. Er erkannte der grossen Höfe übeln Wesen, als an welchem

die allerwürdigsten der Schmach alles Neides und aller Boßheit, am allerersten, unterworffen weren. 19. Bei dieser Gelegenheit gab er ihm einen von seinen Rähten mit zu, trug demselben, in höchster geheim, absonderlich auf, auf alles des Hertzoges von Lastevin Thun und (135) Lassen genaue Acht zu haben, seine Gedanken, Werke, und seinen vorhabenden Zweck zu durchgründen. Als der abgeschickte Raht ins Lager kam, ward er genugsam von des Feldherrn Veränderung, von seinen, mit den Feinden, gepflogenen Wechselschriften und von tausend andern, ihn schuldig machenden, Händeln, unterrichtet. Dieser machte I. M. alles wissend, denn es kamen etzliche von den fürnemsten, die sich mit unterschrieben hatten, und entdeckten ihm das gantze Werk in Person. 20. Mein Vatter entsatzte sich über diesem erschrecklichen Beginnen, und weil er sahe, daß die Summa dieser Sache auf der Geschwindikeit bestände, so erkläret er den Hertzog des Generalats verlustig, der Crone Aufrührer und seines Fürsten Feind: Befahl allen Provintzen, ihm nicht mehr zu gehorsamen, und machte denen grosse Hoffnung, die ihn ihm in die Hände liefern würden. Er trug dem Milocopini (Piccolomini), einem Sicilianischen Fürsten, und dem Graven von Lagasso (Gallas), beiden in Dapfrikeit und Krieges Weisheit wohlerfahrenen, des Feldes Aufsicht auf. Diesem befahl er die Feinde (136) aufzuhalten, und jenem, den Hertzog zu fahen, eh er Zeit gewönne, sich zu schützen oder zu ent-rinnen.

21. Der von Lastevin war dazumal, als er I. M. Schlus vernommen, an den Grentzen Beotia (Böhmen), in einem wohlvermaurtem Orte. Ob er sich nun alda, weil er Volk, auch Kraut und Lot genug, wohl hätte wehren und beschützen können, so flohe er doch, weil er den Graven von Lagasso (der ihn, unter dem Schein der Freundschaft, zu überfallen vorhabens) mit viel Fähnlein ankommen sahe, samt zween Regimentern zu Ros, und vier Obersten, auch andern Herren, so ihm mit Freundschaft zugethan waren, in höchster Eile darvon; Begab sich eins der vestesten Schlösser in Beotia, in Hoffnung, allda für aller Welt Macht sicher zu seyn. Der Ort war von Natur und Kunst unüberwindlich, die Soldaten von probirter Treue; Vnd der Hauptmann daselbst seine Creatur, denn er hatte ihn, als einen fremden, wegen seiner Dapfrikeit und Treue, zu diesem Befehl befördert, und diesen vesten Platz anvertrauet. (137) 22. Des von Lagasso Nachricht und Warnung war des Hertzogs Ankunft zuvorkommen, dahero nam ihm gedachter Haubtmann für (als er ihn erstlich mit freundlicher Demut, wie einem untern, und zwar einem mit so viel Gutthaten verpflichtet gemachten, gebüret, empfangen hätte) sich seiner,

auf was Weise es auch geschehen könnte, zu bemächtigen. 23. Der Hertzog verblieb, von Gedanken oder Unpäslichkeit beladen, in einem Gemach alleine; Verordnete, daß man ihn ungesessen ruhen lassen sollte. Die andern, vom Hauptmann eingeladen, giengen mit demselben zur Abendmahlzeit. Nachdem nun schier alle, dieses Werks Wissenschaft tragende, mit hierbey waren, und eben am frölichsten zu seyn vermeinten, wurden sie, nach gegebenem Zeichen, mit weniger oder schier keiner Gegenwehre, darnieder gemacht, und ermordet. 24. Kurtz darauf giengen sie, von dar, nach des Hertzogs Gemach, warffen die Pforte zur Erden, unnd fielen, mit gewaltiger ungestümme, hinein. Er sprang auf, lief, sich darvonzubringen oder Hülfe zu rufen zum Fenster. Als er aber die Höhe tödtlich, das Ausreißen unmöglich, und seine Wacht zu weit, sahe, machte er sich herfür, einem Soldaten die Helleparte aus den Händen zu reißen; Dieser aber, auf sein Gewehr wohl Acht habende, machte, daß sich der Hertzog selber spisset, und tödtlich verwundete. Nachdem er sich hinauf aufs Bette geworffen, redte er viel Worte, seine Unschuld bezeugende. Er hätte I. M. Zorn entweichen, und keine andere, als seiner Sicherheit, Gedanken haben wollen: Wann er etwas gegen I. M. Leben, oder dero Reich, im Sinne gehabt, so sollte es ihm an gewissen und erschrecklicheren Mitteln nicht ermangelt haben. Berief sich auf I. M. selbst, wann sie nur seiner boshaften Widerwärtigen beygebrachte Einbildungen auf eine Seite gesetzt, und hergegen seine Dienste und Thaten erwogen hätten. Beklagete das Elend derjenigen sehr hoch, die da gezwungen seyn, grossen Herren, so stets können, was sie wollen, ohn Ende zu dienen.

25. Die herumstehende liessen ihn reden, bis ihm die Seele ausgieng, entweder aus Ehrerbietung gegen einen solchen Mann, (139) der oftermals dem Könige selber Gebot fürgeschrieben, oder daß sie an einem, mit dem Tode ringenden, keine Grausamkeit verüben wolten. Auf diese Zeitung konte mein Vatter die Threnen nicht verhalten. Befahl viel Opfer den Göttern, für seine Seele, zu halten, ob nun wohl ihrer viel an dieser Zusammenverschwerung mit schuldig waren, so lies er doch nicht mehr, als zween in Verhaftung nemen: Dafür haltende, es were eine grosse Rache, wann er den andern zeigte, daß er sie, wan er wolte, züchtigen könnte.

26. Diese übermäßige Gütikeit, gab etzlichen übeln Gemütern Anlas, des Hertzogs von Lastevin Unschuld hoch herauszustreichen, und zwar mit solcher Freiheit, die meinen Vatter in grosse Furcht seiner eigenen Person setzten. Sie sagten: daß die Dienste, die er der Krone geleistet, hätten einen solchen erbärmlichen und schmähhlichen Tod nicht verdienet:

Man sollte das Recht, so man auch einem geringsten gestattet, dem grösten der Welt nicht versagen: Dinanderfo lernet die Undankbarkeit von andern Fürsten; dieses Laster were in allen (140) verhasset, aber in I. M. ein Greuel, dieweil sie wolten, daß Güte und Barmhertzikeit die höchste Zierde ihres Throns seyn solten. Nunmehr empfinde das Reich, was ein solcher Verlust für Schaden brächte; Es hätten auch die Feinde keinen grössern Sieg, als den Tod eines so grossen Kriegeshaubts erlangen können.

VIII. Werders eigene Werke.

Dieselbe Unsicherheit in der Wahl der poetischen Stoffe, dasselbe Schwanken zwischen einer reineren Kunstrichtung und der Nachbildung abgeschmackter, besonders italienischer Formen, welches Werders Übersetzungen zeigen, tritt auch in seinen selbständigen Dichtungen hervor. Sie erheben sich, bis auf eine unvollendete, nicht über die Gelegenheitspoesie, und sind an Zahl nicht unbedeutend, aber sämtlich von geringem Umfange. Das früheste erhaltene Gedicht Werders sind die „Selbsteigenen gottseligen Thränen.“ In den Stellen, die Beckmann¹ und Hoffmann von Fallersleben² anführen, zeigt sich viel wahres Gefühl und würdige Einfachheit des Ausdrucks, die allerdings durch die Schwierigkeit eines regelrechten Versbaues oft beeinträchtigt wird. Der Schmerz des Gatten spricht sich in folgenden Zeilen innig aus:

„Wie that Ihr doch so viel der Müh und Fleiß anlegen,
 Daß oft mir unbewußt Ihr mein wol möchtet pflegen?
 Wie habt mein Willen Ihr, mein Nutzen, meine Lust
 Und mein Begnügung doch zu suchen so gewußt!
 Ihr nannt mich Euer Hertz, Eur Haupt, und Eure Sonne,
 Eur Liebe, Euern Trost, Eur Freude, Kron und Wonne.
 Ach wie betrübt Ihr Euch, wann ich verreisen sollt!
 Wie bat ihr, daß ich doch die Reis einstellen sollt!
 Wann ich dann Eurer Bitt nicht folgen konnt ohn Schaden,
 So fiengt Eur Backen Ihr mit Thränen an zu baden,
 Mit Seufzen, mit Gebet, mit Küß, mit Weinen heiß,
 That Ihr dann segnen mich mit Gott auf meine Reis.
 Wann ich dann wiederkam, so sprangt Ihr unterwegs
 Entzündet im Gesicht für Freuden mir entgegen.

¹ a. a. O. VII, 289.

² Weimarisches Jahrbuch II, 211.

Wo ich mich nur hinwandt, ich las, stund oder gieng
 Im Hause, Garten, Feld, und was ich nur anfieng,
 Da waret allezeit Ihr bei mir an der Seiten,
 Ihr konnt nicht lassen mich an alle Ort zu gleiten.
 Wie ofte sagt Ihr mir: ach liebster Engel mein,
 Geht doch nicht ohne mich, ach laßt mich bei Euch sein!
 Wer weiß, wie lang Ihr mich noch bei Euch habt auf Erden!
 Wer weiß, wie lang wir noch beisammen bleiben werden!
 Wie ofte bat Ihr Gott, wann unser ehlich Band
 Zerrissen werden sollt einst durch des Todes Hand,
 Daß er mich dann so lang ja lebend wollt bewahren,
 Bis Ihr aus dieser Welt zuerst wärt abgefahren!
 (Ach leider, leider nur zu gar früh wahre Wort!
 Wort, die ich tausendmal aus Eurem Mund gehort).“

Das Lesen fremder Dichtungen brachte Werder zuerst auf den Gedanken, sich in poetischen Werken zu versuchen:

- ALs manch subtil Gedicht, als manch subtieles Lied,
 Gar viel subtiler Sinn mir in die hand geriet,
 In welchen seinen fleiß der ein hat wollen weisen,
 Wie prächtig er den preiß eins Fürsten könnte preisen,
 5. Der ander sein Gemüth mit ruhm bemühet hat,
 Wie er erzehlen möcht eins dapffern Helden that,
 Der dritte hat die schön eins Fräwleins hoch erhoben,
 Vnd kan schier finden nit das ende sie zu loben,
 Der vierdt so artig schreibt von Waaffen Wehr vnd Krieg,
 10. Als wer er selbst gewest mit beim Triumph vnd Sieg,
 Ja manch sinreicher Kopff hat selbst was kunt erdencken,
 Vnd mit erdichtem schmuck so zierlich es behencken,
 Das ob wohl nichts daran hats doch auff seine weiß
 Auch für der warheit selbst erlanget offt den preiß.
 15. ALs ich dergleichen ding nun lesend erst betrachtet,
 Ich vber alle maß sie wehrt vnd thewer achtet,
 Ich laß, ich wiederlaß, ich ward nie lesens satt,
 Ich lobt den schönen Geist, der sie gestellet hatt,
 Ich wünscht zu kennen jhn, ich wünschte auch zu haben,
 20. Eins solchen schönen Geists verstandt vnd hohe Gaben,
 Damit was herrlichs ich in Deutsch könt setzen auff,
 In eim gewissen maaß mit eim gerechten lauff,
 Ja ich ward viel ermahnt zur prob etwas zu wagen,
 Weil wagen het verlust, auch offt gewin getragen.

(Herrlichkeit Christi V. 1—24.)

Er übersetzte den Tasso:

- Ich satzt die Feder an, vnd als ich die Geschicht,
 30. Was für Jerusalem hat Gottfried außgericht,
 Also vnd dergestalt zum End hinauß geführet,
 Wie es nun in der Welt von hand zu hand trittret,

- Ward ich drob vnverhofft an mir zu erst gewahr,
 Das mir von obenrab auch was verliehen war,
 35. Also in manchem Rosß viel tugent heimlich stecket,
 Die durch viel übung erst in jhm wird auffgewecket,
 Also in manchem Land viel Gütt vnwissent ligt,
 Draus man zuletzt, durch müh, viel Gold vnd Silber krigt.
 DA wolt im Schweiß Tuch ich auch lassen nicht verharren,
 40. Mein Pfund mein kleines Pfund wolt ich nicht gantz verscharren,
 Ich wolte mein gerings von Gott gelehnt Talent,
 Dem Wechßler williglich hinlieffern in die Hend,
 Auff das, wann ich es müst seim Herren wider geben,
 Ich es mit wucher dann möcht auß der Banck erheben.

(V. 29—44.)

Nach der Vollendung des „erlöseten Jerusalem“ suchte der Dichter nach einem würdigen Stoffe, um daran seine schöpferische Kraft zu erproben, doch konnte er lange Zeit keinen solchen finden:

45. Drauff dacht ich auff vnd ab, drauff dacht ich hin vnd her,
 Ich dacht zu finden was, so schreibens würdig wer,
 Jetzt fing ich dieses an, jetzt jenes zu erwehlen,
 Jetzt wolt ich was im ernst, jetzt lustigs was erzehlen,
 Bald hat auff einsamkeit ich meinen Sin gestelt,
 50. Bald wie so seltzam es doch hergeht in der Welt,
 Bald wolt ich von dem Hoff, bald von dem Krieg was dichten,
 Bald wolt ich loben beid, bald beyde sie vernichten,
 Dan von der Ehr, von Nutz, von Helden, von der Lieb,
 Etwas zusetzen auff mich mein Gemühte trieb,
 55. Dann wolt von vbung ich deß Leibes etwas schwetzen,
 Weil ich mich für der zeit kundt mächtig drin ergetzen,
 Wie man wol zierlich solt gebrauchen Lantz vnd Schwerdt,
 Wie man verhalten auch sich solt zu Fuß vnd Pferdt,
 Dann meint vom elend ich deß Menschen was zu sagen
 60. Dann auch die flüchtigkeit seins lebens zubeklagen:
 Insonderheit wolt ich den hochbetrübten Stand,
 Beschreiben, drin sich jetzt befind mein Vatterland,
 Mein armes Vatterland so jetzt wird gantz verheeret,
 Vnd durch die jnnre Krieg sich in sich selbst verzehret,
 65. Neid, eiffer, zwitracht, haß, blut, mord, mißtrawen, brand,
 Raub, tewrung, pestilentz, geitz, ehrgeitz, sünd vnd schand,
 Gehn hefftig drin im schwang, drob ich ohn vnterlassen
 Muß ängsten meine Seel, vnd meine Wang benassen,
 Weil meine thränen auch von Blut beröhtet sind,
 70. So hett ich sie gebraucht an statt der roten Tint. (V. 45—70.)

Endlich entschloß er sich die „Herrlichkeit Christi“ zu besingen:

NEin, sagt ich doch zu letzt, ich hab was höhers funden,
 Der zweiffelsknoten ist nun in mir auffgewunden,
 Weich weich, sagt ich, O hoff, jhr Helden weicht, weich Ehr,
 Es weiche Krieg vnd Lieb sampt andern dingen mehr,

75. Ja liebstes Vatterland: du selber sey gebeten,
Mit deiner schweren Last auff eine seitt zu treten,
Dieweil derselbe mir ist jetzt gefallen ein,
Dem vber alles ich vnd du verpflichtet sein,
Vor war mein thun bey nah nur auff die lust gegründet,
80. Jetzt aber mich ein Fewer vnd Flam auff's new entzündt,
Ich fühl ein Geist in mir, der Wunder wircken kan,
Derselbe treibet mich, der reizt mich jetzund an,
Das ich mit stummem Mund so schön vnd klar muß singen,
Vnd meine Stim ohn Stim so helle lassen klingen,
85. Von Jesu meinem Herrn, von Christo meinem Gott,
Dem Himmel Erd vnd Meer erschien auff sein gebott,
Von Jesu meinem trost, von Christo meim Erretter,
Dem grossen hellen feind, dem starcken Schlangentretter,
Von Jesu meinem Schatz, von Christo meinem Schutz,
90. Der seine Kirche noch schützt gegen allen trutz. (V. 71—90.)

Er vollendete das Werk im Jahre 1631.¹ Es sollte eine großartige Schilderung des Lebens und Sterbens des Heilands und der Erlösung, welche derselbe der sündigen Menschheit gebracht hatte, bieten, und stellt sich so der Idee nach als Vorläufer der großen Dichtung Klopstocks dar. In welcher Weise der Stoff bearbeitet wurde, läßt sich nicht mehr bestimmen, denn es liegt nur die Einleitung (236 Verse) in der Vorrede zum „erlöseten Jerusalem“ gedruckt vor; die Veröffentlichung des Ganzen unterblieb aus unbekannten Ursachen. So ging die epische Dichtung, welche, wenigstens in Bezug auf den Stoff, die bedeutsamste der deutschen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts genannt werden darf, verloren. Auch von der Ausführung durfte man, wenigstens nach der erhaltenen Probe, eine würdige Einkleidung des erhabenen Gegenstandes, erwarten; aber darüber, wie über den Umfang des Epos, fehlen alle Nachrichten.

Der „Herrlichkeit Christi“ ließ Werder im Jahre 1631 seinen „Krieg und Sieg Christi“ folgen. Aber welcher Unterschied besteht zwischen beiden Dichtungen! In der ersten ertönt eine würdige, einfache Sprache, das Wort gilt nur als Mittel, die großen Gedanken, welche das Thema anregt, auszudrücken. In dem zweiten Werke dagegen herrscht eine beispiellose Spielerei mit den zwei, unzählige Male wiederholten Worten „Krieg und Sieg“, oft fehlt jeder Inhalt, und die Gedanken sind gewaltsam zu Gunsten der eitlen Spielerei verzerrt.

„Krieg vnd Sieg Christi Gesungen In 100 Sonnetten, Da in jedem vnd jeglichem Verse die beyden wörter, Krieg vnd Sieg auff's wenigste

¹ Buchner an Opitz, 3. Juli 1631.

„Krieg und Sieg Christi Mit den Cananeischen Weibelein.“

„Ein Krieg- Sieg blosses Weib von Cana kriegen darff
Mit dem, dem aller Krieg vnd Sieg zum füßen lieget,
Dem Krieger Siegt Sie an, den Sieger Sie bekrieket,
Sie Siegte durch bestandt, sie Kriegt' vnd Siegte scharff,
Bis Sie den KriegesHerrn in ihren Sieg hinwarff.
Durch Siegsverlust der HErr den SiegsKrieg doch ersieget
Der Sieg den Krieg, der Krieg den Sieg hier überwieget,
Sie macht des Satans Plag' vnd Sieg zur Kriegeslarff.“

Auch andere Worte sind stellenweise gehäuft, z. B. Sonett 68, V. 12—14.

O Wunder Man! thu dich mit Krieg vnd Sieg empor
Den Wunder Krieg verwund' durch Wunder Sieg' jetzunder,
Das der Kriegs Wunder Sieg' im Wunder ich mich wunder.

Die Vorbilder für diese Spielereien fand Werder in der italienischen Sonettendichtung, wo sie seit den ältesten Zeiten beliebt waren.¹ Es sei auch daran erinnert, daß bereits Heinrich von Veldeke ein Lied „*Swer to der minne is sô frût*“² dichtete, in welchem jeder Vers das Wort „*minne*“ enthielt.

Wegen der zahlreichen unklaren und geradezu unsinnigen Ausdrücke, welche durch die endlose Wiederholung von „Krieg“ und „Sieg“ entstanden, entschuldigte sich Werder und gab selbst zu, daß die Wörter Krieg und Sieg hin und wieder überflüssig ständen, weil ohne dies das Vorhaben, daß in jedem Verse die zwei Wörter stehen sollten, nicht hätte durchgeführt werden können. Eine solche Stelle, wo jede Bedeutung den beiden Worten fehlt, ist z. B. Son. 61, V. 1—3:

Nach vielem Krieg jhn erst mit Sieg' im Tempel finden
Sein Eltern, die mit Krieg- vnd Siegsangst auff vnd ab
Zersuchten diesen Krieg- vnd Sieges-altersstab.

Die Form mußte ebenso wie der Inhalt unter dem Zwange des Wortgeklingels leiden. Zwar sind die Silben richtig gezählt; aber fast jeder Vers ist durch Härten verunstaltet, unter denen die Auslassung des e zwischen gleich- und ähnlich lautenden Konsonanten, wegen der sich Werder in der Vorrede entschuldigt, noch als die geringste erscheint.

Die Anordnung der Reime in den Quartetten ist durchgängig

¹ WELTI, Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung. Leipzig 1884. S. 77 Anm.

² BARTSCH, Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. Leipzig 1864, S. 15.

regelrecht, dagegen sind die Terzette ganz willkürlich behandelt.¹ Der Stoff ist in je 50 Sonetten dem alten und dem neuen Testament entnommen. Im ersten Teil jedes Sonetts ist das Thema, so weit es „Krieg“ und „Sieg“ zulassen, angedeutet, im zweiten ist dann eine Anrufung Christi enthalten. Meist sind die religiösen Gegenstände ohne Beziehung auf andere Dinge behandelt, nur im 61. Sonett spricht Werder von seinem Knaben, und im 87. feiert er den Sieg, welchen Gustav Adolf unmittelbar zuvor bei Breitenfeld erfochten hatte. In der Wahl der Stoffe hat Werder unbegreifliche Geschmacklosigkeiten begangen. Die Sonnette 55, 56 und 58 enthalten Schilderungen von einer Rohheit, die von den späteren Mysticisten selbst in ihren ärgsten Verirrungen nicht übertroffen werden konnte. Die Überschriften der drei Machwerke lauten: „Krieg und Sieg Christi In seiner Mutterleibe, In seiner Geburt und In seiner Beschneidung.“²

Wahrlich, ein solcher Inhalt war der Form würdig, in welche er ausgeprägt wurde; aber kaum begreiflich ist es, daß jemals das Gefühl für Schönheit und Würde der Dichtkunst in unserm Volke so tief sinken konnte, um solche widrige Produkte ohne Widerspruch, ja sogar mit Beifall, anzunehmen. Noch dazu ist es kein Pritschmeister,

¹ Die Reimstellung ist:

In 33 Sonetten	c	in je 25	c c	in je 6	c c	in je 2	c c	und in je 1	c c
	c		d d		c d		d d		d d
	d		c d		d e		e e		e e
	e		d c		e e		c d		c d
	d		e e		e d		d e		e c
	e		e e		d c		e c		d e.

² Als Beispiel maßloser ästhetischer und religiöser Verirrung sei das 55. Sonett hier mitgeteilt:

„Nun Christi Leibes Krieg vnd Sieg hett angefangen
 Als er erst Kriegt vnd Siegt recht zwischen harn vnd koth
 In seiner Mutterleib', Er Kriegt vnd Siegt durch noht
 Mit Krieg vnd Sieg gespeist, es haben jhn angangen
 Sieg- Blut Krieg' ohne Zahl; So bald er ist empfangen,
 Macht jm stracks Krieg vnd Sieg gestanck gezwang vnd todt
 Eh er durch Krieg vnd Sieg kan zur Geburt gelangen.
 So liegt mit Krieg' im Sieg' ein jedes Kind verstrickt,
 Der Mutterfall kan es durch Krieg vnd Sieg verderben.
 Ein glimmend' tocht es leicht' im Krieg' vnd Sieg' erstickt,
 Vnd diesen Sieges Krieg auch Königs Kinder erben.
 Noch dennoch ist der Mensch so stolz in Sieg' vnd Krieg',
 Vnd denckt nicht wo er erst im Krieg' vnd Siege lieg.“

Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß Werder, dessen wahre Frömmigkeit in allen seinen Thaten und Schriften hervorleuchtet, hier von jeder absichtlichen Blasphemie weit entfernt ist.

keiner der beschränkten späteren Meistersinger, der diese Verse hervorgebracht hat; sie stammen von einem Manne, der den ganzen Reichtum klassischer und moderner Bildung in sich aufgenommen hatte und, vielleicht zu derselben Zeit, da er sich mit diesen Reimereien abplagte, sich mit der Übertragung eines Meisterwerks der Renaissance beschäftigte.

Die hundert Sonette errangen einen gewissen Erfolg; denn trotz der Ungunst der Zeit erschien bereits nach zwei Jahren eine neue (unveränderte) Auflage. Aber zum Glück wurden sie trotzdem fast gar nicht nachgeahmt¹ und gerieten so schnell in Vergessenheit, daß Enoch Hannmann in seinen „Anmerkungen in die Teutsche Prosodie“ (1645) nicht einmal den Namen des Verfassers mehr anzugeben wußte.

Ein Jahr nach den 100 Sonnetten ließ Werder wiederum ein kleines religiöses Werk erscheinen, eine poetische Paraphrase der sieben Bußpsalmen. Die Umdichtung der Psalmen gehörte seit Jahrhunderten zu den beliebtesten Aufgaben, welche sich geistliche und weltliche Dichter stellten. Besonders nachdem Clément Marot und Theodor Beza ihre Psalmen veröffentlicht hatten, die nach den Melodien von Gondimel und Bourgeois bald auch in deutscher Übersetzung gesungen wurden, begann man allenthalben den Psalter für die häusliche Erbauung und den gottesdienstlichen Gebrauch in sangbare Verse zu bringen. Auf Melissus (1572) und Lobwasser (1573), welche noch die französischen Melodien beibehielten, folgte Cornelius Becker (1600), der alten lutherischen Weisen seine Texte unterlegte, und als erst die Not des großen Krieges hereinbrach, da wandte sich alles der frommen Dichtung zu und suchte darin Kraft und Trost. Zumal die Bußpsalmen entsprachen der selbstquälerischen Stimmung, welche die fromme Menschheit jener Zeit beim Anblick aller Greuel des endlosen Kampfes ergriff, und so ist es nicht zu verwundern, daß in der kurzen Zeit von vier Jahren drei der bedeutendsten deutschen Dichter jener Zeit, Fleming (1631),² Werder (1632) und Opitz (1634),³ die Schmerzenslieder des königlichen Sängers nachzuahmen suchten.

¹ Die wenigen Sonette, welche ähnliche Spielereien aufweisen, wie das Siegmund von Birken: Ueber den Teutschen Krieg (Guelfis, pag. 10), in welchem jeder Vers die Worte „Krieg“ und „Friede“ enthält, mögen denen Werders nachgebildet sein.

² Zufällig erschien Flemings und Werders Dichtung bei demselben Verleger (Elias Rehefeld in Leipzig).

³ Unter den zehn Psalmen, welche Opitz 1634 Werder mit Beziehung auf

Werders Psalmen sind über die Flemings und Opitzens zu stellen. Sie atmen einen innigen Glauben und zeigen in Folge dessen eine Wärme, welche ihnen auch höheren poetischen Schwung verleiht. Dabei halten sie glücklich die Mitte zwischen der etwas dünnen Wiedergabe des biblischen Textes durch Fleming und der oft gar zu breiten Ausführung Opitzens.¹ Die Gewandtheit Werders zeigt sich in den mannigfachen, zum Teil schwierigen, Formen seiner Strophen,² z. B.

38. Ps. 1. Zu straffen meine Schuld', O Gott, mit schwerer Pein
Im Grimme nicht erschein',
Ach gieb daß deine Gnad' dein strenges Recht vergüte,
Vnd messe mir mein Ziel der Straffe kürztlich ab,
Damit sie mich behüte
Für steter Höllenqual, die ich verdienet hab.

102. Ps. 12. Ob schon die Engel lieblich singen,
So wirstu doch auff Erden hier
Auch hören gerne für vnd für,
Dein Lob durch Menschen Stimm' erklingen.
Vnd wann sie deine hohe Gnad'
Einst aus Trübsal geführet hat,
Nach so vnd so viel schwerem Leiden,
Dann wird vns werden recht bekandt,
Wie die Trübsalen, Wonn', vnd Frewden,
Stehn alle gleich in deiner Hand.

143. Ps. 5. Mit noch viel grössrer Angst hoff' ich HERR auff dein Gut,
Als nicht die dürrest' Erd im heissen Sommer thut,
Wann sie sich gerne wolt im kühlen Regen baden:
Allein seufzt' ich zu dir, in dir leb ich allein,
Tod bin ich in der Welt, so bald als deine Gnaden
Für mich gestorben seyn.

Freilich finden sich auch flache und nichtssagende Stellen, z. B. im 102. Ps. Str. 4:

Aus Jammer mir für meinen Beinen,
Vnd jedem, der sie siehet, grault,
Die, so im Grabe seyn verfault,
Den meinen nicht sehr vngleich scheinen:
Mein Elend das mich also plagt,
Mich nach den wüsten Orten jagt,

dessen gleichartige Dichtung widmete, befanden sich allerdings nur vier der Bußpsalmen, erst 1637 erschienen die übrigen.

¹ Der 38. Psalm hat bei Opitz 22 achtzeilige, bei Werder 14 sechszeilige Strophen; der 51. 19 bez. 11 sechszeilige Strophen.

² Jeder der sieben Psalmen ist in einer andern Strophenform gedichtet.

Zu suchen Einsamkeit vnd Schatten,
Da dünkt mich es recht süß vnd gut,
Vnd wil mit Trawren da erstatten,
Das, was der Vhu sonst da thut.

Aber derselbe Psalm enthält zugleich eine hochbedeutende Strophe, die einen Platz neben dem Besten verdient, was ein Fleming und Gerhardt geschaffen haben.

18. Der Mond vnd Sonne werden dringen
Zu allem Fewr am Firmament,
Vnd werden an dem letzten End'
Auch all' ihr Licht zusammen bringen,
Der Himmel wie ein altes Kleid,
Wird sich verbessern zu der Zeit,
Die Elemente werden beben,
Ob sie schon fest seyn hingestellt,
Du aber HERR, wirst vberleben
Die Zeit, den Todt, die gantze Welt.

Die Überlegenheit der Psalmen Werders wird deutlich, wenn man eine kurze Stelle in der poetischen Ausführung der drei Dichter betrachtet. Der zweite und dritte Vers des sechsten Psalms lauten in der Übersetzung Luthers: „Ach, Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn, und züchtige mich nicht in deinem Grimm. Herr, sei mir gnädig, denn ich bin schwach: heile mich, Herr, denn meine Gebeine sind erschrocken.“

Fleming giebt den Inhalt dieser Verse folgendermaßen wieder:

„Ach schone, großer Herr, ach schone mich zu strafen,
wenn deine Huld und Gunst bei dir ist ganz entschlafen,
und du für Zorne brennst! Herr, züchtige mich nicht,
wenn dir die Grimmesglut aus Mund und Augen bricht,
die niemand tragen kann! Umb so viel mehr laß blicken
dein Gnadenangesicht, indem mich unterdrücken
viel tausent Schmerz und Angst! Herr, heile, heile mich,
weil ich voll Schwachheit bin! O Arzt erweise dich!

Trotz aller neu hinzugefügten Züge ist die Schilderung kalt und steif, man gewahrt nicht die Innigkeit, die Werders Verse beseelt:

1. Du Richter aller Welt, der du mich wol kanst straffen,
Komm mich in deinem Ernst zurichten nicht herein,
Mein Vbel kenn ich wol, hab aber keine Waffen,
Als deine Güt' allein.
2. Es lest die Rewe mir, die mir nach jmmer schreitet,
Am Tage keine Frewd', des Nachtes keine Ruh'
Auff das Gebeine mich das Schrecken hart bestreitet,
Vnd quälet jmmer zu.

Hier ist in kurzen würdigen Worten voll Gefühl nur der Inhalt der Worte des Psalmisten wiederholt. Opitzens äußerlich glattere Verse sind um vieles breiter und unpoetischer:

1. Herr, nicht schicke deine Rache,
Über meine böse Sache,
Ob sie wol durch Ubelthat
Grossen Zorn verdienet hat;
Freylich muß ich es bekennen,
Ursach hastu sehr zubrennen:
Doch du wollest jetzt allein
Vater, und nicht Richter seyn.
2. Schicke lieber, O mir Armen,
Für dein Eyffer dein Erbarmen:
Heyle mich, dann ich vorhin
Schwach und Lagerhaftig bin.
Siehe, wie ich ab sey kommen,
Wie mir alle Krafft genommen:
Mache, HERR, es ja nicht lang,
Marck und Bein ist sterbe kranck.¹

Weit weniger als die Nachbildung der Bußpsalmen ist Werder ein „Trawerlied vber die klägliche Zerstörung der Löblichen vnd Vhralten Stadt Magdeburg“ gelungen, welches denselben angehängt ist. Das Lied schildert die Überwältigung einer Jungfrau (das Wappen Magdeburgs) durch einen alten Wüstling. Unter anderm finden sich darin folgende, fast komische Verse:

Der Himmel selbst erschrickt. Gottloser Bulen Knecht,
Es weren ja für dich die drey Höll Huren recht,
Ihr Bräutigam zu seyn: Mit solchem Brand vnd Morden
Ist auch des Plutons Weib selbst nicht geraubet worden.
Du ALTER KAHLKOPF, Du verdienstest, daß das Schiff
Charontis mit dir stracks in seinen Abgrund lieff.

Die Allegorie von der Jungfrau und dem alten Liebhaber ist noch weiter geführt; dann redet der Dichter die Gefallenen an:

Ihr Bürger aber all', ihr Männer, vnd ihr Frawen,
Ihr Kinder, Knäbelein, ihr Jüngling' vnd Jungfrawen,

¹ In der Gesamtausgabe der Psalmen von 1637 sind die von 1634 verändert. Die mitgeteilten Verse lauten dort:

1. Herr schicke ja nicht Rache,
Auff meine böse Sache,
Die dich erzürnet hat.
Laß deinen Grimm nicht brennen.
Ach! Laß dich Vater nennen,
Vielmehr an Richters stat.

2. Vergib, vergib, mir Armen:
Erzeige doch erbarmen:
Ich bin ja kaum ein Schein,
O heile HErr, mich wieder,
Ich liege gantz darnieder,
Bin krank durch Marck und Bein.

Du kecke Kriegesschaar: Vnd du O Edler Heldt,
Der Du jhr warest gleich als Hertzog fürgestellt,
Glantz aller Tapferkeit, vnd Sonne des Verstandes
Ruht ruhet in der Asch' hier ewres Vaterlandes
Ja ruhet süß vnd sanfft, kein Todt ist ewer Todt:
Ein Leben ist er euch, ein Leben auch in Gott,
Ein Leben voller Ehr, ein Leben voller Leben:
Ihr vberwunden habt: Ihr werdet euch erheben,
Hoch vber das Gestirn, Es wird nach vnsrer Zeit
Auch werden ewer Lob vnsterblich außgebreit.“

Zum Schluß ermahnt der Dichter die Überlebenden, auszuharren und den Mut nicht sinken zu lassen. Das ganze „Trauerlied“ ist des besungenen Gegenstandes nicht würdig; denn von dem furchtbaren Schmerz, der die ganze protestantische Welt nach dem Falle Magdeburgs bewegte, ist sehr wenig darin zu spüren. Dasselbe Bild von der geschändeten Jungfrau benutzte Opitz zu einem Epigramm, welches zuerst bei Neumeister¹ abgedruckt ist und ebenso, wie Werders Gedicht beweist, wie wenig die Poesie damals den Gefühlen über wirklich erschütternde Ereignisse Ausdruck zu geben vermochte.

Beim Druck der Bußpsalmen war aus Versehen der 32. Psalm ausgelassen worden. Derselbe wurde am Schlusse hinzugefügt und Werder füllte das leere Papier des Bogens mit drei von ihm übersetzten Sonetten *Petrarca's*.² Nicht ohne Absicht hatte er dieses glühende Manifest gegen die verrottete römische Kirche ins Deutsche übertragen. In der Anmerkung an den Leser sagte er, daß *Petrarca* diese Sonette eben damals gesungen habe, „als dz Bapstumb am höchsten gestanden,“ und die entrüstete Sprache des italienischen Dichters ist mit all ihrer Kraft und Schonungslosigkeit wiedergegeben, wenn Werder auch einzelne Stellen, wie besonders Son. 106, V. 6—7 nicht ganz richtig aufgefaßt hat.

Das vierte Jahrzehnt des Jahrhunderts neigte sich seinem Ende zu, und noch immer dauerte der endlose Krieg fort. Alle patriotisch fühlenden Männer sahen mit zerrissenem Herzen den Untergang des Vaterlandes, von allen Seiten wurde der Ruf nach Frieden laut, und mit Jubel ward es begrüßt, als 1639 von verschiedenen Seiten die ersten ernstlichen Versuche gemacht wurden, dem Kampfe ein Ziel zu setzen.

¹ Spec. diss. S. 76 f.

² Nach der Ausgabe Firenze 1748 ist es Parte I, Son. 105—107.

Werder ersann zum Preise des Friedens eine kleine dramatische Rede,¹ die er an den anhaltinischen Höfen im Sommer 1639² durch seinen jugendlichen Sohn Paris vortragen ließ. Dieselbe erschien in Hamburg (1639) und Cöthen (1640) gedruckt mit einer kurzen Beschreibung der feierlichen Veranstaltungen, von denen sie begleitet wurde: (S. 2.) „Diese Friedens-Rede / ist gehalten worden / An vnterschiedlichen Fürstlichen Höfen, / In grossen prächtigen Saalen: / Nach vorgangener herrlichen Music; / Auff etwas darzu erhabenem vnd mit Teppich belegtem / vnd Blumen bestrewetem Orte, / An einer nahe daran zur rechten Hand stehenden schön / gedeckten kleinen Taffel: / Vnter einem niedrigen, von grünen Meyen erbawetem Himmel, / In zierlicher reicher Kleydung, vnd güldenen Kette, gekröhtes / Häuptes, mit einem schön verguldetem öhlblätter Krantze. / Mit wohl erhobener, wieder sinkender vnd zur rechter Zeit / veränderter Stimme vnd Außsprache: / Auch vnzehlich vielen, sich hierzu wohl fügenden, bewegungen / der Augen, der Hände, der Arme, der Tritte, der Stellungen / vnd anmuhtigsten Sitten vnd Wesen des gantzen Leibes / In trefflicher verwunderung aller hohen vnd anderer anwesenden, / So alle einhällige vnd beständige Lobsprechende Zeugen seyn; / Daß diese Handlung so lieblich anzuschawen, als kräftig vnd / beweglich zu hören gewesen / Auch würdig / Daß sie von allen kriegenden Potentaten der Christenheit / Persönlich geschawet vnd angehöret werden möchte. / Nach vollendeter Rede ward dieses ansehnliche Werck, / mit voriger liebreicher Music wieder beschlossen.“

Die Rede zeichnet sich durch eine würdige Sprache aus, Gliederung und Stil sind vortrefflich, und so eindringlich ist mit kühner Aufrichtigkeit den Machthabern ihre Schuld und das Leiden des Volkes dargelegt, daß ein tiefer Eindruck nicht ausbleiben konnte. Im Eingang entschuldigt sich der Knabe, daß er, der Jüngste und Unwissendste, sich eines solchen Vorhabens zu unterwinden wage. Aber er sei auf seines Vaters Geheiß aufgetreten, um „einen fürtrag nicht in Latinischer oder anderer frembden Sprache, sondern Teutsch zu thun.

¹ BARTHOLD, a. a. O. S. 225, glaubt, daß Paris von dem Werder die Rede „unter Leitung des Vaters“ verfaßt habe. Es ist sehr zu bezweifeln, ob ein fünfzehnjähriger Knabe zu einem derartigen reifen Werke befähigt gewesen wäre; übrigens nennt Barthold selbst weiter unten (S. 227) Werder den Verfasser.

² Da Werder am 27. Heumonats (Juli) 1639 Fürst Ludwig die Rede zur Durchsicht übersendet und am 4. Herbstmonats (September) desselben Jahres wegen des Druckes anfragt, so wird der Vortrag wohl in die dazwischen liegende Zeit fallen. Hierdurch wird auch die Annahme Bartholds, Werder sei bei der Feierlichkeit nicht zugegen gewesen, hinfällig, da dieser erst Ende September seine Reise nach Prag antrat.

„Teudtsch: Darumb weil diese sache Teutschland am meisten jetzo betrifft. Teudtsch: Darmit darzuthun vnd zubeweisen, daß darinnen ebenso kräftige vnd herrliche fürträge auff's zierlichste vnd Majestätischste, als in einiger Zungen vnter der Sonnen geschehen vnd abgelegt werden können; zugeschweigen daß solches in unserer tapfferen Muttersprache selten, vnd vielleicht gar nicht geschiehet.“ Vor allem rede er aber deutsch um der Damen willen, denen er besonders zu gefallen wünsche, und wenn diese ihm ein geneigtes Ohr liehen und ihre holdseligen Herzen zu ihm neigten, würden alle seine Fehler unbemerkt bleiben. Der Knabe erklärte darauf, daß er hier stände, um die Hoheit, Vortrefflichkeit, das Recht und den unüberschwenglichen Nutzen des Friedens zu erklären, und es senkte sich von dem Maienhimmel ein vergoldeter Kranz von Oelblättern auf sein Haupt herab. Nachdem er darauf die Anwesenden gebeten hatte, zu glauben, der gekrönte Friede habe selber seine wohnung in ihm, er herberge in seinem Herzen, begann er im Namen des Friedens.

Rede des Friedens.

„Höret Ihr Potentaten der gantzen Christenheit, Höret aber fürnemblich Ihr Häupter vnd Glieder Teutschen Landes (5) mercket auff meine Rede vnd lasset keine meiner Thränen vnauffgefangen, auch keines meiner Worte vngehört auff die Erde fallen.“ So begann er und fuhr dann, von Thränen unterbrochen, fort, indem er das Wischtuch vor die Augen hielt: Er wolle über die ihm zugefügte Schmach sich nicht beklagen, aber er müsse ihren elenden Zustand beweinen aus Mitleid. Schlechten Leuten könne man zürnen, über die ganz unsinnigen und wüthenden Deutschen könne man nur Thränen vergießen, besonders weil sie ihr Unglück nicht erkannten: „Dann die grösse seiner Kranckheit recht erkennen, ist keine geringe Staffel zur genesung.“ Der Krieg sei ein Ocean alles Uebels, der Friede dagegen sei voll aller heilsamen Dinge. Ohne ihn bestehe nichts blühendes, sicheres, reines, heiliges, Nichts sei den Menschen lieber, noch den Engeln angenehmer, als der werthe Friede. Wer könne die Deutschen denn für Menschen halten, wer könne glauben, daß sie ein Krümlein gesunden Verstandes (6) besäßen, da sie mit aller Mühe ihn zu verfolgen und zu verjagen strebten. Die Natur habe nur ein Geschöpf hervorgebracht, das mit Vernunft begabt sei, und zur Freundlichkeit und Eintracht geneigt sein kann und soll: und trotzdem sei für ihn bei allen Thieren mehr Platz zu finden, als bei den Menschen. Gestirne und Elemente, die Gliedmaßen, Leib und Seele, auch das unvernünftige Vieh lebe in Eintracht. Die Uime umfange

der Weinstock und der Pfirsichbaum, (7) der Magnet ziehe das Eisen an sich, sogar die höllischen Geister hätten, was das Wundersamste sei, ein Bündniß unter sich. Nur die Menschen könne weder die Natur, noch die gute Unterweisung, noch die Nutzbarkeit des Friedens zur Liebe gegeneinander antreiben. Nur der Mensch habe Rede, Tugend, Gemüth und könne Thränen vergießen, er komme waffenlos auf die Welt. (8) Sollte auch Christus bei den Christen nichts gelten? Aber es sei bei ihnen mehr Zank und Vneinigkeit, als bei den Heiden. Bei dem Pöbel finde der Friede keine Stätte, darum gehe er an die Höfe. Aber da sei alles mit Practiken und falschen Vorstellungen erfüllt und verderbt, die Könige ließen sich von Begierden mehr, als von gesundem Urtheil leiten und führen, darum fliehe er zu den Gelehrten. (9) Aber hier stritten Schulen mit Schulen, und zankten über etwas „das nicht eines Kohlblats oder einiger Zigenhaare wehrt ist,“ und verletzten einander mit scharfen Schriften.

Die rittermäßigen Leute morden sich, wenn sie nicht Gelegenheit haben, im Felde ihre Waffen zu tragen, gegenseitig im Zweikampf und achten ihr Leben für nichts. „O wee wee der Boßhafften eitelkeit.“ Nur der Gottesdienst sei dem Frieden noch übrig, zu den Dienern des göttlichen Wortes wolle er sich wenden. Aber wo sei mehr Hader, mehr Haß und Neid, als bei den Herren Geistlichen. Sei doch keine Art Leute unter der Sonne, (10) die „vergrälltere vnd verdamlichere schrifften“ gegen einander ausgehen ließen, „daß man schier dafür halten mus, der Satan führe ihnen die vergiftete Feder vnd gebrauche hellische Dinte darzu.“ Nun gar die Statthalter Christi, die Kardinäle, Ertzbischöfe und Prälaten, würben selbst Kriegsheere an, und führten als Feldherrn ganze Schlachtordnungen zum Würgen und Ermorden. Darauf habe er sich zum Ehestande gewandt, aber auch dort nur Streit gefunden. Endlich habe er sich fürgenommen, sich in einem Christenherzen eine Herberge zu suchen und habe darum vor andern diesen edlen Knaben, durch dessen Mund er seine Klage jetzt vorbringe, erwählt, (10) „weil derselbe insonderheit eines friedfertigen vnd gütigen gemüths.“ Aber trotzdem finde er sich auch hier betrogen; denn in der Brust des Knaben stritten Tugend und Laster mit einander. (11) Der erste unter den vier grossen Propheten habe einen Friedensfürsten verheißen. Nur im Frieden könne Christus leben. Wie wisse Paulus des Friedens Lob bei den Chorinthiern groß zu machen! (12) „So offt die Göttliche Schrifft eine vollkommene Glückseligkeit andeuten wil, so nennet sie dieselbe mit dem Nahmen des Friedens.“ (13) Christus habe die Seinen mit dem Wunsche des Friedens begrüßt, und ihnen diese Art zu grüßen anbefohlen. Und

vor seinem Tode habe er befohlen: Liebet euch unter einander, und ihnen den Frieden hinterlassen. (14) Die wilden Szythen schlössen Freundschaft, wenn sie einige Tropfen Blut mit einander getrunken hätten, und die Christen könnten nicht durch das für sie vergossene Blut bei Friede und Freundschaft erhalten werden. Sie seien vom Wahnsinn gleichsam besessen, sie erwürgten sich ohne Maß und Ende. Er wolle nicht der traurigen Schauspiele der alten Zeit gedenken, nur ansehen, was binnen zwanzig Jahren geschehen sei. Alles sei verwüstet und zerstört, (15) sie stritten mit mehr Grausamkeit unter einander, als die Heiden mit den Heiden. Sie machten mit den Lastern und den Türken Frieden, und kriegten Christen mit Christen, nicht der gemeine Pöbel, nicht unerfahrene Jünglinge, nicht gottlose Weltkinder, sondern diejenigen, durch deren Rat und Regierung Aufruhr und Schlägereien gestillt werden sollten. Und weshalb? Um liederlicher Ursachen willen, wegen eines Titels, einiger Würde und Hoheit, um eine Provinz. (16) Allen diesen gottlosesten Thaten werde der allergottseligste Titel gegeben: auf diese Weise, sagen sie, werde der Weg gemacht, das Reich Christi fortzupflanzen, als wenn das Wort Gottes durch Mord und Blut erhalten und fortgepflanzt werden müßte. „Darumb Ihr Fürsten, betriegen euch ewre Lehrer, die euch Blutvergessen rathen, vnd Predigen, glaubets ihnen nicht! saget vielmehr: Hebe dich weg von mir Satan, du bist mir ärgerlich!“ Auch diejenigen, welche in Schriften das Recht der einen oder andern Partei zu beweisen suchten, seien keine Friedensstifter, sondern Lärmenbläser. (17) Das sei nicht die Hauptfrage, ob der eine Teil ein besseres Recht habe, sondern seine Frage sei, „ob ein oder ander theil ein solches recht vnd fug habe, daß es ohne verletzung seines für Gott geltenden vnbefleckten gewissens, nicht alleine einen solchen Blutstürtzenden Krieg vnangefangen, sondern auch denselben so lang vnd viele Jahr hero nicht aus eigenen mitteln, sondern allein auff des armen Land- vnd Stadt-mans kosten verderb vnd gäntzlichen vntergang, welche doch der Krieg, so viel als Nichts angehet, vnfortgesetzt seyn lassen könne.“ Oder er frage, ob die Sache so beschaffen sei, daß kein Blutvergießen vnd keine Verheerung so vieler Länder in Obacht genommen werden solle. „Allhier ist die Insel Rohdus, hier dantze! Allhier gürtete deine Länden du Tintenmann, vnd komme her mit mir zurechtfertigen, Ich weiß du solst mir auff tausend nicht eins antworten.“ Die Kriege seien bei weitem nicht so blutig für die kriegenden Teile, als sie blutig seien über den unschuldigen armen Unterthanen. Hundert ja tausend von diesen kämen um Hab und Gut, um Leib und Leben, ehe ein Krieger umgebracht würde.

(18) Es sei aber leider so weit gekommen, daß der für närrisch und gottlos gehalten werde, der mit einem Worte dem Kriege widerspreche, und man pflege gar den Krieg mit der Gestalt der Heiligkeit zu schmücken, indem der gottlose Soldat das Kreuz in den Fahnen führe. Was habe er mit dem Kreuze zu thun? Und was das allerabscheulichste sei, in beiden Heeren und Feldlagern glänze das Kreuz überall. (19) Streite nun das Kreuz wider das Kreuz? Führe nun Christus Krieg gegen Christum? Des Krieges Vater Unser sei Lüge. Er begehre vom Bösen erlöst zu sein, und bringe seinem Bruder unzähliges Böses bei. (20) Bei den Heiden werde ein Brudermörder in einen Sack eingenäht ins Wasser geworfen. Aber die durch das Christenthum Verwandten tragen als Brudermörder noch Ehre und Dank davon. Sein Vortrag gehe nur an die, welche als Christen Christen bekämpften, die gegen die Heiden stritten, seien ewigen Ruhmes und Lobes würdig.

Man behaupte, die Wohlfahrt des Vaterlandes und der Unterthanen Heil fordere diesen Krieg. Was gehe aber die Ursache des Krieges die Unterthanen an? Sie seien dessen unfähig, (21) und er stürze sie ins äußerste Verderben, so daß bald keine Leute mehr zu finden sein würden, alles eingeäschert, verwüstet und öde liegen, auch endlich wohl gar dem Türken zum Raube werden müsse. Wenn es wahr sei, daß die christlichen Fürsten des Krieges überdrüssig wären, so wolle er ihnen einen guten Rat geben. Der Friede bestehe nicht in Schwägerschaften und Bündnissen, ja aus diesen pflegten gewöhnlich die Kriege zu entspringen, nein den Ursprung des Kriegesbrunnens müßten sie verstopfen. Getreue christliche Lehrer betrachteten den Krieg als eine väterliche Züchtigung, und daß er, so fern er von Gott entspringe, noch gut sein könne. „Aber ich, der behertzte vnd vnerschrockene Friede trette dem Hauptwerck näher: Alle Frieden sind bey andern Völckern Weiber art, ich der Teutsche Friede allein bin Männlichen Geschlechts, darumb greife ich der Sachen ans Hertze, ich bringe eine nähere engere vnd absonderlichere vrsache dieses Krieges für; ich sehe diesen Krieg an, nicht wie er zufälliger weise gutt, sondern wie er für vnd an sich selbst Sünde ist, vnd die allergrösseste Missethat, so itzo in der Welt im schwang gehet, ich sehe ihn an, wie meinen abgesagten Feind, vnd einen Widersacher Gottes.“ (22) „Nein Ihr Grossen! Ihr Grossen seyd allein die rechtschuldigen vnd straffwürdig von mir erfunden! Ewre vnd der ewerigen böse Begierden, ewere eigene schädliche Neigungen, Ewerer Rahtgeber Lasterhaffte Gemühter vnd verführische Hertzen sind die Vrsachen alles Tumults vnd Vnwesens. Vnd indem ein jeder seinen

vnzimlichen Neigungen nachhänget, so wird die allgemeine Wollfahrt beleidiget, vnd gehet alles darüber zu Grund vnd zu Boden.“ Der Unterthanen Wollfahrt solle die Hoheit der Fürsten sein, jene seien weit mehr als diese, und sie seien nicht der Fürsten halber sondern die Fürsten ihrethalben erschaffen und verordnet. Jeder Unterthan gelte vor Gott ebenso hoch und viel als die Fürsten, „vnd noch vielleicht wohl mehr.“ Wenn Krieg geführt werden müsse, so werde er mit den Türken geführt; (23) aber jetzt würde das Haus Christi aus einem Bethaus zu einer Mördergrube gemacht. Wenn die Fürsten ansähen, was der Krieg und was der Frieden sei, so sei es unmöglich, daß sie diesen gegen jenen vertauschten. Möglich sei es dadurch, daß sie nicht sähen, nicht wüßten, was der gemeine Mann bei den Kriegen ausstehen und erleiden müsse. „Soltet ihr an ewren eigenen Persohnen, an ewren eigenen Leibern nur zween Tage erdulden vnd fühlen, was die armen Vnterthanen so wohl Edel als Vnedel nun zwanzig vnd mehr Jahr hero an jhnen erfahren, O wie bald würdet ihr Friede machen.“ Jeder glaube, seine Sache sei die gerechteste; aber selbst wenn der Ausgang des Krieges nach Wunsch falle, so überträfen die Unkosten doch bei weitem den Gewinn, abgesehen von dem, was die Länder verlören und von der Gefahr eines unglücklichen Ausganges. (24) Jeder wolle den Frieden nur zu seiner Ehre und zu seinem Gewinn; aber zu Beschimpfung und Nachteil seines Gegners, und das sei kein Friede, sondern Krieg. Nur einen unter den christlichen Königen nehme er aus, der mit allen Frieden halte, dessen Fürbild Christus sei. Sie kennten ihn alle wohl, es sei ihr naher Blutsverwandter Vetter und Schwager; wenn sie wollten, könnten sie leicht in seine Fußtapfen treten. Aber sie seien alle verblindet, ihr Reich sei nur von dieser Welt, (25) ehe einer sich eines Buchstabens seiner vermeinten „vnd frembd- vnd übelgenannten *Reputation*“ begäbe, müsse die ganze Christenheit zu Grunde gehen.

„O der Gottesvergessenen Hoffarth! O der Hoffertigen Gottesvergessenheit!“

„Verzeihet mir ihr Christlichen Fürsten, wan ihr anders dieses Nahmens würdig seyt, Ich wil euch allen über einen hauffen, so wohl auff einer als anderer seiten die Wahrheit sagen.“ Wenn der große und gestrenge Richter sie einst fragen würde, warum sie so vnzehlig viel Millionen Menschenblut vergössen, so würde ihre Hauptentschuldigung sein: ihrer königlichen *Reputation*, ihrer Kronen Hoheit, ihres fürstlichen Hauses Nutzens und Aufnehmens wegen hätten sie es nicht ändern können. Aber er werde sagen: „Verdampt seistu mit deiner Hoheit, Ich wil dich mit deiner *Reputation*, mit deinem Nutzen

vnd Auffnehmen ins ewige Feuer werffen.“ Alle irdischen Güter seien in Gottes Augen nicht so viel, als eines Menschen Heil. (26) Ihre Hoheit, ihre Ehre und ihren Ruhm könnten die Fürsten erhöhen, wenn sie die Wohlfart beförderten und den Frieden wieder aufrichteten. Gott würde den Fürsten sagen, sie müßten ihr Blut hingeben um Ruhe, Frieden und Wohlfahrt unter die Christen zu pflanzen; aber davor wüßten sie und ihre Stubenräte sich wohl zu hüten, und damit sie ihre Leiber desto besser verzärteln könnten, müßten ihre armen unschuldigen Heerden täglich durchs Schwert, durch Noth und Hunger verschmachten und sich schlachten lassen. „Wer nun Weltverstand, Macchiavellische weißheit, eigene hoheit, ehre, nutzen vnd *Reputation* mehr als die zeugnisse des Herren für seine Rathsleute helt, der ist nicht wehrt, daß er über eine Sawe, geschweige über so viel *millionen* Heerden der Christen herschen soll.“ (27) Daher beschwöre er alle Fürsten, auf die Stimme des Friedens zu hören. Es sei genug, dem Satan und den Türken zu gefallen, gekriegt worden, die *Tragoedie* solle einmal ein Ende haben, und der Krieg selbst bitte nach so vieler Arbeit um Ruhe. Der Tod sitze schon den Königen und dem gemeinen Manne im Nacken, und ohne Frieden könnten sie nicht selig sterben. Darum sage und klage er noch einmal: Liebet Frieden, Begehret Frieden, Machet Frieden! (28) Sie hätten mit allen ihren Kosten, Mühe und Kriegen bis jetzt Nichts ausrichten können, sie sollten nun einmal versuchen, was Versöhnlichkeit, Friede, Freundschaft und Huld ausrichten könnten. Wer am meisten von seinem Rechte weiche um des Friedens willen, solle die größte Ehre haben. Denn das geschehe nicht aus Kleinmut, sondern aus edlem mannhaften Herzen. Christus selbst werde ihre heilsamen Ratschläge benehmen, darum sage er (der Friede) nochmals: „Bringet die Christenheit vnd Teutschland in sonderheit wieder zu ruhe vnd Frieden.“ Keine Entschuldigung zum Aufschub oder zur Zerschlagung des Friedens könne hier gelten; (29) denn er, der Friede, sei das wichtigste, herrlichste, höchste und allerwerteste. Sein Ansehen und seine Notwendigkeit sollten bei ihnen allein gelten, alles andere müsse zurückstehen, „ja verflucht vnd vermaledeyt sey hiermit auch alles dasjenige, so künfftig dargegen erdacht vnd eingewendet werden mag.“ Er (der Friede) hätte noch viel mehr zu sagen, aber die Blödigkeit des Knaben sei nicht fähig, mehr vorzubringen. Noch eines wolle er hinterlassen: Wenn sich die Fürsten und Häupter der Christenheit seine Rede nicht zu Herzen gehen ließen, so würden alle Flüche, alle zeitlichen Strafen über sie kommen, sie sollten mit der Strafe belegt werden, mit der ihre eigenen Soldaten sich zu bestrafen angefangen hätten, in dem

einer den andern gefressen und seinen Magen und sein Gedärme mit Christenfleisch und -blut gefüllt hätte. O des Greuls! Nur bei den Wilden „so ihre Füße gegen uns kehren,“ mag es üblich sein. Diese Strafe solle über die Könige kommen, und wenn sie sich nicht gegenseitig fräßen, würde der höllische Menschenfresser sie mit Leib und Seele verschlingen, was noch tausendmal ärger wäre. (30) Über alle Anwesenden solle der Friede kommen. „Ich der Friede habe es gesagt und geklagt.“

Zum Schlusse sagte der Knabe, wieder in seinem eigenen Namen, er wisse wohl, daß er seinen Hals dem Scharfrichter darbiehen müßte, wenn er diese Worte vor den kriegführenden Häuption gesprochen hätte, aber in dieser friedfertigen Gesellschaft habe er etwas anderes zu hoffen. Er dankte allen, besonders den holdseligen Damen für ihre Aufmerksamkeit und bat sie, ihm ihre Zufriedenheit durch eine kleine Neigung ihrer Häuption anzuzeigen.

Daß diese anmutige und zugleich kräftige Rede Anerkennung fand, ist nicht zu verwundern. Sie drang weit über die Kreise, für welche sie ursprünglich bestimmt war, hinaus; noch in demselben Jahre erschien ein Druck im hohen Norden Deutschlands, in Hamburg. Hier unterstützte man alle Friedensbestrebungen mit dem kräftigsten Nachdruck, und Johann Rist, der unermüdlich gegen den Krieg schrieb und dichtete, verfehlte nicht, in einer Schrift, die inhaltlich der Rede Werders verwandt war, auf diese hinzuweisen:¹

„Der edler Jüngling, Pariß von dem Werder, hat gleichfals in seiner newlich getruckten lieblichen, jedoch auch nachdencklichen Friedes-Rede, die abschewliche Krieges Laster dermassen Hertzhafft angegriffen, vnd euch großsprechenden vnd übelhausenden Herren Soldaten, den Peltz dermassen gewaschen, daß jhr wegen einer solchen tapfferen Freyheit zu reden, viel grössere Vrsache finden werdet, jhn vnd seine Friedens-Rede, als mich vnd meinen Krieges vnd Friedens-Spiegel anzufeinden vnd auff's eusserste, wiewol vnverdient zu beneiden; Ich halte aber dafür, daß er, als eines großmühtigen vnd recht adelichen Vaters großmühtiger vnd wol erzogener Sohn vielleicht ja so wenig als ich vnd andere nach ewrem Zörnen frage.“

Auch in Cöthen wurde die Friedensrede in 400 Exemplaren auf Kosten Werders herausgegeben, mit der poetischen Bezeichnung an Stelle des Ortes: „Friedland bei Johan Jacob Friedlieb, im Jahr des grossen Friede Fürsten Jesu Christi 1640. Der Druck scheint schon vor dem Erscheinen der hamburgener Ausgabe veranstaltet zu sein, da

¹ JOHANN RISTEN Kriegs vnd Friedens Spiegel. Hamburg 1640. Vorrede. C. 3^a.

in dem Briefwechsel, welchen Fürst Ludwig und Werder über denselben führten,¹ nichts von dieser erwähnt ist.

Bereits gesagt wurde, daß Paris von dem Werder in demselben Jahre, da er den Frieden so geschickt darstellte, als „der Friedfertige“ in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde.

Werders letzte Lebensjahre scheinen ausschließlich der religiösen Poesie und besonders Betrachtungen des Todes gewidmet gewesen zu sein; denn er verfaßte eine große Anzahl von Andachten auf die Stunde des Todes (angeblich 10 000)² und dichtete 24 „freudenreiche Trostlieder oder trostreiche Freudengesänge,“ welchen ebenfalls die letzten Augenblicke des Daseins verklären sollten. Die Lieder sind der verwittweten Churfürstin Elisabeth Charlotte von Brandenburg gewidmet. Die Vorrede beginnt mit einem Paradoxon: „Es seynd unter allen Erwegungen keine höhere, als die Erwegungen eines seligen Todes; Dann ob sie gleich bey anderthalb Klaffter tief in die Erde gehen, so übersteigen sie doch auch zugleich die Veste des Gestirnes, ja ersteigen den allerhöchsten Himmel, den Himmel aller Himmel.“

Wie nun die Todes-Gedanken die allerhöchsten seien, so sei die Churfürstin die höchste Person auf Erden, die Werder kenne. Er beweist dies durch Aufzählung der ganzen churfürstlichen Verwandtschaft und sagt, er habe deshalb Ihrer Hoheit seine „siegende hohe Erwegungen gehorsamst zu schreiben wollen. Nicht zweiflende, sie werde dieselben gnädigst aufnehmen.“

In dem Verzeichnis der Lieder ist bei zweien die Veranlassung ihrer Entstehung angegeben: Nr. 19 Auff weyland Frauen, Frauen Sophien Landgräfin zu Hessen, geborne Gräfin zu Waldeck, allerletzte Todes-Worte Gott lob.

¹ KRAUSE, Ertzschrein. S. 161—163, 27. Juli bis 21. Sept. 1639. Ich habe nach dem Cöthener Drucke citiert, da dieser unter der unmittelbaren Aufsicht Werders angefertigt ist.

² Herzog Wilhelm sagt in seinem Gedicht auf Werders Tod (BECKMANN, a. a. O. S. 288):

Da GOTT Euch väterlich den milden Schmertz Kelch eingeschenkt,
Und das zerbrechlich Hauß der Seelen ziemlich hart gekränckt,
Da habt Ihr, sag ich noch, mit milden Thränen ausgesäet
Die Körner des Gebets, wie denn am hellen Tage stehet,
Daß Ihr Zehn Tausend seyn, in ihrer Todes-Andachts-Zahl.

Nr. 21 Auf weyland Fräulein, Fräulein Julianen Fürstin zu Anhalt, bey dero Siechbette, ängstlichen Brust- und Athems ermangelnden Zustand, Krafft der Worte, Gott der HErr bließ einen lebendigen Athem dem Menschen in die Nasen. Vnd alles was Athem hat lobe den HErrn. Gen. 2. 150. Psalm.

Die Lieder sind für den Gesang bestimmt, jedoch gemäß dem reformierten Ritus nicht für die Gemeinde in der Kirche, sondern zur stillen Erbauung. Trotzdem fand eines (vielleicht auch mehrere) Eingang in die lutherischen Gesangbücher, und in der That stehen einige den Liedern der besseren evangelischen Dichter nicht nach. Innigkeit des Glaubens und Gewandtheit der Form zeichnen sie gleichmäßig aus. Dabei fällt besonders ein schwärmerisches Sichversenken in die Mysterien der Leidensgeschichte Christi auf; wir erkennen hier, wie weit der Mysticismus, der im letzten Viertel des Jahrhunderts zur Blüthe kam, schon damals vorgedrungen war. Das 23. Lied über I. Joh. 1: „Das Blut Jesu Christi, Gottes Sohnes, macht uns rein aller Sünde,“ zeigt besonders dieses Überwiegen der Phantasie, und zwar in solchem Maße, daß der leipziger Censor, Doctor Hülsemann, zwei Strophen (die vierte und fünfte) veränderte, allerdings sehr unwesentlich, gleichsam nur um seinem Proteste sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Die beiden Strophen lauten in der ersten Fassung:

4. Laß meinem Blut, o Gott, dein Blut zum Frommen
In meiner Blut- und Todesstunde kommen!
Denn diß dein Blut
Wäscht mich von meinen Sünden
Drumb kann ich jo in dieser schwartzen Fluth
Mich rein im Glauben finden.

5. Wer Lämmer- Böck- und Kälber Blut berühret,
Der wird davon unflätig und beschmieret,
Das Blut allein,
Das Gottes Sohn vergossen,
Macht alle Welt weis, sauber, heilig rein
Das hab auch ich genossen.

Über diese Fassung wurde die neue geklebt und am Rande der Grund der Änderung angegeben. Die vierte Strophe lautet jetzt:

Laß meinem Blut dein Blut, O Gott zum frommen
In meiner Blut- und Todesstunde kommen!
Dein theures Blut
Wasch' alle meine Sünde,
Auff daß ich auch in dieser schwartzen Fluth
Mich rein und weiß befinde.

In der fünften Strophe sind nur die zwei letzten Zeilen verschieden:

Macht alle die weiß, sauber, heilig, rein,
So gläubig es genossen.

Noch unwesentlicher sind die Korrekturen, welche Hülsemann in der sechsten Strophe des achten Gesanges vornahm.

In allen Liedern spricht sich die sichere Hoffnung auf Erlösung von allem Übel im Tode aus, und die Angst und Pein der letzten Stunden wird möglichst kraß ausgemalt, um daneben die spätere Seligkeit, um so leuchtender erscheinen zu lassen. Daß dabei die Poesie zuweilen völlig verloren geht, zeigen schon die beiden mitgeteilten Strophen. Eines der Lieder ist sogar wieder in der spielenden Manier der „Krieg und Sieg“ Sonette gedichtet; denn es enthält in jeder Zeile die Worte „Gott lob.“ Dasselbe ist bereits im Dezember 1637 entstanden¹ und nachher nur überarbeitet. In der ursprünglichen Fassung hat es vier Strophen, deren erste lautet:

„Gott Lob, das ich in allen tritten
Nuhr Gottes Lob gesucht hab'
Vndt nie, Gott Lob, bis in mein grab
Von Gottes Lob bin abgeschritten.
Lobt Gott, der mich nach seiner gnadt
Zu Gottes Lob erwehlet hatt,
Eh Gottes Lob noch liessen klingen,
Zu loben Gott, die Seraphim,
Daß ich, Gott lob, mit meiner Stimm
In Gottes Lob auch sollte singen.“

Außer der religiösen Gesinnung enthalten die „Trostlieder“ nichts, was ihnen irgend welchen Wert verleihen könnte.

Dasselbe ist der Fall bei den „Tausend seufzenden Andachten“ Werders, die vierzehn Jahre nach dessen Tode von dem Schwager Paris' von dem Werder herausgegeben wurden. Sie gewähren weder für die Beurteilung Werders, noch in irgend einer andern literarhistorischen Beziehung irgend welche Ausbeute; unsere Betrachtung braucht daher bei ihnen nicht zu verweilen.

¹ Werder an Fürst Ludwig 22. Dez. 1637. (KRAUSE, Ertzschein. S. 146.)

IX. Schluß.

Das Urteil über Werders litterarische Thätigkeit hat mannigfache Wandlungen durchgemacht, und schwankt zwischen den Extremen begeisterten Lobes und harter Verurteilung. Die meisten Kritiker, zumal die der älteren Zeit, berücksichtigten nur die Tasso-Übersetzung und wissen an ihr vor allem die schwierige Strophenform zu rühmen. Man stellte dabei gewöhnlich Werder mit Hübner und Opitz als Reformatoren der deutschen Poesie zusammen und verglich sie unter einander. Besonders bis in die Mitte der vierziger Jahre des 17. Jahrhunderts gab man diesen drei Dichtern den höchsten Rang auf dem deutschen Parnass und ließ es häufig unentschieden, welchem von ihnen die Palme gebühre. Allegorisch ist dies angedeutet in Duysburgks „Legation der Esel in *Parnassum*“ (1638):¹ Auf dem Helikon sind in neun Sälen alle Bücher der Welt aufgestellt. Der sechste Saal enthält alle Poeten „so von Anfang der Welt her in allerhand Sprachen beschrieben worden (so!). Hier waren drey kleine Altare mit Lorbeer-Zweigen geschmücket, vff dem einen lagen des *Opitii opera*, vff dem andern der *Bartas*, vnnd vff dem dritten das erlösete Jerusalem, in Teutsch gebracht, so alle drey erst newlich waren hinein geliefert worden. Man wiese solche dem Gesandten als einem Teutschen sonderlich, mit vermelden, es hätte *Apollo* anbefohlen, diese Schrifften in Ehren zuhalten vnd wol zuverwahren, weil deren *authores* die ersten gewesen, so die hochteutsche Mutter-Sprache von den Pritschers-Reymen gesaubert vnd gewiesen hätten, daß man auch im Teutschen könne Verse machen.“

Später wurde Hübner, weil seine Poesie den Regeln Opitzens zu wenig entsprach, nicht mehr den bedeutenden Dichtern beigezählt, wie das Urteil Neumeisters (s. S. 17) zeigt. Werders Ruhm blieb dagegen lange unangetastet. HILLE² und NEUMARK³ priesen ihn als Leuchte der Fruchtbringenden Gesellschaft, SCHOTTEL⁴ urteilte ebenfalls noch ziemlich anerkennend; aber MORHOF⁵ sprach der Tasso-

¹ *Legation* oder Abschickung der Esel in *Parnassum*, Gestellet vnd verfertigt durch *Randolphum* von Duysburgk. Anno MDCXXXVIII. Bl. 25. Siehe Hans von Dißkau (der Tilgende) an Fürst Ludwig 12. Jan. 1639. KRAUSE, Ertzschrein. S. 34.

² a. a. O. S. 195 f. ³ a. a. O. S. 452 f.

⁴ Teutsche Haubtsprache. S. 1173 f.

⁵ Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. 3. Ausgabe. Lübeck und Leipzig 1718. S. 185.

Übersetzung allen Wert ab: „es ist alles gezwungen und hat keine sonderliche Art.“ NEUMEISTERS¹ Kritik war ganz farblos: „*Opitii et Hubneri aequalis, minor quidem illo, hoc tamen maior dictione et poeseos arte.*“ BECKMANN² und KÖNIG³ stützten sich auf die Bemerkungen Neumarks und gaben im wesentlichen nur diese wieder. Ein gänzlich abfälliges Urteil über das „erlösete Jerusalem“ fällte GOTTSCHED,⁴ als er eine neue Übersetzung der „*Gerusalemme liberata*“, welche Koppe, einer seiner Anhänger, verfaßt hatte, anzeigte. Er citierte Werders Werk, ohne den Namen des Verfassers zu nennen. Wie schlecht dasselbe geraten sei, werde ein jeder wohl wahrnehmen können, der nur den Anfang, der gleichwohl noch das Beste darin sei, lesen wolle. Die Schweizer erwähnten Werder nirgends.⁵ Lange Zeit hindurch blieben dann seine poetischen Bestrebungen so unbeachtet, daß sogar ein anhaltinischer Historiker Fürst Ludwig die Autorschaft des „erlöseten Jerusalems“ zuschrieb,⁶ bis endlich wieder gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf Werders Dichtungen hingewiesen wurde. KÜTTNER⁷ entriß sie der langen Vergessenheit und lenkte durch Worte voll hoher Anerkennung die Aufmerksamkeit der Litterarhistoriker auf sie. Er sagt unter anderm: „Wenn man in Werders Verteutschungen des Tasso und Ariost sieht, wie er, nach dem damaligen Vermögen unsrer Sprache, seinen großen Urbildern nachgeeifert hat, so muß man über die Zuversicht und Geduld dieses poetischen Kriegsmannes erstaunen. Beyde Dichter sind reich an besondern Schönheiten, beyde von hinreißender Einbildungskraft und originellem Witze; dieser ausschweifend, und jener gekünstelter. Der Uebersetzer versuchte beyder Manieren auch im Teutschen zu treffen. Er that noch mehr, er legte sich freywillig den drückenden Zwang auf, auch dieselbe Versart, die

¹ *Specimen dissertationis.* S. 111.

² a. a. O. VII, 289. ³ a. a. O. S. 1028.

⁴ Beyträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit VIII, 346. Eine andere Kritik von KOPPEs „befreitem Jerusalem“ im Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste, Leipzig 1745, I. Band, 2. Stück, S. 99—116, vergleicht die beiden Ausgaben von 1626 und 1651 und bemerkt dazu; „So angenehm es ist, zu sehen, wie der Poet nach Verlauf von 26 Jahren sich zu verbessern geglaubt: so leicht wird man bemerken, daß in Ansehung unsrer heutigen Poesie, eins nicht viel besser gerathen sei, als das andre.“

⁵ Nicht einmal in dem Aufsatz „Von dem Zustande der deutschen Poesie bey Ankunft Martin Opitzens (Zürcherische Streitschriften, 9. Stück), obwohl darin auch unbedeutende Dichter behandelt waren.

⁶ KRAUSENS Fortsetzung der Betramischen Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt. Halle 1782. II, S. 753 Anm.

⁷ Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781. I, 129—131.

mühevollen achtzeiligen Stanzen nachzubilden. Kurz, Dietrich von dem Werder wagte alles, und überwand alles. Seine Uebersetzungen haben, selbst bey dem Zwange des dreyfachen Reims, durchgehends einen natürlichen Fluß: er ist glücklich in Kopirung mancher Gemälde, im Ausdruck starker Leidenschaften und heftiger kurzer Stellen. Die Zeiten, in denen er lebte, machen gewöhnliche Fehler bei ihm verzeihlich. Seine Dolmetschung klingt altfränkisch, einzelne Verse sind rauh; aber er ist eingedrungen in den Geist des Originals, er hat mit Begeisterung übersetzt, und mit Unverdrossenheit gefeilt und nachgeholfen.“ Eine Einschränkung erfuhr diese allzu günstige Beurteilung bald darauf in einem Artikel CHR. G. SCHMIDTS in der Zeitschrift „Olla Potrida“,¹ betitelt „Skizzen von der Geschichte der deutschen Dichtkunst:“ „Dietrich von dem Werder muß als Uebersetzer des Tasso genannt werden, nicht allein zum Beweis der bekanntwerdenden italienischen Litteratur, sondern auch weil er die Stanzen des Originals beybehalten. Sie sind freilich ziemlich lahm, aber er entschuldigt sich damit, daß noch keine Regeln bekannt wären. Der Ausdruck hat wenig epische Würde.“

Eine verständnisvolle Würdigung ließ dann BOUTERWEK² Werders Übersetzungen zu Theil werden, und widmete ihnen eine ausführliche Besprechung in seinem großen Werke. Er betonte wiederholt, daß sie in allem, was Sprache und Stil anginge, die meisten deutschen Gedichte aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts überträfen und bemerkte mit richtigem Urtheil über das „erlösete Jerusalem“: „Die Sprache dieser Uebersetzung ist zum Theil veraltet, und in Beziehung auf die neueren Formen weniger correct, als Opitzens Sprache; aber der Styl ist in vielen Stellen so bestimmt, kräftig, leicht und edel, und dem Style Tasso's so glücklich nachgebildet, daß das deutsche Publikum durch diese Uebersetzung zum ersten Male einen ausländischen Dichter, wenn gleich sehr unvollkommen, doch unentstellt kennen lernen konnte. Auch die metrische Form der regelmäßigen Stanzen von acht Zeilen ist in der Uebersetzung des Jerusalem ohne allen Zwang durchgeführt.“

Die günstige Meinung, welche man seitdem über Werder allgemein hegte,³ theilte GERVINUS⁴ nicht. „Werder theilte,“ sagte er, „seine

¹ Berlin 1783, 2. Stück, S. 95.

² Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. 10. Band. Göttingen 1817. S. 27, 255—261.

³ Siehe z. B. PRUTZ, Zur Geschichte der deutschen Uebersetzungs-Litteratur in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst. 1840. Nr. 57—63. Sp. 481.

⁴ Geschichte der deutschen Dichtung. V. Aufl. III, 250 f.

Thätigkeit zwischen geistliche Lieder, Erbauungsschriften und Uebersetzungen. Heutzutage, da man den Adel des Schriftstellers an seinen Büchern nicht mehr lobt, wird man in den Preis seiner Schriften nicht mehr so lebhaft einstimmen, wie man zu seinen Lebzeiten that. Er hat Bußpsalmen, Trostlieder auf die Todesstunde, Gebete, eine Masse Andachten aus der heiligen Schrift, und mehreres Andre geschrieben und gereimt; die Reime sind zum Theil sehr unbedeutende Spielereien; in seinem Sieg und Krieg Christi z. B. Wichtiger sind seine Übersetzungen des Tasso und Ariost, die allerdings der Wahl nach auffallen, der Treue der Uebersetzung nach wenigstens theilweise neben Opitzens neue Kunst, sich dem Fremden anzuschließen, gesetzt werden müssen, obgleich auch sie zu übermäßig selbst von Späteren gepriesen worden sind.“

Dieses harte Urteil erklärt sich dadurch, daß Gervinus, wie besonders seine Auffassung des 17. Jahrhunderts zeigt, einen zu hohen künstlerischen Maßstab an die Erzeugnisse der deutschen Litteratur aus den Zeiten des Verfalles legte. Wohl muß für die ästhetische Betrachtung alles, was unschön ist, auch als schlecht gelten; der Historiker aber muß die Bedingungen der Zeit und der äußeren Umstände berücksichtigen, ehe er ein Kunstwerk verdammt. Freilich darf diese Berücksichtigung nicht so weit gehen, daß man alles, was unter widrigen äußeren Umständen entstand, um der Thatkraft des Erzeugers willen, lobenswert findet. In diesen Fehler verfällt, Werder gegenüber, KURZ,¹ welcher ihn in einer Weise erhebt, der seine poetischen Verdienste durchaus nicht entsprechen, und alle Mängel der Übersetzungen der „noch rauhen und unbeholfenen Muttersprache“ zuschreibt.

Eine eingehende und klar abwägende Kritik der Werke Werders und ihrer augenblicklichen und dauernden Bedeutung hat LEMCKE² gegeben. Er scheidet vor allem scharf die Übersetzungen von den selbständigen Arbeiten, in der richtigen Erkenntnis, daß Werder „ein begabter, aber kein selbstständig vorwärts dringender Geist, ein Empfänger, kein Erzeuger“ war, und wiederholt den kühn klingenden, aber wahren Satz GOEDEKES,³ daß Werders Übersetzungen sich bis auf die großen Leistungen unsrer Romantiker mit allen derartigen Arbeiten messen können. Erwähnt sei noch als Beweis dafür, wie gering von anderer Seite die Leistungen Werders geschätzt werden,

¹ Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Aufl. II, 375.

² Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit I, 161—166.

³ Elf Bücher deutscher Dichtung I, 289.

daß SCHERER in seiner deutschen Litteraturgeschichte nicht einmal Werders Namen nennt.

Allerdings hatte Werder nur ein formales Talent, welches durch einen ausgebildeten Geschmack unterstützt wurde, ein selbstschaffender Dichter war er nicht. Er besaß zudem keine sicheren ästhetischen Ansichten, und so wurde sein richtiges Gefühl für das Schöne durch die entgegen wirkenden Strömungen des Zeitgeschmackes überwunden, wenn er nicht in einem großen Original die Stütze fand, an die er sich anklammerte. Er stand mit künstlerischen Ansichten allein in einem Kreise, der keine Empfindung für die heitere Poesie der vergangenen Zeit besaß und über dem Streben nach korrekter Form jedes Gefühl für einen dichterischen Inhalt verloren hatte.

Namenverzeichnis.

- Andreä, Joh. Val. 10.
Apelles 63.
Ariosto, Lud. 24, 25, 67, 83—90.
Augspurger 63.
Augustus, Fürst von Anhalt 32.
- B**
Bachmann 63.
Banér, General 32, 33.
Barclay, Joh. 90.
Barth, Casp. 63.
Bartas, Guillaume Salluste de 6—22, 48.
Barthold, F. W. 3, 21, 40, 47, 48, 65, 126.
Becker, Cornelius 121.
Beckmann 5—7, 22, 29, 32, 34, 35, 37, 38, 42—44, 47, 138.
Betulius (Bircken) Sigm. v. 63, 121.
Beza, Theodor 121.
Bobertag, Fel. 94.
Bodenhausen, Hans v. 23.
Borinski, Carl 1.
Bouterwek 22, 139.
Brehme, Christ. 63.
Brunet 10.
Buchholtz, Andr. Heinr. 63.
Buchner, Aug. 6, 7, 8—10, 39, 44, 57, 60, 63—65, 69, 76, 79, 80, 117.
Burgsdorf, Curt v. 94.
- Christian II. von Anhalt 25, 43, 45, 51, 56.
Coler, Gottfr. 43.
Coler, Rebek. Cath. 36.
Combachius, Joh. 26.
Contarini 25.
- D**
Dach, Sim. 63.
Damiro 97.
Dantiscanus, G. A. 25.
Dohna, Burggraf v. 5.
Draudius, G. 10.
Duysburgk, Randolph v. 137.
- E**
Ebert, 69.
Elisabeth von Hessen 25.
Elisabeth Charlotte, Kurfürstin von Brandenburg 134.
Episcopus, Joh. 29.
Ernst, Fürst von Anhalt 30.
Ernst Gottlieb, Fürst von Anhalt 47.
Erske, Alex. 43, 57.
- F**
Finkelthaus, Gottfr. 63.
Fischart, Joh. 85.
Fleming, Paul, 4, 57, 63, 121—123.
Freinsheim, Joh. 63.
Friedrich V., Pfalzgraf bey Rhein 5.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 40.
- G**
Gadenus, Maur. 26.
Geiger, Ludw. 22, 48, 60, 61.
Gervinus, G. 18, 139.
Goelenius, Rud. der Ältere 24, 27.
Goedeke, Karl 8, 10, 19, 38, 140.
Goethe, Joh. Wolfg. 10.
Gottsched, J. Chr. 138.
Greif (Gryphius, Andr.?) 63.
Gries, J. D. 73.
Gröblinger (Greflinger, G.?) 63.

Gueintz, Christ. 35, 52.

Guidi 84.

Hagedorn 85.

Haller 85.

Hanmann, Enoch 63, 121.

Harsdörffer, Phil. 13, 14, 16, 39, 43, 52,
54, 56, 63, 64, 85, 94.

Hartmann 63.

Herdegen, Joh. 94.

Hille, C. G. v. 16, 22, 37, 39, 44, 48,
65, 85, 137.

Hoffmann v. Fallersleben 38, 114.

Homburg, E. Chr. 63.

Homer 71.

Höpfner, Ernst 1, 3, 6, 10.

Hübner, Tob. 2—22, 25, 30, 38, 43, 45,
60, 63—65, 69, 75, 137.

Hülsemann, Joh. 42, 135, 136.

Hund (? wohl Lund, Zach.) 63.

Isaaks-Sohn, Israel 34.

Joachim Ernst von Brandenburg 25.

Joachim Georg I. von Anhalt 5.

Jöcher 17, 22, 29.

Johann, Administrator der Pfalz 26.

Johann Christian, Herzog von Brieg 62.

Johann Georg, Kurfürst von Sachsen 28.

Johannette Elisabeth von Anhalt 42.

Juliane, Fürstin von Anhalt 134 f.

Kellner? 63.

Klaj, Joh. 63.

Klopstock 59, 117.

Knoche, Ernst 33.

König 22, 138.

Koppe 138.

Krosigk, Christ. v. 64.

Krosigk, Juliane Ursula v. 31.

Küttner 22, 138.

Kurz, Heinr. 23, 140.

Lemcke, Karl 13, 140.

Lermeas, Gabr. 10.

Lettow, Georg v. 26.

Lobwasser, Ambr. 11, 121.

London (Lund?) 63.

Loredano, Franc. 90—98.

Lucius? 63.

Ludwig, Fürst von Anhalt-Cöthen 2, 9,
13, 27, 28, 32—34, 43—45, 47, 48,
49—52, 54—56, 61, 62, 64, 65, 67, 80.

Marot, Clement 121.

Matthias, Kaiser 25.

Melissus, Paul 121.

Milagius, Mart. 39, 54.

Morhof, Dan. G. 17, 137.

Moritz von Oranien 27.

Moritz, Landgraf v. Hessen 23—29.

Moscherosch, Jac. 55, 63.

Muth, Bernh. 1.

Neumark, Georg 16, 22, 37, 44, 48, 57,
58, 65, 137.

Neumeister, Erdm. 17, 37, 125, 138.

Opitz, Mart. 1, 2, 6—10, 12, 16, 31, 44,
49, 55, 59—68, 70—72, 74, 75, 77, 79,
82, 83, 91, 117, 121—125, 137.

Ovidius 71.

Pellissier, Georges 10.

Petraeus, Henr. 26.

Petrarca 25, 40, 125.

Pfaw, Kasp. 33.

Piccolomini, Oct. 33, 112.

Plauen (Plavius, Joh.) 63.

Prutz, Rob. 139.

Racine, Louis 10.

Riese, Georg 26.

Rist, Joh. 37, 39, 44, 63, 133.

Rommel 22, 24—29.

Rotth, Alb. Christ. 47.

Rumpler von Löwenhalt 63.

Sainte-Beuve 10.

Scherer, W. 141.

Scherffer von Scherffenberg 63.

Schill? 63.

Schilling, Friedr. v. 61.

Schmid? 63.

Schmidt, A. G. 29.

Schmidt, Chr. G. 139.

Schmidt, Erich 85, 94.

Schneuber, J. M. 63.

Scholley, Phil. v. 29.

Schottel, Just. G. 17, 37, 44, 52, 63, 137.

- Sebottendorf, Pet. v. 47.
Schütter? 63.
Schütz, Heinr. 24.
Schwabe, Ernst 75.
Sophie von Hessen 134.
Sophie, Gräfin zu Solms 25.
Stallmann, Kanzler 32.
Steuber, Werner 26.
Strackius, Theod. 26.
Strieder, Wilh. 22—24, 37, 42.
Stubenberg, Freiherr v. 39, 97.
Sturm, Casp. 26.
Sturm, Sam. 97.
Sutor, G. F. X. 97.
- Tasso, Torqu. 17, 24, 25, 38, 39, 67—83.
Titius, J. Pet. 63.
Torstenson 34.
Tscherning, Andr. 63, 77.
- Veldeke, Heinr. v. 119.
Virgilius 71.
Vogel, Jac. 63.
- Wahl, Graf v. d. 33.
Waldau, Cathar. v. 26, 30, 114, 115.
Wallenstein, Albrecht von 31, 91, 109—114.
Weckherlin, Rud. 8, 11, 63.
Weller, Em. 20.
Welti, H. 119.
Werder, Cuno Hartwig v. d. 30, 55.
Werder, Gebhard Paris v. d. 55.
Werder, Heinrich v. d. 55.
Werder, Paris v. d. 35, 36, 40, 41, 55, 126 ff.
Werder, Vorfahren und Verwandte Diederichs v. d. 23.
Wetzel, 22.
Wieland, Chr. M. 86.
Wilhelm, Herzog von Sachsen-Weimar 47, 58.
Wilhelm Landgraf von Hessen 34.
- Zedler 22.
Zepko, Dan. v. 63.
Zesen, Phil. v. 63.

Verlag von VEIT & COMP. in LEIPZIG.

Falckenberg, Dr. R., Professor an der Universität Jena, **Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart.** Im Grundriß dargestellt. gr. 8. 1886. geh. 6 *M*; geb. 7 *M*.

Diese Geschichte der neueren Philosophie wird nicht nur dem Neuling willkommen sein, welcher die einzelnen Denker und Denkrichtungen in möglichst präziser Fassung authentisch charakterisiert sehen möchte, sondern auch allen Gebildeten, welche das Bedürfnis haben, das Ganze der philosophischen Entwicklung der Neuzeit in seiner Gesamtheit zu überschauen. Die „Erläuterung von über 150 der wichtigsten philosophischen Kunstausrücke“ (meist Fremdwörtern, z. B. Analyse, Idee, Idealismus, Monismus, Naturalismus, Pantheismus u. s. w.), welche als Anhang beigegeben ist, erhöht die Brauchbarkeit des sich durch geschmackvolle Darstellung, gute Ausstattung und (last not least) billigen Preis auszeichnenden Werkes.

Goepfert, Ernst, **Die Mundart des sächsischen Erzgebirges.** Nach den Lautverhältnissen, der Wortbildung und Flexion dargestellt. Mit einer Uebersichtskarte des Sprachgebietes. gr. 8. 1878. geh. 2 *M* 60 *Pf*.

Hahn, Heinrich, Bonifaz und Lul. Ihre angelsächsischen Korrespondenten. Erzbischof Lul's Leben. gr. 8. 1883. geh. 10 *M*

Knieschke, Dr. Emil, **Das deutsche Lustspiel in Vergangenheit und Gegenwart.** Kritische Beiträge zur Litteraturgeschichte unseres Volkes. 8. 1861. geh. (6 *M*) Herabgesetzter Preis 1 *M* 60 *Pf*.

Settegast, Dr. Franz, Professor an der Universität Leipzig. **Die Ehre in den Liedern der Troubadours.** gr. 8. 1887. geh. 1 *M* 35 *Pf*.

Welti, Dr. Heinr., **Geschichte des Sonettes in der deutschen Dichtung.** Mit einer Einleitung über Heimat, Entstehung und Wesen der Sonettform. gr. 8. 1884. 5 *M* 40 *Pf*.

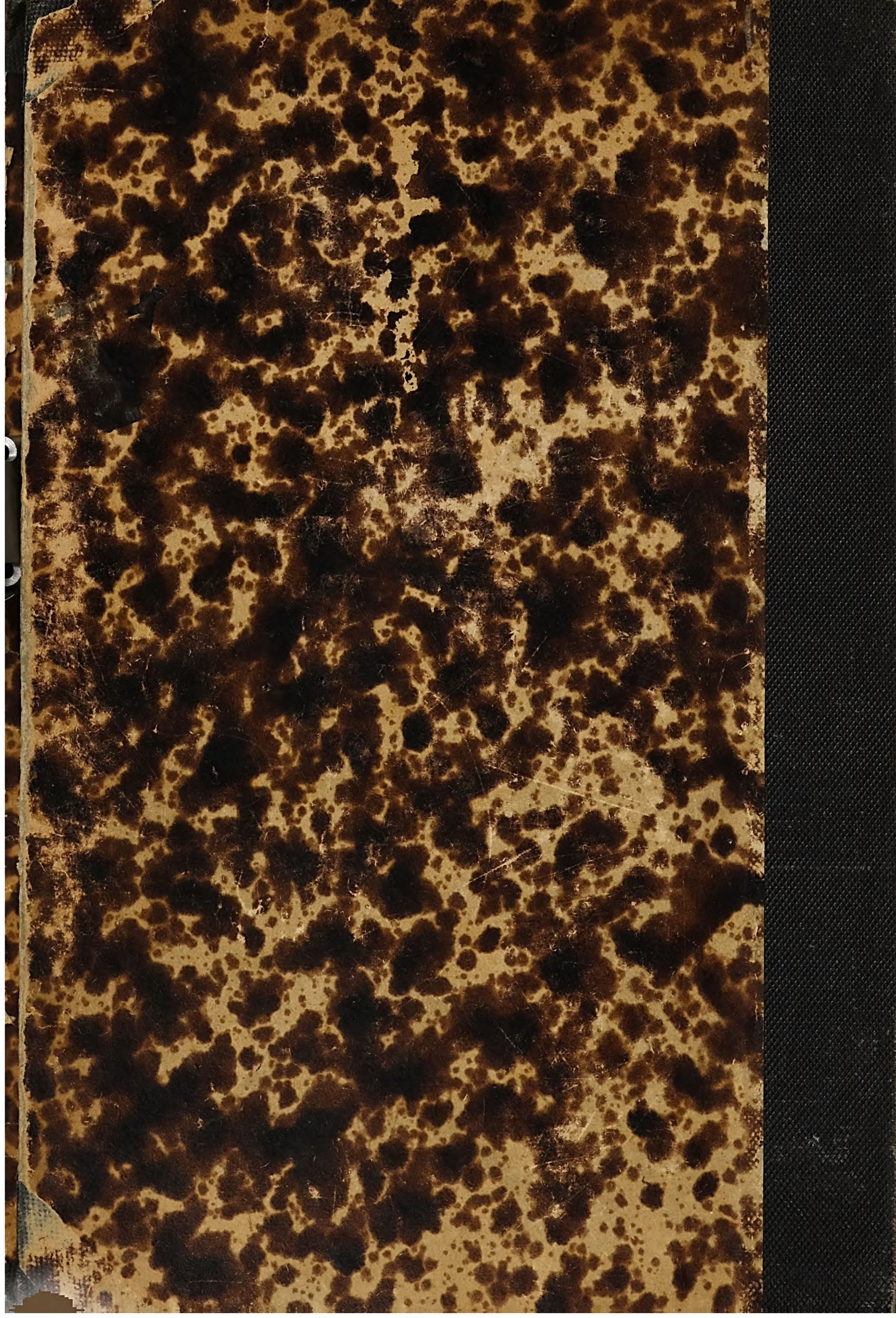
Wülker, Dr. Richard, Professor an der Universität Leipzig, **Grundriss zur Geschichte der angelsächsischen Litteratur.** Mit einer Uebersicht der angelsächsischen Sprachwissenschaft. Unter Rücksicht auf den Gebrauch bei Vorlesungen. gr. 8. 1886. geh. 10 *M*.

Wychgram, Dr. J., Albertino Mussato. Ein Beitrag zur italienischen Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1880. geh. 2 *M* 40 *Pf*.

8. 12

80. 80.





Witkowski, Georg,

Diederich von dem Werder ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte
des siebzehnten Jahrhunderts

Leipzig 1887

Biogr. 1240 hoa

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11573261-4